



**Kanton Basel-Stadt**

Bau- und Verkehrsdepartement des Kantons Basel-Stadt | Städtebau & Architektur | Kantonale Denkmalpflege  
Präsidialdepartement des Kantons Basel-Stadt | Abteilung Kultur | Archäologische Bodenforschung

# **Basel und der Dreissigjährige Krieg**

**Beiträge der Tagung im  
Kleinen Klingental in Basel  
am 6. und 7. Februar 2020**





ISBN: 978-3-85556-051-6  
(c) bei den Autorinnen und Autoren

Titelbild: Martin Möhle, unter Verwendung einer Ansicht von Basel, aquarellierte Zeichnung von Matthäus Merian, um 1640/50 (Albertina, Wien, Inv. 3457), sowie der Schilderung der Belagerung Frankfurts an der Oder, Radierung von Matthäus Merian, «Theatrum Europaeum», 1646 (Herzog August Bibliothek, Wolfenbüttel, Signatur Graph. C: 1067). Siehe hierzu auch den Beitrag von Marcus Sandl in diesem Band.

# **Basel und der Dreissigjährige Krieg**

**Zuwanderung, Zerstörung, Festungsbau und  
neue Konzepte im Städtebau und Bauwesen Europas  
vom 16. bis zum 18. Jahrhundert**

**Beiträge der Tagung im  
Kleinen Klingental in Basel  
am 6. und 7. Februar 2020**

**herausgegeben von  
Daniel Schneller und Guido Lassau**

**Redaktion  
Martin Möhle**

**Basel 2021**

## Vorwort

Als die Teilnehmerinnen und Teilnehmer sich im Februar 2020 zu der Tagung «Basel und der Dreissigjährige Krieg» im Kleinen Klingental versammelten, erreichten uns zwar schon Nachrichten von einem Virus in China, doch ahnte niemand, auf welch lange Zeit es unmöglich sein würde, sich von Angesicht zu Angesicht zu weiteren Konferenzen zu versammeln. Um ihre Beiträge zu Aufsätzen auszuarbeiten mussten die Referentinnen und Referenten dann in Klausur. Das wirkte sich zwar vorteilhaft für die Konzentration auf die bereits vorgestellten Thesen aus, bedeutete jedoch zugleich, dass die Widrigkeiten geschlossener Archive und Bibliotheken zu überwinden waren. Hierfür sei allen Beteiligten ein grosser Dank ausgesprochen.

Die Tagung reiht sich in Veranstaltungen zur historischen Stadtentwicklung Basels, die von der Kantonalen Denkmalpflege und der Archäologischen Bodenforschung des Kantons Basel-Stadt seit 2013 gemeinsam organisiert werden. Ziel dieser Reihe ist es, ausgehend von den lokalen Verhältnissen den Vergleich zu anderen Städten und Regionen Europas zu suchen. Der Dreissigjährige Krieg als eine gesamteuropäische Katastrophe, mit der sich die historische Forschung zum 400. Jahrestag des Prager Fenstersturzes 2018 erneut intensiv beschäftigt hat, sollte dabei in seinen Wirkungen auf den Städtebau befragt werden. Schnell wurde bewusst, dass schon in der Reformationszeit Gedanken und Entwicklungen zur Stadtgestalt entstanden, die über den grossen Krieg hinaus bis ins 18. Jahrhundert prägend waren, namentlich im Befestigungswesen. Es war aber nicht allein eine Tagung zum Festungsbau. Untersucht und dargestellt wurden anhand archäologischer und bauhistorischer Spuren auch die Auswirkungen auf das Leben der Menschen hinter den Mauern. Durch rationalistische Konzepte des Städtebaus wurde im 16./17. Jahrhundert der Begriff der modernen Stadt vorbereitet, der bis ins 20. Jahrhundert ungeschmälert Geltung hatte.

Besonders erfreulich sind die Beiträge zu vergleichbaren Städten. Zürich, Schaffhausen, Freiburg im Breisgau zählen quasi zur Nachbarschaft Basels, doch belegen die unterschiedlichen Entscheidungen, die aus politischen und wirtschaftlichen Gründen getroffen wurden, die Bandbreite der Entwicklungsmöglichkeiten auf einer gemeinsamen kulturgeschichtlichen Basis. Ähnliches gilt für Marburg, wo die Reformation sehr spezifische und von Basel und dem Oberrheingebiet verschiedene Wirkungen zeugte. Die Referate zu Belgrad und Antwerpen weiten den Blick auf fernere Regionen. Während die flandrische *boom-town* des 16. Jahrhunderts den Weg zur europäischen Grossstadt vorzeichnete, wird in Belgrad die Essenz der westlichen Stadtvorstellung in der Gegenüberstellung mit der Zeit der osmanischen Besitznahme deutlich.

Dr. Daniel Schneller  
Kantonaler Denkmalpfleger

Guido Lassau, lic. phil. / MAS  
Kantonsarchäologe



Klaus Spechtenhauser: Plakat zur Tagung im Februar 2020, unter Verwendung eines Scheibenrisses von Tobias Stimmer, 1579. Kunstmuseum Basel, Inv. 1911.99.



# Inhalt

## **Einleitung**

Martin Möhle (Seite 7–9)

## **Konfessionelle Polarisierung und Kriegsschauplatz – der südliche Oberrhein 1500–1648**

Dieter Speck (Seite 11–25)

## **Die Festung Basel im Dreissigjährigen Krieg: Leitbilder, Ausführung und Rahmenbedingungen**

Tobias Büchi (Seite 27–46)

## **Basels Stadtre Regiment im 16. Jahrhundert im Spiegel seiner Wochenausgaben-Bücher: ein Profil seiner Prioritäten**

Beat von Scarpatetti (Seite 47–54)

## **Basels Phlegma. Kriegstheater, Schachspiel und die Festungspolitik Basels im 17. Jahrhundert**

Marcus Sandl (Seite 55–68)

## **Von der Reisewissenschaft zur Idealstadt. Ordnungsprinzipien in der Stadttheorie der Frühen Neuzeit**

Martin Möhle (Seite 69–88)

## **«unndt wiederumb curiert undt gesund hinauß»? Ein interdisziplinärer Blick auf einen Friedhof des 17. Jahrhunderts im Basler Almosen**

Elias Flatscher, Laura Rindlisbacher (Seite 89–105)

## **Von «kottigen Massen» und Gerbereigestank: Basler Gewerbebauten zwischen dem 16. und 18. Jahrhundert im archäologischen Befund**

Johann Savary (Seite 107–122)

## **«dem lieben Gott anbefohlen» – Schaffhausens Stadtbefestigungen der frühen Neuzeit im Kontext obrigkeitlicher Selbstdarstellung und Fremdwahrnehmung**

Daniel Grütter (Seite 123–135)

## **«Arte et Marte» – Die Gründung der Bibliotheksgesellschaft und der barocke Festungsbau in Zürich**

Christine Barraud Wiener, Andreas Motschi (Seite 137–150)

## **Marburg – eine andere Stadt der Reformation**

Ulrich Klein (Seite 151–166)

## **Freiburg im Breisgau – Der Wandel der spätmittelalterlichen Stadt zur Festung aus archäologischer Sicht**

Bertram Jenisch (Seite 167–182)

## **Urban Resilience: Bold Urban Planning and Conservative Typology in 16th century Antwerp**

Petra Maclot (Seite 183–201)

## **Diskontinuität: der Fall Belgrad im 18. Jahrhundert**

Andrej Žmegač (Seite 203–210)





# Einleitung

Martin Möhle

Das Tagungsthema «Basel und der Dreissigjährige Krieg» mag zunächst verwundern. Denn die seit 1501 in den Verband der Schweizerischen Eidgenossenschaft eingetretene Stadt erlebte keine Belagerung, Eroberung oder Plünderung. Dennoch war der Krieg eine Belastung, finanziell, gesellschaftlich und mental. Aufzuzeigen ist dies durch Archäologie und Bauforschung, durch Quellenstudium zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte sowie durch die Betrachtung der damals kursierenden städtebaulichen Ideen und deren Rezeption.

Wir fassen den Rahmen weit. Friedrich Schiller begann seine «Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs» (1791–93) mit der Schilderung der Reformation. Zwar wird das Morden und Verwüsten heute kaum noch in erster Linie als Konfessionskrieg interpretiert, vielmehr als Teppich verschiedener «Kriegstypen» – vom Ständeaufstand über den Hegemonialkrieg bis zum Bürgerkrieg<sup>1</sup> – die nicht alle gleichzeitig und überall stattfanden und die sich gegenseitig am Leben erhielten. Auch ohne direkte Kriegszerstörungen drängten sich militärische Aspekte des Städtebaus schon seit dem 16. Jahrhundert in den Vordergrund – einerseits befördert durch den Fortschritt der Belagerungstechnik, andererseits durch neue Methoden, den Krieg mathematisch (und ballistisch) zu berechnen. Die kalkulierte Antwort bestand nicht nur in der Form von geplanten und verwirklichten Befestigungswerken, sondern auch in einem veränderten Leben und seiner Organisation hinter den Wällen und Bastionen. Durch die Säkularisation des Klostersguts war in den reformierten Städten erstmals seit dem Mittelalter eine zwar partielle, aber grossflächige Neuordnung des Stadtgebiets möglich geworden. Mit dem Humanismus und der Renaissance gelangten Idealstadtentwürfe, sowohl politische als auch architektonische, von Italien aus in den Norden. Dies alles ist im Beziehungsgeflecht von internationaler Politik, militärischen Kräfteverhältnissen, wirtschaftlichen Konjunkturen und lokalen Machtbestrebungen zu berücksichtigen.

**Dieter Speck** (Freiburg i. Br.) charakterisiert die strategische Lage des Oberrheingebiets im Spannungsfeld von konfessioneller Polarisierung sowie territorialer Ansprüche der Habsburger. Ausgehend von Italien und den Niederlanden experimentierten Stadtherren und ihre Baumeister mit Zirkel und Lineal am Entwurf der idealen Festung mit einem ganzen Apparat von Verteidigungsanlagen. Karrieren wie die des Strassburgers Daniel Specklin, dessen Werk **Tobias Büchi** (Zürich) vorstellt, waren keine Seltenheit: Der Baumeister diente sich Fürsten und Stadträten an oder wurde von diesen um Gutachten gebeten, erwarb sich dadurch eine umfassende Kenntnis europäischer Städte und wurde schliesslich in seiner Heimatstadt als Stadtbaumeister fest engagiert. Für Basel lieferte er 1588 Pläne in mehreren Varianten, wie die Verteidigung Basels zu verbessern sei – doch wurde von diesen vorerst nichts verwirklicht; erst in den 1620er-Jahren lebten entsprechende Initiativen wieder auf. Einige Schanzen und Bastionen war allerdings alles, was der Basler Rat für nötig befand. Kostspielig war nämlich auch der Unterhalt von Söldnern, die zur Verteidigung gebraucht wurden, wozu **Beat von Scarpatetti** (Binningen) aus seinem Projekt der Transkribierung von Ratsrechnungen im 16. Jahrhundert berichtet. Wie es in der Stadt damals aussah, thematisieren Beiträge der Anthropologin **Laura Rindlisberger** und der Archäologen **Elias Flatscher** und **Johann Savary**, die die jüngste Ausgrabung im Basler Casino (bzw. im nach der Reformation aufgelösten und umgenutzten

---

1 HERFRIED MÜNKLER. Der Dreißigjährige Krieg. Europäische Katastrophe, deutsches Trauma 1618–1648. Berlin 2017, S. 29–31.



Abbildung 1: Matthäus Merian schildert im „Theatrum Europaeum“ von 1643 den Prager Fenstersturz: Das Bild hat durch die Aufnahme in viele Geschichtsbücher nachgerade ikonischen Charakter erlangt. Staatliche Bibliothek, Regensburg, 999/2Hist.pol.31(1).

Barfüsserkloster) sowie die Funde und Befunde zu bestimmten Berufsgruppen in Basel (Gerber, Hafner, Metzger u.a.) präsentieren.

Allgemein wird betont, dass die Fortifikation nicht nur allein unter dem Aspekt der militärischen Nutzung gesehen werden dürfe. **Martin Möhle** zieht eine Linie zur damaligen Reisewissenschaft, die eine gedankliche Strukturiertheit des Stadtbildes, wie es zum Beispiel Merian überliefert, gefördert habe. Der Aufsatz von **Marcus Sandl** (Mitarbeiter des Projekts Stadt.Geschichte.Basel) zeigt die Verbindung des rational entworfenen Stadtgrundrisses zu Regierungspraktiken oder Herrschaftsvorstellungen auf. Der geometrische Festungsgürtel hatte insofern auch eine mediale Komponente als er auf den Bauherrn (z. B. Ludwig XIV.) verwies und gleichzeitig den Krieg in eine Art fürstlichen *Kriegstheaters* oder *Kriegsspiels* umwertete. Im Spiel wurden Fragen der politischen Klugheit geübt und der Zusammenhang zur Regierung betont. Dies gipfelte beispielsweise im Entwurf eines Schachspiels für bis zu acht Spieler, die einzeln oder in Koalitionen den Gewinn suchen konnten (Christoph Weickmann, 1664). Dabei galt es eine Gemütsqualität des guten Soldaten zu entwickeln, nämlich ein Phlegma, das das ruhige Abwarten auf einen glücklichen Augenblick erlaubt. Insofern wäre es auch möglich, das Zaudern des Basler Rats beim Ausbau der Befestigung nicht als haushälterisch und knausrig sondern als bewusstes kaltblütiges Kalkül zu bewerten.

Berichte aus den Städten Schaffhausen (**Daniel Grütter**), Zürich (**Christine Barraud, Andreas Motschi**), Freiburg i. Br. (**Bertram Jenisch**) und Marburg (**Ulrich Klein**) weiten den Blick nach Europa, zunächst in der näheren Umgebung. Der Munot in Schaffhausen in seiner altertümlichen, an eine mittelalterliche Burg erinnernden Form hatte eher repräsentativen als fortifikatorischen Wert. Zürich



liess sich während des Dreissigjährigen Kriegs mit aufwendigen Festungswerken umgeben, zugleich aber auch mit den geistigen Rüstzeug der Kriegswissenschaft schützen. Während in Zürich in neu gewonnenen Freiraum zwischen alter Stadtmauer und neuen Bastionen Wohnsitze wohlhabender Bürger entstanden stellte sich in Freiburg die Frage, wo die Bevölkerung und die Soldaten im verkleinerten Stadtgebiet unterkommen sollten, denn der Vauban'sche Festungsring umschürte die Stadt fest. In Marburg hingegen, das von dynastischen Wechselfällen der Landgrafenfamilie geschüttelt wurde, wurde die erste reformierte Universität gegründet, die Räume und Einkünfte von den aufgelösten Klöstern bezog.

Zwei weitere Beiträge lassen Gemeinsamkeiten und Unterschiede an weiter entfernten Orten erkennen. Am Beispiel Belgrads kann **Andrej Žmegač** (Zagreb) den Vorgang aufzeigen, wie die habsburgische, mit reguliertem Strassensystem aufgebaute Stadt nach der Rückgabe an die Osmanen ab 1739 wieder «orientalisiert» wurde, also mit gewundenen Gassen und bis auf das Erdgeschoss abgebrochenen Gebäuden den Wohngebräuchen der Eigentümer angepasst wurde – dies spricht für eine starke Identifizierung mit der nationalen Baukultur, abseits von praktischen Erwägungen. **Petra Maclots** Vorstellung der Stadt Antwerpen schliesslich zeigt eine reiche Handelsstadt, in der viele Innovationen im Städtebau der Frühen Neuzeit vorgeprägt wurden, von der Stadterweiterung mit Grachten (ab 1553), dem Befestigungsring bis zur unter Herzog Alba erbauten Zitadelle im Süden der Stadt.





# Konfessionelle Polarisierung und Kriegsschauplatz – der südliche Oberrhein 1500–1648

Dieter Speck

Zu Beginn des 16. Jahrhunderts war am Oberrhein der Unmut über unhaltbare kirchliche Zustände weit verbreitet, so dass reformatorische Ideen schnell auf fruchtbaren Boden fielen und zeitlich mit den Bauernaufständen zusammentrafen. In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts kristallisierte sich eine konfessionelle Polarisierung heraus, die zum Dreissigjährigen Krieg hinführte, wobei der Oberrhein eher Schauplatz als politisch agierende Grösse war. Basel war mit dem Übergang zur Reformation 1528 ein Protagonist, hundert Jahre später spielte die Stadt eine eher marginale Rolle und konnte zunehmend weniger gestalten.

## Frühe reformatorische Ereignisse

Am Oberrhein stiess das reformatorische Wirken Luthers früh auf grosses und breites Interesse. Der Eindruck eines geschlossenen katholischen habsburgischen Machtbereichs täuscht, da in den einhundert Jahren zwischen Luthers Thesen und dem Dreissigjährigen Krieg am Oberrhein viele reformatorische Initiativen zu beobachten sind und gerade die vermeintlich geschlossenen habsburgischen Gebiete weitaus differenzierter betrachtet werden müssen.<sup>1</sup> Die Kritik an kirchlichen Missständen war hier weit verbreitet, wobei die fehlende Qualifikation der Geistlichen die meisten Beschwerden hervorrief. Das Spenden der Sakramente, besonders bei Todesfällen, Taufen, Absolution ohne Beichte, Seelsorge gegen Geld, und die Tatsache, dass vielerorts in Pfarrhäusern Wirtshäuser unterhalten wurden, Pfarrer in Schlägereien verwickelt waren, unpriesterliche Kleidung und Waffen auch bei geistlichen Handlungen trugen und das Konkubinat waren die häufigsten Beschwerden.<sup>2</sup>

Zwar wurden schon auf dem Breisacher Landtag 1524 die lutherischen Lehren verboten und Freiburg gerierte sich als Speerspitze des Alten Glaubens, doch waren damals 28 Studenten in Freiburg – u.a. Capito, Hedio, Zell, Alber –, die später als oberdeutsche Reformatoren bekannt wurden.<sup>3</sup> In Breisach

---

1 HANS WILHELM ROHDE. Evangelische Bewegung und katholische Restauration im österreichischen Breisgau unter Ferdinand I. und Ferdinand II. (1521–1595). Studien zur Kirchenpolitik der Habsburger in Vorderösterreich im 16. Jahrhundert. Freiburg 1957; JOHANN ADAM. Evangelische Kirchengeschichte der elsässischen Territorien bis zur französischen Revolution. Strassburg 1928, bes. S. 574 ff; FRANZ GFRÖRER. Die katholische Kirche im österreichischen Elsass unter Erzherzog Ferdinand II. In: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 49 NF 10, 1895, S. 480–524; JOSEPH SCHMIDLIN. Die kirchlichen Zustände in Deutschland vor dem Dreissigjährigen Kriege, Erläuterungen und Ergänzungen zu Janssens Geschichte des deutschen Volkes im 16. Jahrhundert, Bd. 7, Heft 6 (Teil 3), Freiburg 1910, S. 1–254; HENRI STROHL. Le Protestantisme en Alsace. Strasbourg 1950; DIETER STIEVERMANN. Österreichische Vorlande. In: ANTON SCHINDLING, WALTER ZIEGLER (Hg.). Die Territorien des Reichs im Zeitalter der Reformation und Konfessionalisierung, Bd. 5: Der Südwesten. Münster 1993, S. 256–277; HERIBERT SMOLINSKY. „Ecclesiae rhenanae“, Die Reformation am Oberrhein und ihre Eigenart. In: Saskia Durian-Rees, Heribert Smolinsky (Hg.). Habsburg und der Oberrhein. Gesellschaftlicher Wandel in einem historischen Raum. Freiburg 2002, S. 51–65; ein Überblick bei HERMANN EHMER. Die evangelische Bewegung in den vorderösterreichischen Landen. Pfarrer, Mönche und Laien unter dem Einfluss der Reformation. In: Zeitschrift für württembergische Landesgeschichte 60, 2001, S. 363–394; neuerdings der nicht mehr ganz aktuelle Forschungsstand bei WOLFGANG HUG. Reformationszeit am Oberrhein. Von Ursachen und Wirkungen der konfessionellen Spaltung der Region. In: Freiburger Diözesan-Archiv 137, 2017, S. 80–138, beispielsweise S. 123.

2 DIETER SPECK. Die vorderösterreichischen Landstände. Entstehung, Entwicklung und Ausbildung bis 1595/1602 (Veröffentlichungen aus dem Archiv der Stadt Freiburg 29). Freiburg/Würzburg 1994, insbes. S. 454–546. Die Beschwerdeschrift in: Stadtarchiv Freiburg (SAF) C 1 Landstände 3.

3 Tiroler Landesarchiv Innsbruck (TLAI) Kopb.j.R., Von und an die f. Dht. (1521–1523), fol. 59v f.; AUGUSTE GASSER. La chronique d' Ensishem. In: Revue d'Alsace 1919, insbes. S. 45 (1521 August 25); WINFRIED HAGENMAIER. Das Verhältnis der Universität Freiburg zur Reformation. Freiburg 1968; ENGELBERT KREBS. Das Urteil

predigte Pfarrer Haas die neue Lehre und musste mit einer Äbtissin nach Mühlhausen/Mulhouse fliehen, das der Eidgenossenschaft zugewandt war und 1529 zur Reformation übergang. Dennoch war Pfarrer Haas noch bis 1527 Leutpriester in Breisach. Sein Schlatter Kollege Peter Spengler hingegen wurde in Ensisheim als Häretiker hingerichtet. In Rheinfeldern predigte 1523 der abtrünnige Franziskaner Johann Eberlin von Günzburg und in Neuenburg wirkte Otto Brunfels reformatorisch. Er musste 1524 die Stadt verlassen, ging nach Bern und wurde als Mediziner und Botaniker bekannt.<sup>4</sup>

In Kenzingen predigte Jakob Otter, der von Jakob Sturm in Strassburg/Strasbourg unterstützt wurde, das seit 1523 reformatorisch war und eine besondere Strahlkraft am Oberrhein besass. Auch Otter musste weichen und wurde von 200 Bürgern begleitet, denen man anschliessend die Rückkehr verweigerte. Die Ausgesperrten fanden zunächst in Strassburg/Strasbourg Asyl, bis ihre Rückkehr aus steuerlichen Gründen wieder gestattet wurde.<sup>5</sup> In Waldshut wirkte seit 1523 Dr. Balthasar Hubmaier, der am Züricher Religionsgespräch teilnahm. Zeitweise musste er nach Schaffhausen ausweichen. Hubmaier radikalisierte sich, Waldshut kooperierte mit den aufständischen Bauern und ein eidgenössisches Eingreifen wurde befürchtet. Schliesslich ging Hubmaier zum Täufern über und nach der Niederlage der Bauern musste er nach Zürich fliehen, überwarf sich mit Zwingli, ging nach Mähren, wurde verhaftet und in Wien hingerichtet.<sup>6</sup> Ein anderer Täufer war Michael Sattler, Verfasser der Schleithemer Artikel und grundlegender Bekenntnisschriften der Mennoniten; er wurde schliesslich in Rottenburg am Neckar hingerichtet.<sup>7</sup>

Im sundgauischen Altkirch waren die reformatorischen Ideen in den aufständischen Bauernhaufen sehr verbreitet, ähnlich im Gebiet der Abtei Murbach und der Herrschaft Rappoltstein/Ribeaupierre.<sup>8</sup> Generell scheinen sich in vielen Regionen reformatorische Ideen und Bauernaufstand vermischt zu haben, was es den Herrschenden einfach machte, Reformation, Aufstand und Eidgenossengefahr propagandistisch zu vermengen und dagegen vorzugehen. Dennoch scheint die Reformation am Ober-

---

der Universität Freiburg vom 12. Oktober 1524 über Luthers Lehren. In: Zeitschrift der Gesellschaft für Beförderung der Geschichts-, Altertums- und Volkskunde von Freiburg, dem Breisgau und den angrenzenden Landschaften 36, 1920, S. 58–67; DIETER MERTENS. Humanismus und Reformation am Oberrhein, Luther und die Reformation am Oberrhein (Ausstellungskatalog der badischen Landesbibliothek). Karlsruhe 1983, S. 41 und 57; JOSEF ANTON RIEGGER. Ulrich Zasius. Epistolae ad viros aetatis suae doctissimos. Ulm 1774, S. 394 beschreibt beispielsweise das Ritterstandsglied Johannes von Schönau als Anhänger Luthers. FRANZISKA SCHAUDEK. Die Universitätsbibliothek der Freiburger Albertina zu Beginn des 17. Jahrhunderts. Der Catalogus Librorum Omnium ad Bibliothecam Universitatis pertinentium. In: Freiburger Universitätsblätter 212, 2016, S. 49–62; MERET WÜTHRICH. Die „häretischen und verbotenen Bücher“ der Universitätsbibliothek Freiburg. Eine Untersuchung anhand des Catalogus Librorum Omnium ad Bibliothecam Universitatis pertinentium. In: Schau-ins-Land 137, 2018, S. 25–42.

4 ROHDE 1957 (wie Anm. 1), S. 40–70; BERENT SCHWINEKÖPER. Klosteraufhebungen als Folge von Reformation und Bauernkrieg im habsburgischen Vorderösterreich. In: Schau-ins-Land 97, 1978, S. 61–78; PETER PAUL ALBERT. Die reformatorische Bewegung zu Freiburg bis zum Jahre 1525. In: Freiburger Diözesan Archiv 49 NF 19, 1919, S. 1–80 und S. 520–521; EHMER 2001 (wie Anm. 1), S. 385–386.

5 RALF LUSIARDI. Ackerbürgerstadt und Evangelium. Die evangelische Bewegung in der vorderösterreichischen Landstadt Kenzingen. In: ZGO (wie Anm. 1), 141 NF 102, 1993, S. 185–211; HERMANN SUSSANN, JAKOB OTTER. Ein Beitrag zur Geschichte der Reformation. Karlsruhe 1892;

6 EIKE WOLGAST. Balthasar Hubmaier. Waldshut und die oberdeutsche Täuferbewegung. In: Beiträge zur badischen und kurpfälzischen Kirchengeschichte 2016, S. 185–201; JOSEPH LOSERTH. Die Stadt Waldshut und die vorderösterreichische Regierung in den Jahren 1523–1526. In: Archiv für österreichische Geschichte 77, 1891, S. 1–149; TOM SCOTT. Reformation and Peasants, War in Waldshut and Environs: A Structural Analysis. In: Archiv für Reformationsgeschichte 69, (1978), S. 82–169.

7 HANS-OTTO MÜHLEISEN. Michael Sattler 1490–1527. Benediktiner – Humanist – Täufer. In: HANS-OTTO MÜHLEISEN (Hg.). St. Peter auf dem Schwarzwald. Lindenberg 2003, S. 45–71; WERNER-ULRICH DETJEN. „Ihr habt tapfere Hirten und Bischöfe genug.“ Zeugen..... und Zeugnis der Reformation in der Grafschaft Hohenberg (1521/22–1550/1600). In: Der Sülchgau 35, 1991, S. 1–149.

8 FRANZISKA CONRAD. Reformation in der bäuerlichen Gesellschaft. Zur Rezeption reformatorischer Theologie im Elsass (Veröffentlichung des Instituts für Europäische Geschichte Mainz 116). Göttingen 1984; Diess. Reformation in der bäuerlichen Gesellschaft. In: PETER BLICKLE, ANDRES LINDT, ALFRED SCHINDLER (Hg.). Zwingli und Europa. Zürich 1985, S. 137–150.



Abbildung 1: Ensisheim. Matthäus Merian, *Topographia Alsatia*, Frankfurt am Main 1663.

rhein nach 1525 in den Landstädten kein Massenphänomen mehr gewesen zu sein, die Habsburger forderten Loyalität ein, die mit Katholizismus gleichgesetzt wurde. In Reichsstädten wie Strassburg, Mühlhausen/Mulhouse, Schlettstatt/Sélestat, Colmar oder anderen Territorien wie Reichenweier/Riquewihir sah die Sache anders aus. Generell kann man sagen, dass die Reformation am Oberrhein in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts überwiegend ein städtisches Phänomen war, das die Habsburger neben dem Aufstand der Bauern unterbinden konnten. Das Täuferturn galt als Anarchie und wurde unterschiedslos von katholischen wie evangelischen Obrigkeiten unerbittlich bekämpft.<sup>9</sup>

### Die konfessionelle Lage seit dem Ende des 16. Jahrhunderts

In Adelskreisen am Oberrhein sah die Sache anders aus. Im Schmalkaldischen Krieg (1548) standen schon einige Glieder des vorderösterreichischen Ritterstandes im Verdacht, protestantisch zu sein. So unterstützten u.a. Konrad von Tübingen, Sebastian von Ehingen, Christoph von Falkenstein die schmalkaldische Partei. Einige Jahre später liegen zahlreiche Quellen zur religiösen Lage vor, so schreiben der Landvogt und sein Kanzler aus Ensisheim (Abb. 1) an den Erzherzog, dass «...fast den merern thail unnd die fürnembsten des herrn unnd ritterstandts den sectischen leern anhengig sein...». Hier vollzog sich eine ähnliche Entwicklung wie im reichsunmittelbaren Adel und die Häufung von Konversionen zeigte die konfessionellen Spielräume, die durch die Herrschaftsferne der Habsburger vorhanden war.<sup>10</sup> Besonders schwierig war die Situation in den Bergbauregionen wie

<sup>9</sup> DIETMAR SCHIERSNER, Katholische Konfessionsbildung in den habsburgischen Vorlanden. Bedingungen, Entwicklungen, Akteure. In: DIETMAR SCHIERSNER, ANDREAS LINK, BARBARA RAJKAY, WOLFGANG SCHEFFKNECHT (Hg.). Augsburg, Schwaben und der Rest der Welt. Neue Beiträge zur Landes- und Regionalgeschichte. Festschrift für Rolf Kiesling zum 70. Geburtstag. Augsburg 2011, S. 193–219.

<sup>10</sup> DIETMAR SCHIERSNER. Semper fidelis? Konfessionelle Spielräume und Selbstkonzepte im südwestdeutschen Adel der frühen Neuzeit. In: RONALD G. ASCH, VĀCLAV BUZEK, VOLKER TRUGENBERGER (Hg.). Adel in Südwestdeutschland und Böhmen 1450–1850. Stuttgart 2013, S. 95–126.





Abbildung 2: Wappenkartusche der vorderösterreichischen Landstände von der Karlskaserne in Freiburg. Foto: Siegbert Uttendörfer.

dem elsässischen Lebertal/Val de Lièpvre, wo sich Hugenottenflüchtlinge niedergelassen hatten und neben dem katholischen Kultus lutherisch und calvinistisch, in deutsch und französisch gepredigt wurde. Es handelte sich um Bergleute, die man zur Ausbeutung der Silberminen dringend benötigte. Aus pekuniären Interessen wurden daher kulturelle und konfessionelle Mischlagen toleriert. Der Adel galt als besonders problematisch, da er sich grösstenteils dem Luthertum oder dem Calvinismus zugewandt hatte. Prominenteste Vertreter waren die Herren von Rappoltstein und die Grafen von Tübingen. Bei den Rappoltsteinern predigte zeitweise der Basler Simon Sulzer, Anna Alexandrina verfasste für ihren Sohn einen Fürstenspiegel und Verhaltenskodex und es wurde eine evangelische höhere Schule in Rappoltweiler/Ribeauvillé unterhalten.<sup>11</sup> Auch Lazarus von Schwendi pflegte konfessionelle Toleranz; die Konfession war für ihn irrelevant. Weitere protestantische Adelsfamilien waren die von Baden, Hattstatt, Mörsperg, Waldner von Freundstein, Bergheim, Bärenfels, Brünighofen, Rotberg u. a.<sup>12</sup>

Es gab seit den 1570er-Jahren manche Versuche, den Adel zu rekatholisieren, wobei immer wieder Bildung und Erziehung als Mittel eingesetzt wurden. Hierbei spielten die Jesuiten eine gewichtige Rolle.<sup>13</sup> Die vorderösterreichische Ritterschaft (Abb. 2) gab 1586 ein Religionsgutachten in Auf-

11 Egenolf habe als christlicher Regent die Aufgabe und Pflicht, den Ursachen eines möglichen Aufstandes entgegenzuwirken und den Untertanen ein guter Fürst zu sein. JULIUS RATHGEBER. Rappoltstein. Strassburg 1874, S. 118–121; LOUIS SÜSS. Geschichte der Reformation in der Herrschaft Rappoltstein (Bausteine zur elsass-lothringischen Geschichts- und Landeskunde 14). Jena 1914, insbes. S. 27. BENOÎT JORDAN. Entre la gloire et la vertu. Les Sires de Ribeaupierre 1451–1585 (Société savante d'Alsace et des régions de l'est collection. Textes et documents, tome XLIV). Strasbourg 1991, insbes. S. 217–229; DIETER SPECK. Schulen als politische Instrumente? Frühneuzeitliche Bildungsinitiativen am Oberrhein. In: URSULA HUGGLE, HEINZ KRIEG (Hg.). Schule und Bildung am Oberrhein im Mittelalter und in der Neuzeit (Forschungen zu Oberrheinischen Landesgeschichte 60). Freiburg 2016, S. 87–114.

12 SPECK 1994 (wie Anm. 2), S. 452–493.

13 DIETER SPECK. Jesuiten und konfessionelle Polarisierung am Oberrhein. In: Markgräfler Land 2/2011, S. 172–202.

trag, mit dem sie wegen ihrer freiwilligen Unterstellung unter Habsburg ständische Libertät wie die Reichsritterschaft und damit das Recht der freien Konfessionswahl bei gleichzeitig unangefochtener Loyalität zu Habsburg für sich beanspruchte. Dieses Gutachten blieb nicht nur ein juristisches Schriftstück, sondern wurde auch umgesetzt. So waren die den Ritterstand lenkenden Ausschüsse um 1600 konfessionell beinahe paritätisch im Verhältnis von sechs Protestanten zu sieben Katholiken besetzt, wobei der protestantische Ritterschaftspräsident im Zweifelsfall mit seinem Votum den Ausschlag gab und die Abstimmung nicht numerisch erfolgte.

## Habsburg am Oberrhein

Basel war gewohnt, seit dem Hochmittelalter mit den Habsburgern als benachbarte Territorialfürsten zu leben und sich zu arrangieren und mit dem Ende des Schwaben- oder Schweizerkrieges 1499 und der Erbeinigung mit Maximilian 1511 hatte man einen *status vivendi* gefunden und die Koexistenz festgeschrieben. Mit Maximilian waren die Habsburger endgültig zu einer europäischen Grossdynastie aufgestiegen, territoriale Aspekte standen nicht mehr im Vordergrund. Mit Karl V. und Ferdinand I. zeichnete sich ab 1519 noch einmal eine Veränderung ab, aber die vorderösterreichischen Lande waren nach wie vor mit dem Reichsoberhaupt eng verbunden. Mit der Installation einer tirolisch-vorderösterreichischen Linie ab 1565 neben den habsburgischen Kaisern und der innerösterreichischen Linie sowie den *spanischen* Habsburgern trafen diverse dynastische Interessen aufeinander, die Schnittmenge war der Oberrhein.<sup>14</sup>

## Spanische und Deutsche Habsburger

Mit der Wahl des spanischen Königs zum Kaiser waren die Grundlagen für die spanische und deutsche Linie der Habsburger gelegt. Geostrategisch gehörten Spanien, die Franche Comté und die spanischen Niederlande zusammen, die Erblände an Rhein und Donau, Böhmen und Ungarn waren Herrschaftsgebiet der deutschen Habsburger. Unmittelbar nach seiner Wahl hatte Karl mit seinem Bruder Ferdinand in Brüssel in Geheimvereinbarungen (1522 Febr. 2) diese Aufteilung vollzogen und Ferdinand als seinen Statthalter eingesetzt. Davon ausgenommen waren die Landgrafschaft Elsass, die Grafschaft Pfirt/Ferette und die Reichslandvogtei Hagenau, die Ferdinand lediglich auf Lebenszeit zugestanden wurden und die danach an Spanien-Burgund fallen sollten, was jedoch nie realisiert wurde.

Existentiell wurde dieser Anspruch im langjährigen Ringen der spanischen Habsburger mit den aufständischen Niederländern, da andauernd Nachschub an Söldnern aus Spanien und Italien erforderlich war. Die Abtretung der Landgrafschaft Elsass und der Landvogteien Hagenau und Ortenau an die spanischen Habsburger wurde im Vorfeld der Kaiserwahl 1617 im sogenannten Onatevertrag erneut fixiert. Dies war während des Dreissigjährigen Krieg immer wieder ein entscheidender Punkt zwischen spanischen und deutschen Habsburgern, da der Kaiser spanische Hilfe benötigte, für die spanischen Verwandten war die *Spanische Strasse* bzw. der Durchzug am Oberrhein essentiell. So war eine Absicherung des *camino imperial* von Norditalien über die Franche Comté und Lothringen in die Niederlande für die spanischen Habsburger militärisch unverzichtbar. Da die Spanische Strasse über die Franche Comté und Lothringen durch Frankreich bedroht war, wuchs die Bedeutung des Oberelsass als Landweg sowie des Rheins als Wasserstrasse enorm. Die vorderösterreichischen Lande waren für die Durchzüge von Graubünden und Veltlin über die Alpen, den Bodenseeraum und der Hochrhein daher von zentraler Bedeutung.<sup>15</sup>

14 OTTO STOLZ. Geschichtliche Beschreibung der ober- und vorderösterreichischen Lande (Quellen und Forschungen zur Siedlungs- und Volkstumsgeschichte der Oberrheinlande 4). Karlsruhe 1943, S. 79–98; ERNST WALTHER HEYDENDORFF. Vorderösterreich im Dreissigjährigen Kriege. In: Mitteilungen des Österreichischen Staatsarchiv 12, 1959, S. 74–142 und 13, 1960, S. 107–195, insbes. Teil 1, Anlage III; SPECK 1994 (wie Anm. 2); DIETER SPECK. Dominanz – Balance – Kooperation. in: ZGO 153 NF 114, 2005, S. 277–355.

15 KARL JOSEF SEIDEL. Das Oberelsass vor dem Übergang an Frankreich. Landesherrschaft, Landstände und





Abbildung 3: Erzherzog Leopold von Österreich. Universitätsarchiv Freiburg D 13/ 2305.

Als im August 1632 die Schweden die kaiserlichen Truppen bei Wiesloch schlugen und der erste französische Einfall in das Unterelsass folgte, bestätigte sich dieses Szenario. Bis Jahresende war das habsburgische Oberelsass schwedisch, später französisch besetzt, die Spanische Strasse drohte unterbrochen zu werden.<sup>16</sup> Habsburgisches Ziel war daher nicht nur die Rückeroberung der verlorenen Gebiete, sondern die Sicherung der Spanischen Strasse. Nahezu alle habsburgischen Truppenbewegungen spielten sich zwischen Burgundischer Pforte und dem Oberrhein ab. So war es konsequent, wenn der schwedische Heerführer Herzog Bernhard von Sachsen sich hier auf Kosten der Habsburger ein neues Territorium aufzubauen versuchte. Der Oberrhein war 1632–1644 somit ein fundamentaler strategischer Faktor im Fokus französischer, spanischer wie deutsch-habsburgischer Interessen.

### Ambitionen, Funktionen, Regentschaft Erzherzog Leopolds

Seit 1565 gab es mit Erzherzog Ferdinand II. eine tirolisch vorderösterreichische Linie, neben der innerösterreichischen in Graz und dem habsburgischen Kaiser. Als die Habsburger sich aus dynasti-

---

fürstliche Verwaltung in Alt-Vorderösterreich (Bonner Historische Forschungen 45). Bonn 1980, S. 24–27; STOLZ 1943 (wie Anm. 14), S. 51–61; JOSEF HIRN. Tirols Erbtheilung und Zwischenreich 1595–1602. In: Archiv für österreichische Geschichtsforschung 92, 1903, S. 272–361; VICTOR VON RENNER. Die Erbteilung Kaiser Ferdinand II. mit seinen Brüdern. In: Zeitschriften des Tiroler Landesmuseums Ferdinandeum 1873, Folge 3, 18, S. 197–248; OTTO GLISS. Der Onatevertrag. Limburg 1933. In: BERND ROECK (Hg.), Deutsche Geschichte in Quellen und Darstellung, Band 4: Gegenreformation und Dreissigjähriger Krieg 1555–1648. Stuttgart 1999, S. 179–185; GEOFFRY PARKER. The Army of Flanders and the Spanish Road 1567–1659. Cambridge <sup>2</sup>2004; RAINER BABEL. Zwischen Habsburg und Bourbon: Aussenpolitik und europäische Stellung Herzog Karls IV. von Lothringen und Bar vom Regierungsantritt bis zum Exil (1624–1634). Sigmaringen 1989.

<sup>16</sup> JEAN BAPTIST ELLERBACH, AUGUSTE SCHERLEN. Der Dreissigjährige Krieg im Elsass (1618–1648) 3 Bde. Mühlhausen 1912–1928.

## Habsburgischer Herrschafts- und Einflussbereich um 1620

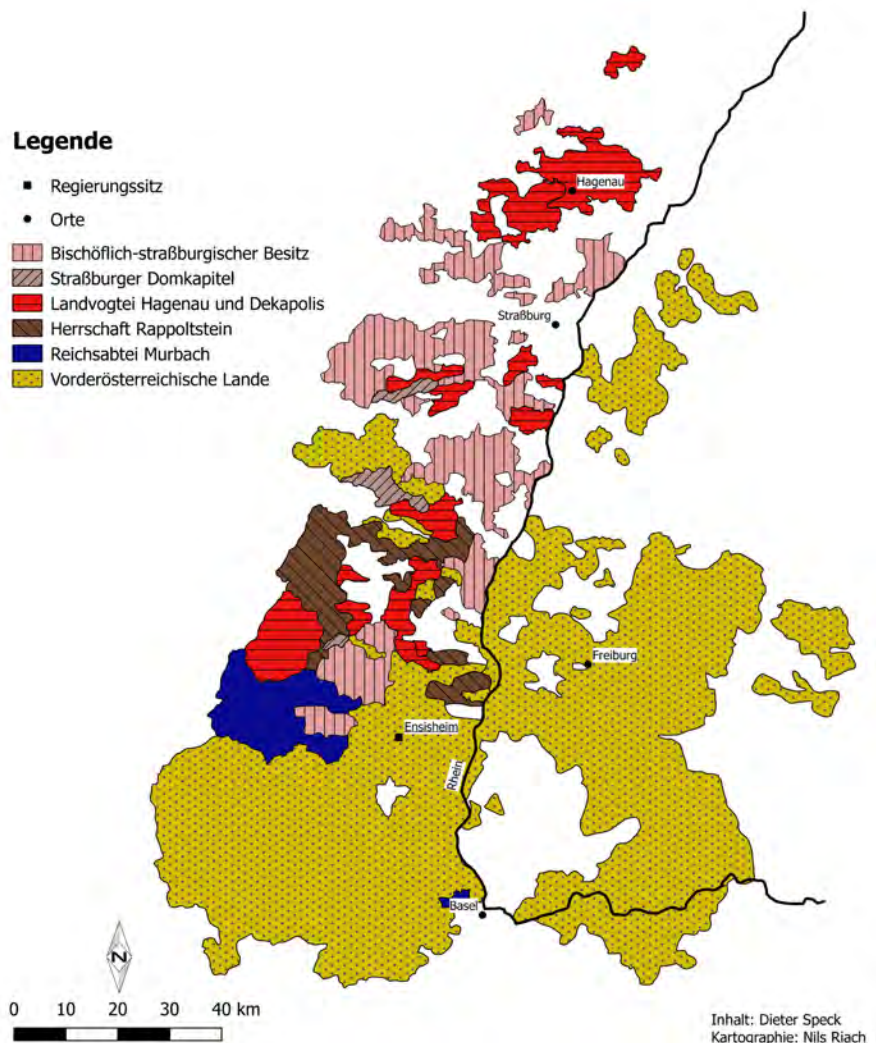


Abbildung 4: Karte des Habsburgischen Herrschafts- und Machtbereichs um 1620.

schon Gründen erneut auf eine Regentschaftsregelung am Oberrhein verständigen mussten, wurde der Erzherzog Leopold V. Bischof von Passau und Strassburg Regent am Oberrhein (Abb. 3). Schon im Erbstreit von Jülich-Kleve-Berg 1609 hatte er versucht, sich ein weltliches Territorium zu sichern, scheiterte aber; die Folgen dieses versuchten Handstreiches, vor allem der Werbungen, trug grösstenteils das Elsass.<sup>17</sup>

Leopolds Ambitionen auf die Böhmisches Krone 1611/12 als Machtbasis für die deutsche Königskrone hatten wiederum Truppenwerbungen im Elsass und Passau zur Folge. Leopold scheiterte und erst 1618 erlangte er neue politische Perspektiven als Landesfürst am Oberrhein. Auf Leopolds Abenteuer in Jülich ging die Feindschaft mit Ernst von Mansfeld 1609–1611 zurück, der sich vom Erzherzog betrogen fühlte. Dies erklärt Mansfelds erbitterte Aktionen gegen das bischöflich-strassburgische Territorium Leopolds in den Jahren 1621/22.

17 CAROLIN PECHO. Fürstbischof, Putschist, Landesherr. Erzherzog Leopolds Herrschaftsentwürfe im Zeitalter des Dreissigjährigen Krieges. Paderborn 2016; DIETER SPECK. Zwischen den Linien. Die vorderösterreichischen Lande und der Niedergang der habsburgischen Vormachtstellung am Oberrhein. In: KATRIN KELLER, MARTIN SCHEUTZ (Hg.). Die Habsburgermonarchie und der Dreissigjährige Krieg (Veröffentlichungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung 73). Wien 2020, S. 95–126; RALPH TUCHTENHAGEN. Die schwedische Vorherrschaft am Oberrhein. In: ZGO 162 NF 123, 2014, S. 231–259.

Nicht zu übersehen sind Leopolds Katholisierungsimpulse am Oberrhein. Leopold war als Jesuiten-zögling tief religiös erzogen und versäumte kaum die tägliche Messe. Er richtete in seiner bischöflichen Residenz Molsheim 1613 ein Seminar für den Priesternachwuchs ein, das er 1618 in den Rang einer jesuitischen Universität erhob, die auch gegen die protestantische Reichsstadt Strassburg gerichtet war. In Freiburg führte Leopold dann 1620 gegen den Willen von Stadt und Universität den Jesuitenorden ein und in Ensisheim unterstützte er das 1615 von den Jesuiten übernommene Gymnasium. Ferner drängte er Schlettstatt/Sélestat, Rufach/Rouffach und Hagenau/Haguenau den Jesuitenorden auf. Es war eine sichtbar nach aussen getragene Demonstration der Pietas Austriaca, die untrennbar mit der Religiosität und Konfessionalisierungspolitik des Erzherzogs verbunden war.

Erzherzog Leopold hatte eine Fülle von Funktionen im Elsass, baute seinen Einfluss aus und erreichte damals den Höhepunkt habsburgischer Macht am Oberrhein (Abb. 4). Seit 1600 war er Koadjutor, seit 1608 Bischof von Strassburg, 1611/1619 Obervogt der Reichslandvogtei, 1614 Abt von Murbach und Lüders/Lure und seit 1618 Regent von Tirol und am Oberrhein. Unter Leopold erfolgte durch die Einsetzung von Heerführern als Landvögte eine Militarisierung der Verwaltung, was zeigt, dass er sich als Verwandter des Kaisers mit seinem Territorium am Oberrhein permanent als Angriffsziel sah.

Die Machtfülle Leopolds veränderte sich mit seiner Relaisierung und Vermählung mit Claudia de' Medici 1626 insofern, als er das Bistum Strassburg und die Abtei Murbach aufgeben musste; in dieser Funktion folgte ihm – zunächst ohne politisches Gewicht – sein zwölfjähriger Neffe Leopold Wilhelm. Aber mit Leopolds Heirat verlagerte sich sein Herrschaftsmittelpunkt nach Innsbruck. Bis dahin war die nahezu permanente Präsenz eines Habsburgers am Rhein aussergewöhnlich, zumal Leopold in seinen Funktionen als Abt von Murbach, Bischof von Strassburg oder vorderösterreichischer Regent kaum zu unterscheiden war. Habsburg war bis 1632 unzweifelhaft die dominierende Macht am Oberrhein.

### **Kriegsschauplatz Oberrhein**

Militärisch waren die vorderösterreichischen Lande im Zeitalter der Grossfestungen und Massenheere mit ihren grossräumigen Operationsgebieten vollkommen überfordert. Das Elsass mit seinen zahlreichen kleinräumigen, konfessionell diversen, geistlichen und weltlichen, ritterschaftlichen und städtischen Herrschaftsstrukturen bot ein Bild der Heterogenität, das kaum zu überbieten war. Zudem setzte sich das Elsass aus zwei Subregionen, dem Unterelsass und dem Oberelsass zusammen, die sich zu Verteidigungszwecken nur locker in Schirmvereinen des Unterelsass, des Oberelsass und des Gesamtelsasses und nur temporär organisiert hatten, was infolge der konfessionellen Unterschiede kaum noch funktionierte.<sup>18</sup> Es gab lediglich zwei Kleinstgarnisonen, neben der Milizorganisation von acht sundgauisch-elsässischen und acht breisgauisch-schwarzwäldischen Landfahnen, den sogenannten *Rotrücklein*, die mit 8.000 Mann und schlechter Bewaffnung von geringer militärischer Qualität waren.

Mit dem böhmischen Aufstand erhielt Erzherzog Leopold eine neue Chance, sich politisch zu profilieren. Eine erste Massnahme im März 1619 waren Werbungen im Elsass, insgesamt waren es 1619–1620 rund 25.000 Soldaten, die nach Böhmen geführt werden sollten. Daher versuchte der badi-sche Markgraf Georg Friedrich als Heerführer der Union den Rheinübergang bei Breisach zu sperren. Letztlich war er militärisch aber zu schwach. Bemerkenswert wurde der Durchzug unter einem anderen Aspekt. Im markgräflichen Lager Ihringen traf am 29. Mai 1620 eine Incognito-Reisegruppe unter dem schwedischen König Gustav II. Adolf ein, der mit dem Markgrafen zusammen nachts die Festungsanlage Breisach (Abb. 5) inspizierte und danach den Vorbeimarsch von 27 Kompagnien zu Fuss und Pferd unter Erzherzog Leopold beobachtete.<sup>19</sup> Gustav Adolf war auf seiner Deutschlandreise also

18 SPECK 1994 (wie Anm. 2), zu Schirmvereinen S. 425–434.

19 JOHAN HAND. Johan Hands Dagbok, under K. Gustaf II Adolfs Resa till Tyskland 1620 (Historiska Handlingar Del 8 N.3). Stockholm 1879, S. 3–39, insbes. S. 32–35. Den Hinweis verdanke ich freundlicherweise Ralf



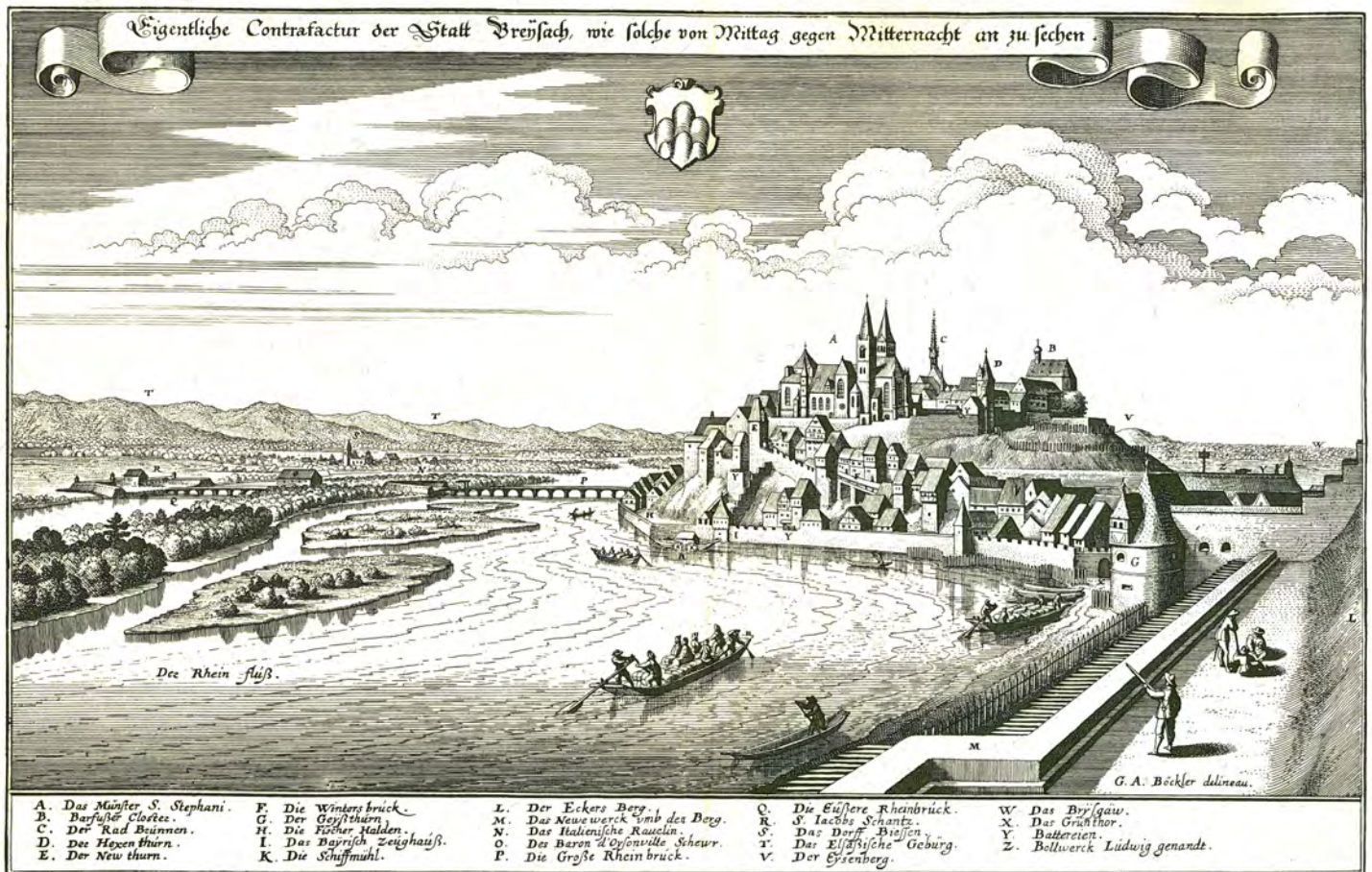


Abbildung 5: Die Festung Breisach nach Matthäus Merian, Topographia Alsatia, Frankfurt am Main 1663.

nicht nur auf Brautschau, sondern informierte sich eingehend über die militärische Lage, Bewaffnung, Befestigungswerke und militärischen Abläufe, die ihm 10 Jahre später entscheidende Grundlagen für sein Kriegsunternehmen lieferten.

Im Herbst 1621 wurde das Elsass zum ersten Mal Kriegsschauplatz, als der Söldnerführer Ernst von Mansfeld von Böhmen kommend in das Elsass gegen seinen Widersacher Erzherzog Leopold zog.<sup>20</sup> Während Leopold von Breisach und Freiburg aus die Verteidigung organisierte, befürchtete er gegenüber seinem Bruder, Kaiser Ferdinand, den Verlust der vorderösterreichischen Lande: «Ich befürchte... dass wir endlich um diese schöne Länder ganz und gar kommen werden.»<sup>21</sup> Mansfeld verfolgte damals Pläne, im Unterelsass um Hagenau/Haguenau herum ein Fürstentum zu errichten. Damals war der 18-jährige Bernhard von Sachsen einer der jüngsten Offiziere Mansfelds und mag so Anregungen für seine späteren Pläne am Oberrhein erhalten haben.<sup>22</sup> Nach dem Scheitern Mansfelds folgte für den Oberrhein eine relative Ruhephase zwischen 1622 und 1631, sieht man von den permanenten Durchzügen und Werbungen ab. Zum Jahresende 1625 reiste Leopold nach Rom, um seine Relaisierung zu erlangen und zu heiraten. Abgesehen von einem siebenmonatigen Jagdaufenthalt am Oberrhein verlegte Leopold dann seine Residenz dauerhaft vom Rhein nach Innsbruck.

Mit dem Eingreifen Schwedens und der Unterstützung Frankreichs weitete sich der Krieg immer

Tuchtenhagen, Berlin.

<sup>20</sup> SPECK 2020 (wie Anm. 17), S. 108–110.

<sup>21</sup> Zitiert nach ELLERBACH 1912, (wie Anm. 16), I, S. 302.

<sup>22</sup> WALTER KRÜSSMANN. Ernst von Mansfeld (1580–1626). Grafensohn, Söldnerführer, Kriegsunternehmer gegen Habsburg im Dreißigjährigen Krieg. Berlin 2019, insbes. S. 366–369. HANS WOLFGANG STEIN. Protection Royale. Eine Untersuchung zu den Protektionsverhältnissen im Elsass zur Zeit Richelieus 1622–1643. Münster 1978, S. 351. ELLERBACH 1912 (wie Anm. 16), Bd. I, S. 219–525.



Abbildung 6: Regierungsgebäude in Ensismheim. Foto: Elke Nagel.

mehr aus. Frankreich war primär an einer Schwächung des habsburgischen Konkurrenten gelegen, wobei eine Differenzierung zwischen kaiserlicher, tirolisch-vorderösterreichischer und spanischer Linie zweitrangig erschien. Daher kam den vorderösterreichischen Landen eine besondere Bedeutung zu. Nach dem schwedischen Sieg bei Breitenfeld folgte ein schwedischer Vorstoss auf Tirol, den Erzherzog Leopold noch abwenden konnte. Der protestantische Ritterschaftspräsident von Rappoltstein war als loyaler habsburgischer Gefolgsmann vermittelnd zwischen den Fronten unterwegs und verhandelte.<sup>23</sup> Die Frage an Kanzler Volmar, ob man nicht einem seiner Söhne die habsburgische Obristenstelle in der Landesverteidigung antragen solle, zeigt das habsburgische Dilemma, da man Rappoltstein als Protestanten nicht das Oberkommando über Truppen des katholischen Österreich übertragen konnte. Landesdefensionsmassnahmen bei Kirchhofen im Breisgau und im Sundgau verliefen für die Habsburger katastrophal.<sup>24</sup> Schon im Frühjahr 1634 wendete sich die Situation erneut. Nach dem Tod Wallensteins besetzten die Franzosen Hagenau und Philippsburg. Die Gegenoffensive endete für die Habsburger bei Thann in einer Niederlage und es gingen fast die gesamten Lande, mit Ausnahme Breisachs, verloren. Den schwedischen Sieg liess Kanzler Oxenstierna in Erfurt mit Gottesdiensten und Kanonendonner feiern.

23 ELLERBACH 1912 (wie Anm. 16), I, S. 412–414, 492–493.

24 SPECK 2020 (wie Anm. 17), S. 110–114.



Bernhard, der Große und Allererste, Herzog zu Sachsen, etc.



Abbildung 7: Bernhard von Sachsen-Weimar, im Hintergrund die Städte Würzburg und Breisach, auf die er Herrschaftsansprüche erhob. Universitätsarchiv Freiburg D 13/2615.

### Bernhard von Sachsen und Frankreich

In Frühjahr 1634 war die Lage im Elsass unübersichtlich, weder herrschte offener Krieg, noch Frieden und die vorderösterreichische Ritterschaft hatte sich im Basler Exil eingerichtet. Der Kaiser hatte militärische Erfolge erzielt und bei Nördlingen waren die vereinigten kaiserlichen, spanischen und bayerisch-ligistischen Armeen (1634 Sept. 5) siegreich. Diese schwedische Niederlage hatte enorme machtpolitische Verschiebungen zur Folge und rückte den Oberrhein erneut ins Zentrum des Kriegsgeschehens. Frankreich übernahm die schwedischen Stützpunkte Belfort, Dattenried/Delle und Colmar, trat offen in den Krieg ein (1634 Nov. 1) und gewann mit dem schwedischen Heerführer Bernhard von Sachsen einen deutschen Verbündeten.

Nach der Schlacht bei Nördlingen hatte die Ensisheimer Regierung (Abb. 6) noch Siegesfeiern angeordnet (1634 Sept. 21), doch änderte das nichts daran, dass weite Teile der Lande verloren waren. Mit der Besetzung grosser Teile Württembergs durch kaiserliche Truppen rückte das Kriegsgeschehen wieder näher. Die Ensisheimer Regierung vermutete, dass Frankreich «...Mittel und Weg suchen werde, wie sie sich fürderlichst das ganze OberElsass und Sundgau bemächtigen könnten.»<sup>25</sup> Anfang April waren die Stände mit der Erbhuldigung nach dem Tod des Erzherzogs beschäftigt, die notwen-

25 ELLERBACH 1928 (wie Anm. 16), III, S. 92, 101.

dig war, damit Erzherzogin Claudia als Witwe für ihre Kinder regieren konnte. Laut Berichten waren damals nur noch geschätzte 25 % der Untertanen am Leben, bei Ständetagen waren kaum Mitglieder anwesend und das Territorium war weitgehend okkupiert. Obwohl sich die Versorgung der Festung Breisach zunehmend schwieriger gestaltete, hielt sich König Ferdinand im August/September 1636 hier auf, da Breisach als fast uneinnehmbar galt.

Die Truppen Bernhards von Sachsen (Abb. 7) operierten zwischen Pruntrut/Porrentruy, Delsberg/Delémont und Basel, verproviantierten sich aus der Region und ignorierten die Neutralität der Eidgenossenschaft.<sup>26</sup> Durch Verträge mit Frankreich war Bernhard in einem Abhängigkeitsverhältnis und hatte die Zusicherung der Landgrafschaft Elsass und der Stadt Hagenau als französisches Lehen erhalten. Sein Kriegsziel war nach der Kontrolle über den Hochrhein die Eroberung Breisachs, das sich nach monatelanger Belagerung (1638 Dez. 17) ergeben musste. Schilderungen von Inflation, Hungersnot, Seuchen und Kannibalismus prägten die letzte Phase, wobei zwischen realer Not und propagandistischer Übertreibung kaum zu unterscheiden ist. Bei der Kapitulation musste Kanzler Volmar im Büssergewand und barfuss vor Herzog Bernhard drei Fussfälle leisten und dreimal um Gnade flehen, ehe er abziehen durfte, was die besondere Demütigung der habsburgischen Herrschaft versinnbildlicht.<sup>27</sup>

Herzog Bernhard erhielt von Frankreich die Zusicherung, alle Rechte und Einkünfte, die dem Haus Österreich im Elsass gehörten, geniessen zu dürfen, was an Mansfelds Vorstellungen von einer Herrschaft im Elsass erinnert. Vermutlich versuchte Bernhard mit seinen Eroberungen aus Teilen des Elsass, Burgunds und der Franche Comté sich ein eigenes Fürstentum zu errichten, das die Funktion eines Puffers oder Satellitenfürstentums Frankreichs am Oberrhein hätte einnehmen können. Bernhard erliess anfangs 1639 eine Instruktion zur Einsetzung von Räten, die sich um die Polizei, Regierung, Kammergut und Aufrichtung einer Justiz, aber auch den Protestantismus kümmern sollten. Zur gleichen Zeit nahm der sich im Basler Exil befindliche Ritterstand Kontakt mit Herzog Bernhard auf. Wie das zu werten ist, bleibt spekulativ, ist aber durchaus spannend, da Teile des vorderösterreichischen Ritterstandes protestantisch waren.<sup>28</sup>

Noch vor der Konstitution eines wettinischen Fürstentums starb Herzog Bernhard im Juli 1639 in Neuenburg an einer Seuche. Frankreich konnte sich rasch seiner Armee versichern, während Erzherzogin Claudia (Abb. 8) versuchte, mit Spanien ein Bündnis zur Rückeroberung von Burgund und dem Elsass zustande zu bringen. Bischof Leopold Wilhelm von Strassburg erhielt das Kommando der Reichsarmee, ein Symbol gegenüber Frankreich. Niederlagen in den Niederlanden, in Burgund, in Italien und in den Pyrenäen schwächten jedoch Spaniens Rolle gleichzeitig erheblich. Am Oberrhein selbst war die Lage desaströs. Breisach war bis auf wenige Einwohner entvölkert, Freiburg wechselte innerhalb kürzester Zeit sechsmal den Besitzer, Rheinfeldern wurde dreimal belagert. Der Weimarer Kommandant Freiburgs sah sich drei Feinden gegenüber: den Kaiserlichen, der Bürgerschaft und seinen eigenen Soldaten, von denen die meisten ehemalige Kriegsgefangene waren.

### Rückeroberungsversuche

Nach der Schlacht bei Nördlingen keimte bei den Habsburgern die Hoffnung auf, mit Württemberg und dem Hohentwiel wieder Boden gewinnen zu können. Der Hohentwieler Festungskommandant und Kriegsunternehmer Widerholt verbündete sich jedoch mit Schweden und kontrollierte weite Landstriche nördlich des Bodensees. Mehrfache Anstrengungen Erzherzogin Claudias und ihres

26 LEONHARD HAAS. Schwedens Politik gegenüber der Eidgenossenschaft während des Dreissigjährigen Krieges (Schweizer Beiträge zur Allgemeinen Geschichte 9). Bern 1951, S. 68–160. Später wurde die Neutralitätsverletzung durch die Schweden bei ihren Operationen am Bodensee und während des Seekrieges zum noch weitaus grösseren Problem.

27 L. H. WETZER. Der Feldzug am Ober-Rhein 1638 und die Belagerung von Breisach. Beiträge zur Geschichte des dreissigjährigen Krieges. In: Mitteilungen des k. k. Kriegs-Archivs NF 1 und 3, 1887 und 1889, S. 223–344 und 257–378; HEYDENDORFF 1960 (wie Anm. 14), Teil 1, S. 122–129.

28 SPECK 2020 (wie Anm. 17), S. 114–120.





Abbildung 8: Claudia Erzherzogin von Österreich. Universitätsarchiv Freiburg D13/2087.



Abbildung 9: Isaak Volmar, letzter vorderösterreichischer Kanzler und Unterhändler des Kaisers in Münster. Universitätsarchiv Freiburg D13/0909.

Kanzlers Volmar (Abb. 9), den Hohentwiel zurückzuerobern, scheiterten.<sup>29</sup> Die unübersichtlichen weiteren Kriegereignisse wechselten rasch und brachten für den Oberrhein keine gravierenden Veränderungen. Nur noch einmal kam es zu einer der grössten militärischen Auseinandersetzungen bei Freiburg, als im Sommer 1644 der Franzose Turenne und die bayerische Reichsarmee unter Mercy bei Freiburg aufeinandertrafen (1644 Aug. 3–5), die militärisch jedoch in einem Patt endete. Breisach blieb französische Festung, Freiburg kaiserlich.<sup>30</sup> Im April 1646 übergab Erzherzogin Claudia die Regentschaft an ihren Sohn Ferdinand Karl. Der ehemalige vorderösterreichische Kanzler Volmar ging als einer der Verhandlungsführer des Kaisers nach Münster. Zwischen 1643 und 1647 war der Bodenseeraum immer noch stark umkämpft, auf dem Bodensee herrschte ein von Schweden initiiertes Seekrieg mit eigens dafür gebauten Kriegsschiffen. Wiener und Tiroler Habsburger verfolgten unterschiedliche Ziele und 1648 unternahmen schwedisch-französische Truppen neue Vorstöße im Alpenvorland. Zu diesem Zeitpunkt waren nahezu die gesamten österreichischen Besitzungen vor Arlberg und Fernpass, mit Ausnahme von Konstanz und Vorarlberg, für Habsburg verloren.<sup>31</sup>

Erschöpfung und Kriegsmüdigkeit beschleunigten ab 1645 die Verhandlungen, die das Elsass als Ge-

29 EBERHARD FRITZ. Konrad Widerholt, Kommandant der Festung Hohentwiel (1634–1650). Ein Kriegsunternehmer im europäischen Machtgefüge. In: Zeitschrift für Württembergische Landesgeschichte 76, 2017, S. 219–267; CASIMIR BUMILLER. Hohentwiel. Die Geschichte einer Burg zwischen Festungsalltag und grosser Politik. Konstanz 1990; HEYDENDORFF 1960 (wie Anm. 14), Teil 2, S. 112–114.

30 HANS-HELMUT SCHAUFLE. Die Schlacht bei Freiburg im Breisgau 1644. Freiburg 1979.

31 HERIBERT KÜNG. Vor 350 Jahren: Ende des Dreissigjährigen Krieges in der Region Bodensee-Alpenrhein. In: Montfort 50, 1998, S. 182–191; FELIZITAS SALFINGER. Das Tiroler Landesfürstentum in der ersten Hälfte der Regierungszeit Erzherzog Ferdinand Karls (1646–1654). Innsbruck 1953.

genstand französischer Satisfaktion in den Blick nahmen.<sup>32</sup> Im Ergebnis sollte der Kaiser für sich und das Haus Habsburg die Landgrafschaft Ober- und Unterelsass, den Sundgau, Breisach, die Reichslandvogtei Hagenau und die Reichsstädte abtreten. Die Forderungen Frankreichs waren an die Habsburger, nicht an das Reich gerichtet, während die kaiserlichen Verhandlungsführer das Reich in die Reparationszahlungen einbinden und Habsburg entlasten wollten. Der Kaiser gab die Ermächtigung, an Frankreich das Elsass, Breisach «...und wann der Friden allein an Preiskhau haften sollte...» auch diesen abzutreten.<sup>33</sup> Schliesslich waren die Habsburger nur noch froh, einen Frieden erreicht zu haben. 1648 und danach wurde von französischer Seite immer wieder betont, nicht mehr erhalten zu haben, als den Besitz Habsburgs im Elsass. Neben den linksrheinischen Gebieten und der Festung Breisach übernahm Frankreich zwei Drittel der vorderösterreichischen Schulden, die für die Habsburger gravierender waren als die territorialen Verluste.<sup>34</sup>

Hofkriegspräsident Graf Heinrich Schlick brachte es auf den Punkt (1648 Okt. 8), dass der Teufel bisher immer den Schlüssel zum Frieden versteckt habe, «...doch ist ihme der Herr Volmar listiger gewest, in deme er den Schlissell gefunden...»<sup>35</sup> Unter diesem Aspekt ist die Bilanz von Abtretungen und Rückgewinnen zu werten: Bei Kriegsende waren faktisch die gesamten Vorlande verloren, vieles konnte zurückgewonnen und die immensen Kriegsschulden abgebaut werden. Die Hauptlast der Abtretungen hatte die vorderösterreichisch-tiroler Linie zu tragen, doch waren es Gebiete, die schon 10–15 Jahre zuvor verloren gegangen waren. Damals war noch nicht abzusehen, dass Basel schon eine Generation später einen Logenplatz im sich anbahnenden Dauerkonflikt am Oberrhein zwischen Bourbonen und Habsburgern haben sollte. (Abb. 10)

---

32 FRANZ SALES KREUTTER. Geschichte der k. k. vorderösterreichischen Staaten, 2 Bde. St. Blasien 1790, II. S. 338–348, bes. 342; JOSEF EGGER., Geschichte Tirols von den ältesten Zeiten bis in die Neuzeit, 3 Bde. Innsbruck 1872–1880, Bd. II, S. 407.

33 KONRAD REPGEN. Über den Zusammenhang von Verhandlungstechnik und Vertragsbegriffen. Die kaiserlichen Elsass-Angebote vom 28. März und 14. April an Frankreich. In: FRANZ BOSBACH, CHRISTOPH KAMPMANN (Hg.), Konrad Repgen, Dreissigjähriger Krieg und Westfälischer Friede. Paderborn 1998, S. 643–676; ALFRED OVERMANN., Die Abtretung des Elsass an Frankreich im Westfälischen Frieden. in ZGO 58 NF 19, 1904, S. 79–111, 434–478 und 59 NF 20, 1905, S. 103–145.

34 ADAM WANDRUSZKA. Die jüngere Tirolische Linie bei den westfälischen Friedensverhandlungen. Zur Geschichte der Feindschaft zwischen Isaak Volmar und Wilhelm Biener. In: ERNEST TROGER und GEORG ZWANOWETZ (Hg.). Festschrift für Univ.-Prof. Dr. Franz Huter anlässlich der Vollendung des 70. Lebensjahres. Innsbruck 1956, S. 445–453, insbes. S. 451.

35 HEYDENDORFF 1960 (wie Anm. 14), S. 193.



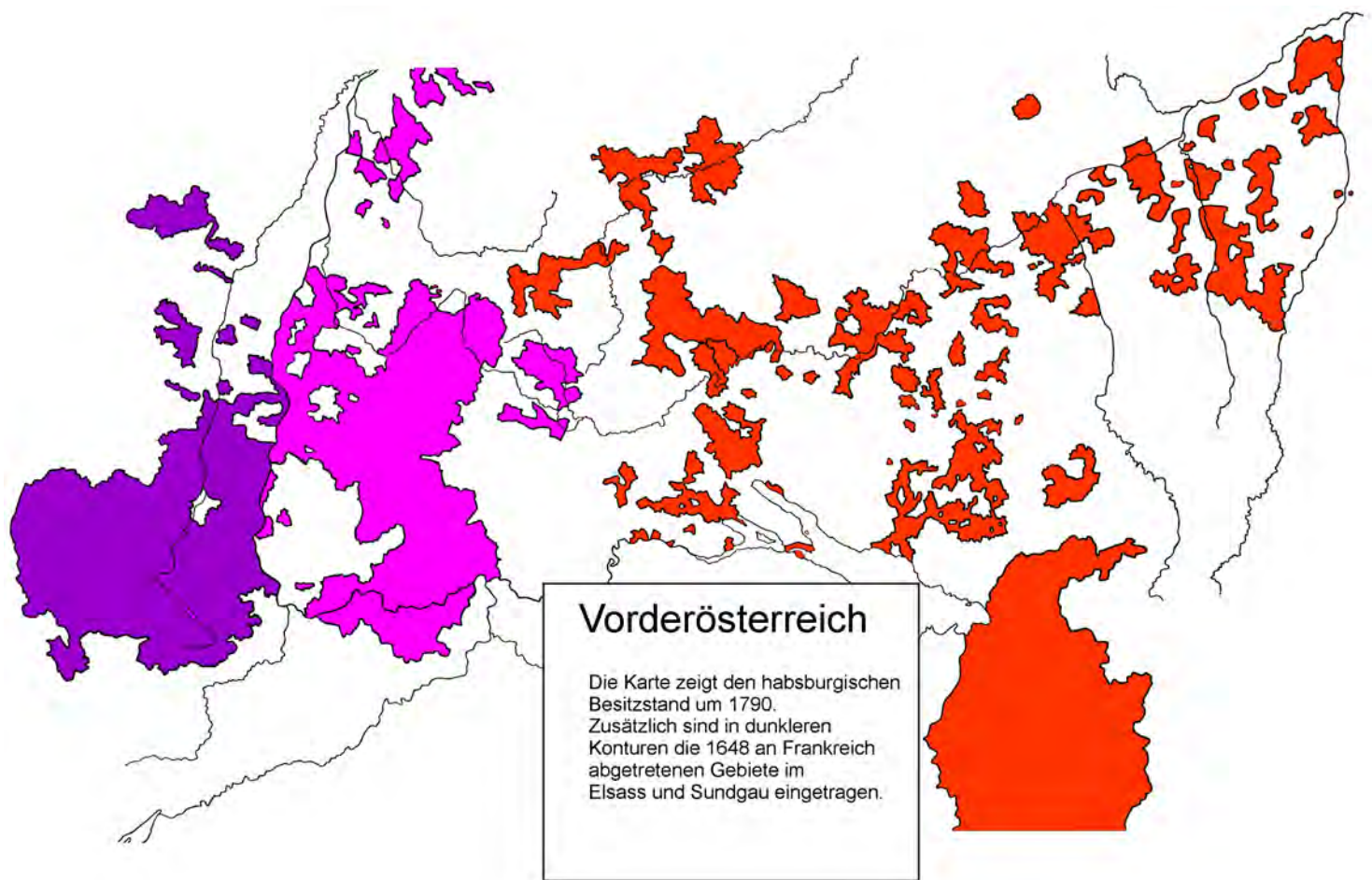


Abbildung 10: Vorderösterreich um 1790 mit den Verlusten im Elsass und im Sundgau; die hellvioletten Gebiete sind der Breisgau und der Schwarzwald, schwäbisch-Österreich ist in rot dargestellt. Karte: Dieter Speck.



# Die Festung Basel im Dreissigjährigen Krieg: Leitbilder, Ausführung und Rahmenbedingungen

Tobias Büchi

Im Zentrum dieses Beitrags stehen die Leitbilder für den Ausbau der äussersten Ringmauer Basels zur Festung im Dreissigjährigen Krieg und die Friktionen, die im Planungs- und Ausführungsprozess auftraten.

Zunächst werde ich den Zustand der Wehranlage Basels Ende des 16. Jahrhunderts analysieren. Dann wenden wir uns den Ereignissen im Dreissigjährigen Krieg zu. Anfangs verfolgte man den Festungsbau mit viel Energie. Doch schon Silvester 1623 fiel der Entschluss, die vollständige Befestigung der Stadt im modernen Bastionärsystem aufzugeben. Um diese Tatsache in den historischen Kontext einzuordnen, folgt anschliessend eine Analyse der Rahmenbedingungen, der Politik, den Finanzen und der Strategie der Landesverteidigung.

Aus Platzgründen ist es unmöglich, alle berücksichtigten Quellen zu nennen.<sup>1</sup> Die hier zusammenfassend präsentierten Resultate einer seit 2018 durchgeführten, von der Sulger-Stiftung und der Vögelin-Bienz-Stiftung finanzierten Forschungsarbeit, werden mit allen notwendigen Nachweisen in einem Buch veröffentlicht, das demnächst im Colmena-Verlag, Basel, erscheinen wird.

## 1. Zustand der Wehranlage Basels Ende des 16. Jahrhunderts

Die dritte und äusserste Ringmauer Basels ([Abb. 1](#)) wurde in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts errichtet.<sup>2</sup> Die bis zu 19 Meter hohen Türme waren je nach Situation 80 bis 120 Meter voneinander entfernt und überragten die Krone der rund zehn Meter hohen Mauer um ein bis zwei Stockwerke. Der Stadtgraben hatte eine Breite von ungefähr 20 und eine Tiefe von bis zu fünf Metern. Als man noch keine Kanonen hatte, richtete sich der Angriff in der Regel auf die Stadtmauer. Der Graben hielt Rammböcke und andere Kriegsrüstungen von den Mauern fern. Wehrgänge waren in Basel wohl nur an besonders gefährdeten Stellen vorhanden, weil die Mauer mit mehr als vier Kilometern Frontlänge von den Bürgern der Stadt ohnehin nicht zu besetzen gewesen wäre. Man hätte die Mauer also mit der Armbrust von den Türmen verteidigt. Schon Mitte des 15. Jahrhunderts rüstete man die Anlage aber auch zum Einsatz von Feuerwaffen aus. Die Stadt besass zu jener Zeit neben Handfeuerwaffen schon mindestens acht Tarrasbüchsen, 37 kurze eiserne Grabenbüchsen und neun Nürnberger Streichbüchsen. Zudem legte man zwischen 1439 und 1473 vor den Stadttoren Vorwerke an.

Kleinbasel war ebenfalls durch eine Ringmauer mit Türmen und zwei Toren geschützt. Während der Bedrohung durch die Armagnaken im Sommer 1444 wurde vor der Mauer in aller Eile ein zusätzlicher Wall aufgeworfen.

---

1 Zu Basel im Dreissigjährigen Krieg vergleiche A. HEUSLER. Mittheilungen aus den Basler Ratsbüchern aus den Zeiten des Dreissigjährigen Krieges. In: Beiträge zur vaterländischen Geschichte. Bd. 8. Basel 1866, S. 171–343 und ROBERT STRITMATTER. Die Stadt Basel während des Dreissigjährigen Krieges: Politik, Wirtschaft, Finanzen. Bern/Frankfurt a. M./Las Vegas 1977.

2 Vergleiche zum Folgenden wo nicht anders vermerkt GUIDO HELMIG, CHRISTOPH PHILIPP MATT. Inventar der Basler Stadtbefestigungen – Planvorlage und Katalog, 1. Die landseitige Äussere Grossbasler Stadtmauer. In: Jahresbericht der Archäologischen Bodenforschung des Kantons Basel-Stadt, 1989, S. 69–135 und auch C. A. MÜLLER. Die Stadtbefestigung von Basel. Die Befestigungsanlagen in ihrer geschichtlichen Entwicklung (133. Neujahrsblatt der Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen). Basel 1955.





Abbildung 1: Matthäus Merian: Planvedute der Stadt Basel, Radierung 1615/17. Staatsarchiv des Kantons Basel-Stadt, Bild 1, 291.

Im Vorfeld des zweiten Kappelerkriegs 1531 begann man das Wasen- und das Clarabollwerk (Abb. 2, Nr. 10 & 47) zu errichten. Auch die durch die Jahresrechnungen dokumentierten Maurerarbeiten am Wall vor der Ringmauer Kleinbasels gehörten zu den Massnahmen, welche die Platzierung von mehr Geschützen ermöglichen sollten.<sup>3</sup>

Weitere Geschützplattformen führte man zwischen 1547 und 1554 aus. Fünf mit Erde gefüllte Rondelle, das Bollwerk bei St. Johann, das Fröschenbollwerk, das Wagdenhals, das Dornimaug und das Aeschenbollwerk (Abb. 2, Nrn. 3, 17, 24, 28 & 30) kosteten die Stadt ungefähr 10 Prozent der Ausgaben jener Jahre.<sup>4</sup>

Die Bewaffnung Ende des 16. Jahrhunderts lässt sich dank den von Eduard Achilles Gessler publizierten Inventaren einigermaßen sicher rekonstruieren. Man hatte die Türme inzwischen zum Einsatz von Feuerwaffen ausgerüstet. Inklusiv der Verteidigung der Rheinbücke waren 182 Doppelhaken, 44 Serpentinellen und 15 Falkonette stationiert.<sup>5</sup> Vorhanden waren also schwere Handfeuerwaffen und mittelschwere lafettierte Geschütze. Zur Armierung der Rondelle sowie des Wasen- und Clarabollwerks lagerten zudem 36 lafettierte Geschütze – wohl Serpentinellen und Falkonette – im Zeughaus. Die Rondelle hätten sich im Ernstfall zusätzlich auch noch mit schwererem Geschütz aus dem Zeughaus ausrüsten lassen.

<sup>3</sup> SUSANNA BURGHARTZ. Die Jahresrechnungen der Stadt Basel 1535–1610. Digitale Edition. Basel/Graz 2015, Jahresrechnung Stadt Basel 1546/1547, fol. 20v.

<sup>4</sup> Vergleiche die Jahresrechnungen dieses Zeitraums in BURGHARTZ 2015 (wie Anm. 3).

<sup>5</sup> Doppelhaken: Kaliber 2.2 bis 2.8 cm, Kugelgewicht bis zu ¼ Pfund Blei; Serpentinellen: Kaliber 3 bis 4 cm, Kugelgewicht Eisen oder Blei ca. ¼ bis ¾ Pfund; Falkonette: Kaliber um 5 cm, Kugelgewicht Eisen von ¾ bis 1¾ Pfund.





Abbildung 2: Specklins Befestigungsentwurf für Basel Nr. I. StABS Planarchiv T 1.



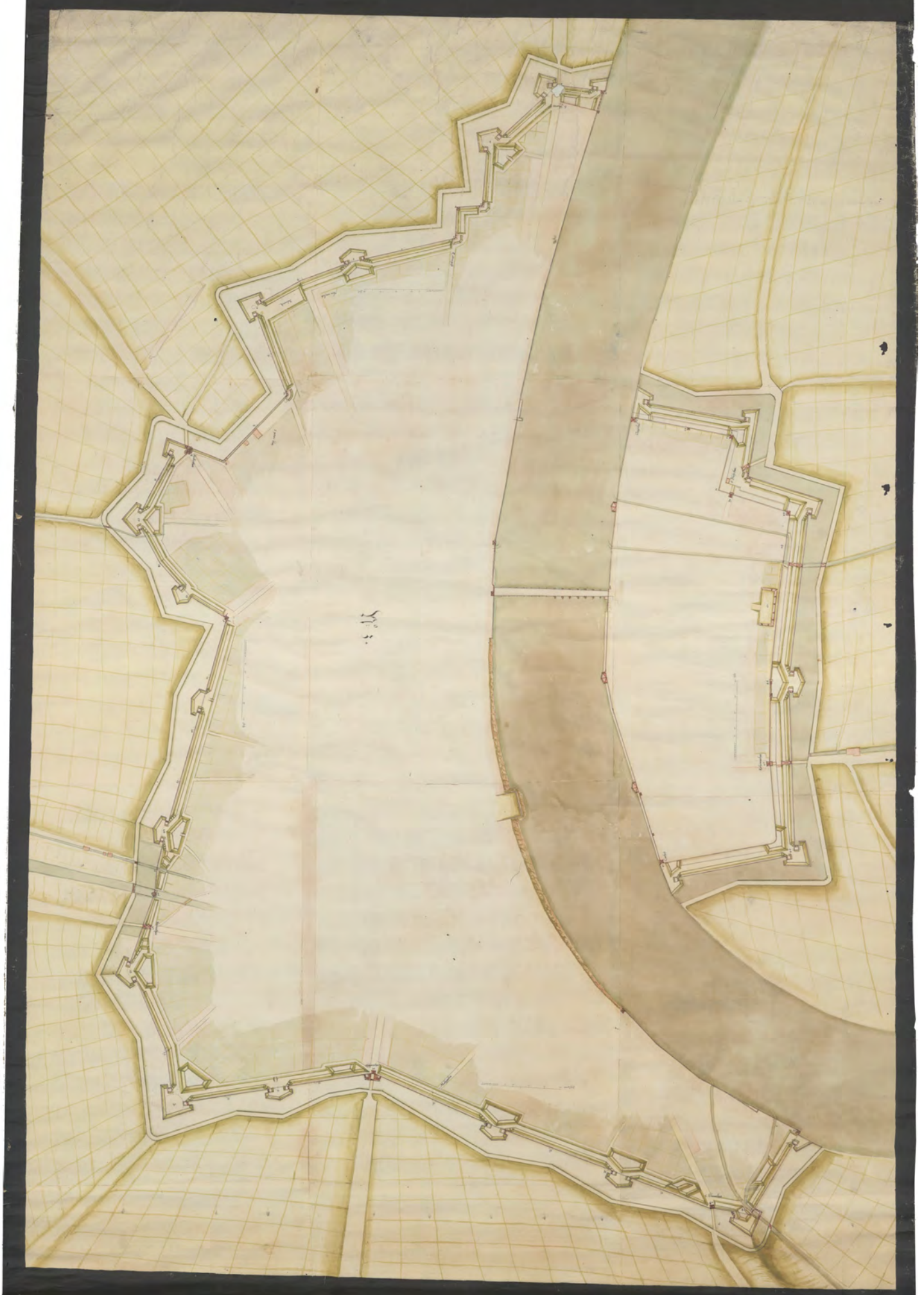


Abbildung 3: Specklins Befestigungsentwurf für Basel Nr. III. StABS Planarchiv T 3.





Abbildung 4: Specklins Befestigungsentwurf für Basel Nr. IV. StABS Planarchiv T 4.



Eine gründliche Analyse des taktischen Werts dieser Anlage ist uns mit der *Architectur- vnnndt Bauw Ordnung vber die Stadt Basell* von Daniel Specklin aus dem Jahr 1588 überliefert (StABS, Bauakte Z1, 1588 und Planarchiv T1–4). Der damals schon berühmte Strassburger Ingenieur wurde anlässlich einer weiteren Aufschüttung des Wasenbollwerks nach Basel gerufen. Zusätzlich zu seinem Ratschlag für dieses Bollwerk fertigte er auf der Grundlage der nicht erhaltenen Aufnahme der Stadtbefestigung von Hans Bock vier Verbesserungsvorschläge der Gesamtanlage für unterschiedliche Budgets an. Sie zeigen die Möglichkeiten realistischer (Abb. 2 und 3) und optimaler (Abb. 4) Verbesserung der mit Rondellen verstärkten Ringmauer auf.

Aus Platzgründen lassen sich hier nur ein paar flüchtige Anmerkungen machen:

In seiner Expertise lokalisierte Specklin drei Schwachstellen bei St. Johann, beim Aeschenrondell und bei St. Alban (Abb. 2, bei Nrn. 3, 30 & 41). Es sind dies ungefähr jene Bereiche, die im Dreissigjährigen Krieg mit Bollwerken verstärkt werden sollten. Gefährdet waren diese Stellen, weil die Ringmauer dort jeweils weit in das Umfeld der Stadt vorsprang und die Richtung wechselte. Kleinbasel war dank des bestehenden Walles, der die Mauer gegen direkten Beschuss deckte und eine doppelte Verteidigung ermöglichte, im Prinzip sogar besser befestigt als Grossbasel.

Specklin betonte, dass die Rondelle zur Zeit ihrer Errichtung durchaus zweckmässig waren. Damals rechnete man mit einem Angriff auf die Stadtmauer. Die Rondelle sollten das Vorfeld beherrschen und den Bau von Batterien verhindern, die dazu dienten, die Stadtmauer zwischen je zwei Rondellen zu breschieren. Die Rondelle waren jedoch nicht dazu eingerichtet, sich gegenseitig zu verteidigen. Inzwischen hatte man aber bemerkt, dass es aufgrund dieser mangelhaften gegenseitigen Verteidigung vorteilhafter war, die Rondelle selbst anzugreifen. Der Angreifer attackiert also jene Stellen einer Festung, die sich am schlechtesten verteidigen lassen. Es kommt nicht so sehr auf die Grösse und Stärke einzelner Werke, sondern auf die Qualität ihrer gegenseitigen Verteidigung an.

Laut Specklin könnte der Angreifer beispielsweise die Mauer zu beiden Seiten des Aeschenrondells mit zwei Batterien von je vier Kartaunen in zwei bis drei Stunden vollständig abrasieren und das ganze Bollwerk vom Stadtkörper abtrennen. Weil sich Rondelle nicht gut bestreichen lassen, findet der Angreifer im Graben gut Deckung. Diese Problematik hatte im 16. Jahrhundert zur Erfindung der spitzen Bastei geführt. Um die Verteidigung zu verbessern ummantelte Specklin in seinem ersten Entwurf (Abb. 2) die Rondelle mit einem geradlinigen Mauerfuss und korrigierte die Grabengegenmauer. Bestrichen wird dieser Fuss aus den benachbarten Türmen und von zwei Kavalieren, die hinter der bestehenden Stadtmauer aus Erde aufgeworfen werden sollen. Specklin rechnete damit, dass die beiden Angriffsbatterien direkt von den beiden Kavalieren bekämpft werden könnten. Hinter der unveränderten Mauer sollte ein Erdwall aufgeschüttet werden, auf dem Büchenschützen auch dann noch eine gedeckte Stellung finden, wenn die Mauer breschiert ist. Wir werden sehen, dass ein ähnlicher Wall im Dreissigjährigen Krieg teilweise ausgeführt wurde.

Specklins vierter Entwurf (Abb. 4) mit grossen Bastionen, die sich gegenseitig verteidigen lassen, zeigt, was 1588 der Stand der Festungsbaukunst gewesen wäre. Der Entwurf ist die Anwendung eines Systems, das Specklin in der 1589 gedruckten berühmten *Architectura von Vestungen* veröffentlichen sollte (Abb. 5). Ohne auf die zahlreichen Details einzugehen, ist festzustellen, dass hier ein Angriff zwingend auf eine der vorspringenden Bastionen geführt werden muss, die sich aber optimal von den sehr gut gedeckten Flanken der Nachbarbastionen verteidigen lassen. Ein Angriff auf die Zwischenmauer wäre so gut wie undurchführbar. Die bestehende Anlage hätte man für dieses Projekt ganz abbauen müssen. Indem Specklin aber dem Mauerverlauf folgte, versuchte er die Baukosten möglichst tief zu halten. Die meisten Ingenieure jener Zeit wären in einem weiten Bogen um die ganze Stadt herumgefahren. Specklin hingegen empfahl sogar, den Stadtteil jenseits der Malzgasse (Abb. 4, bei Lit. Q) abzuschneiden, womit sich auch die schwierige Situation bei St. Alban hätte vermeiden lassen.

Specklin fand es weder realistisch noch nötig, in Basel eine Festung mit so grossen Bastionen zu errichten. Selbst der realistischere dritte Entwurf (Abb. 3) mit kleinen spitzen Basteien und rückwärtigen Kavalieren sei, meint Specklin, eine Festung, die sogar den Osmanen widerstehen könnte. Dies

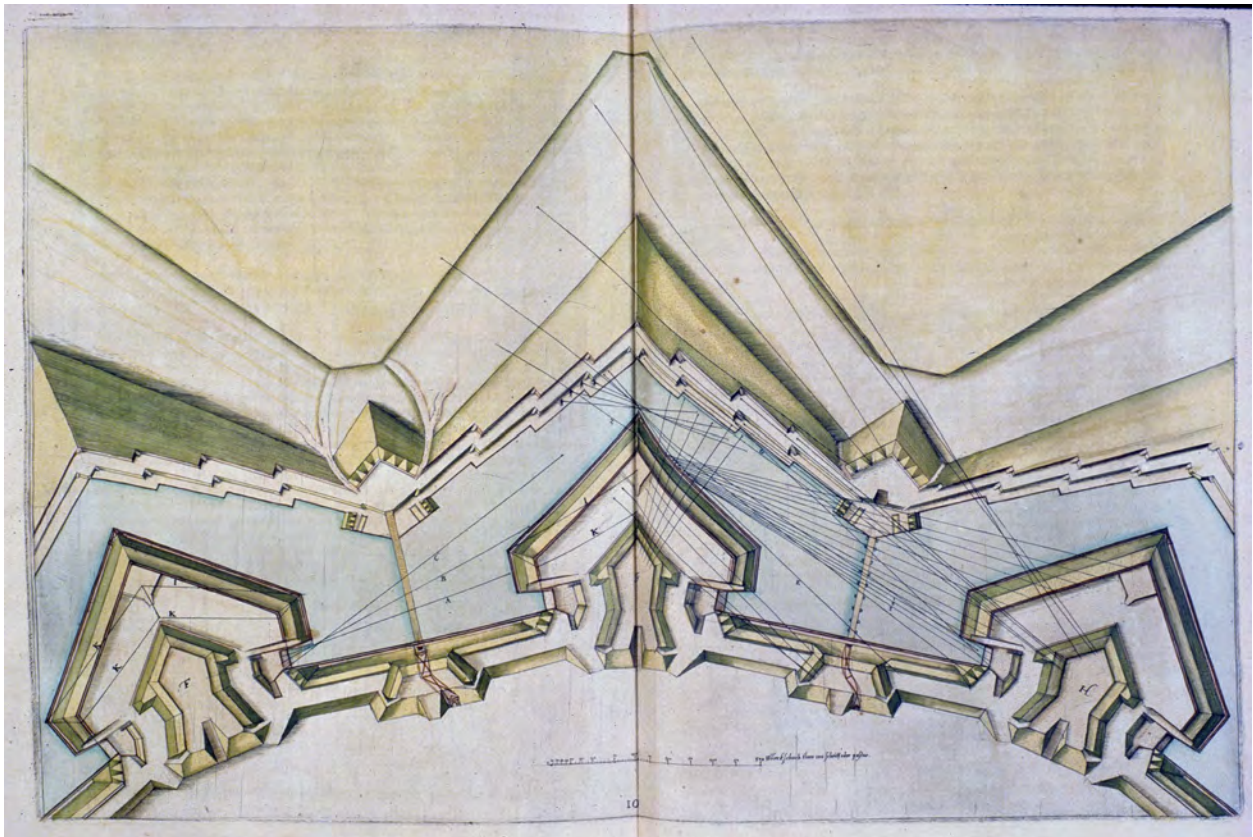


Abbildung 5: Daniel Specklin. Architectura von Vestungen. Strassburg: BERNHARD JOBIN, 1589, Taf. 10. Herzog-August-Bibliothek Wolfenbüttel, N 180. 2°

ist nicht nur Rhetorik. Der 1552 von Augustin Hirschvogel veröffentlichte Wienplan, der den nach der Türkenbelagerung von 1529 um das Jahr 1547 erreichten Planungsstand der Festung festhält (Abb. 6), zeigt sehr ähnlich proportionierte Basteien, die ebenfalls rückwärtige Kavaliere haben. Specklin kannte die Befestigung Wiens sehr gut. Die Übertragung von Basteien von Wien nach Basel würde man aber zu recht als ein massloses Unternehmen bezeichnen. Es ist jedoch zu berücksichtigen, dass die von Hirschvogel dargestellten Basteien etwa doppelt so gross und für eine schwerere Bewaffnung konzipiert waren als Specklins Basteien für Basel. Die Analogie bezieht sich also nur auf die Proportionen und die Grundform, aber nicht auf die absoluten Masse.

## 2. Leitbilder und Ausführung: Was wurde gebaut?

Man realisierte keinen der Entwürfe Specklins. Diese haben uns jedoch etwas für die wehrtechnischen Probleme und die Möglichkeiten der Verstärkung der bestehenden Anlage sensibilisiert.

Ich komme nun zu den Leitbildern und der Ausführung im Dreissigjährigen Krieg. Die Planung und Ausführung wurde vom Kleinen Rat und vom Dreizehnerrat ab 1620 eher schlecht als recht koordiniert. Man plante viel und baute wenig. Ausgeführt wurde ein Ravelin bei St. Johann, zwei Bastionen beiderseits des Birsigs und ein Ravelin bei St. Alban inklusive der angrenzenden Wälle. Kleinbasel verstärkte man mit einem Bollwerk bei der Hammermühle. Am ehesten zeigt ein wahrscheinlich von Georg Friedrich Meyer in den 1680er-Jahren gezeichneter Stadtplan mit einem nicht realisierten Entwurf die im Dreissigjährigen Krieg ausgeführten Werke (Abb. 7).

Im Gegensatz zu den anderen befestigten evangelischen Orten Bern (Abb. 8), Zürich (Abb. 9) und Schaffhausen lässt sich der Planungsprozess der Festung Basel im Dreissigjährigen Krieg nicht lückenlos rekonstruieren. Die meisten der etwa zehn Entwürfe für Basel sind unauffindbar und müssen mühsam aus erhaltenen Gutachten, Briefen, Mandaten und den Bauabrechnungen rekonstruiert werden.





Abbildung 6: Augustin Hirschvogel. Plan der Stadt Wien, 1552. WStLA: 3.2.1.1.P1.1/1. Ex.

Weil Basel dem Kriegsgeschehen direkter als etwa Zürich ausgesetzt war, begann man schon 1622 mit der Verstärkung der Anlage. Im Unterschied zu Bern, wo man ebenfalls 1622 mit dem Bau von Bastionen startete, war es in Basel aufgrund der Topografie und der Ausdehnung der bestehenden Anlage jedoch schwieriger, die ins Auge gefassten Pläne umzusetzen. In Bern konnte man sich dank der Aareschlaufe nämlich auf den Ausbau des sogenannten Westwerks beschränken. Zürich hingegen wurde nach einer langen Planungsphase erst zwischen 1642 und 1678 unter Berücksichtigung städtebaulicher Aspekte beim Pelikanplatz wie dargestellt zur Festung ausgebaut. Ein Gutachten des Basler Lohnherren Theodor Falkeisen von 1628, das eine Verstärkung der bestehenden Ringmauer und Feldschanzen an den Kantonsgrenzen vorsah,<sup>6</sup> scheint eine der Ursachen dieses späten Baubeginns gewesen zu sein.

In Basel fasste der Kleine Rat schon im Oktober 1620 den Beschluss, einen fähigen Ingenieur zu suchen. Die Wahl fiel auf den kriegserfahrenen Claude Flamand, den Autor eines in Basel sicherlich bekannten Fortifikationstraktates. Flamand arbeitete mit seinem noch jungen Sohn Jean zusammen und wurde von seinem damaligen Herrn, Herzog Ludwig Friedrich von Württemberg, auf Anfrage zur

<sup>6</sup> Gutachten Falkeisens StAZH, A 38.1.11–12 (26. 3. 1628).





Abbildung 7: Festungsentwurf von wahrscheinlich Georg Friedrich Meyer mit Aufnahme der im Dreissigjährigen Krieg ausgeführten Arbeiten. StABS, Planarchiv A1, 113 Nr. 1.

Verfügung gestellt. Die Flamands erteilten ein nicht erhaltenes Gutachten; die Sache wurde jedoch nicht weiter verfolgt.

Ein von Claude signierter teilweise erhaltener Plansatz zeigt, dass sich dieser Ingenieur darum bemühte, möglichst kostengünstige Lösungen zu finden. Dies lässt sich an einem unausgeführten Entwurf für St. Johann (Abb. 10) zeigen: Die asymmetrischen an die bestehende Mauer angehängten kleinen spitzen Bollwerke (rechts), die auch die Verteidigung der Rondelle verbessert hätten und die kleinen Batterien (links), welche die Bestreichung der Kontereskarpe ermöglichen sollten, konnten die Basler nicht überzeugen. Die Sache wurde erst bei einer konkreteren Bedrohung ernsthafter angegangen. Im Winter 1621/22 rückten im Elsass überwinterten Soldaten unter Peter Ernst von Mansfeld plündernd Richtung Süden vor. Eine Fluchtwelle erreichte Basel. In dieser Situation sicherte sich der Kleine Rat politisch ab und liess sich am 17. Januar 1622 vom Grossen Rat «volle Gewalt und Macht» zur «Stadtdefension» erteilen.<sup>7</sup>

Dies betraf neben der Werbung von bis zu 750 Mann unter Söldnerführer Peter Holzappel auch die Festungsbauwerke: Im Mai 1622 veranlasste man den Hugenotten Théodore Agrippa d'Aubigné, der auch Bern, Zürich und Schaffhausen beriet, ein Gutachten auszuarbeiten. Dieser empfahl die Befestigung der Stadt mit 22 an die Stadtmauer angehängten Bastionen. Der Plan seines Sohnes Nathan ist nicht erhalten. Interessanter ist ohnehin Théodores Gutachten, in dem die Werbung von Söldnern und die Instruktion der aus der Landschaft aufzubietenden Miliz empfohlen werden. Man müsse sich mit dem Degen in einer und der Schaufel in der anderen Hand verteidigen: Darum schlägt er eine

7 StABS, Protokoll Kleiner Rat (17), 17. 1. 1622.





Abbildung 8: [Valentin Friedrich], Entwurf der Festung Bern mit ausgeführtem Westwerk. StABE, Planarchiv, Schauenburg-Sammlung Nr. 34.



Abbildung 9: Johann Ardüser: Festungsbau. Zürich 1654, «Beuestigung der Statt Zurich durch angeben Herren Hans Georg Werdmüller [...]». ZürichZB, MS B81.



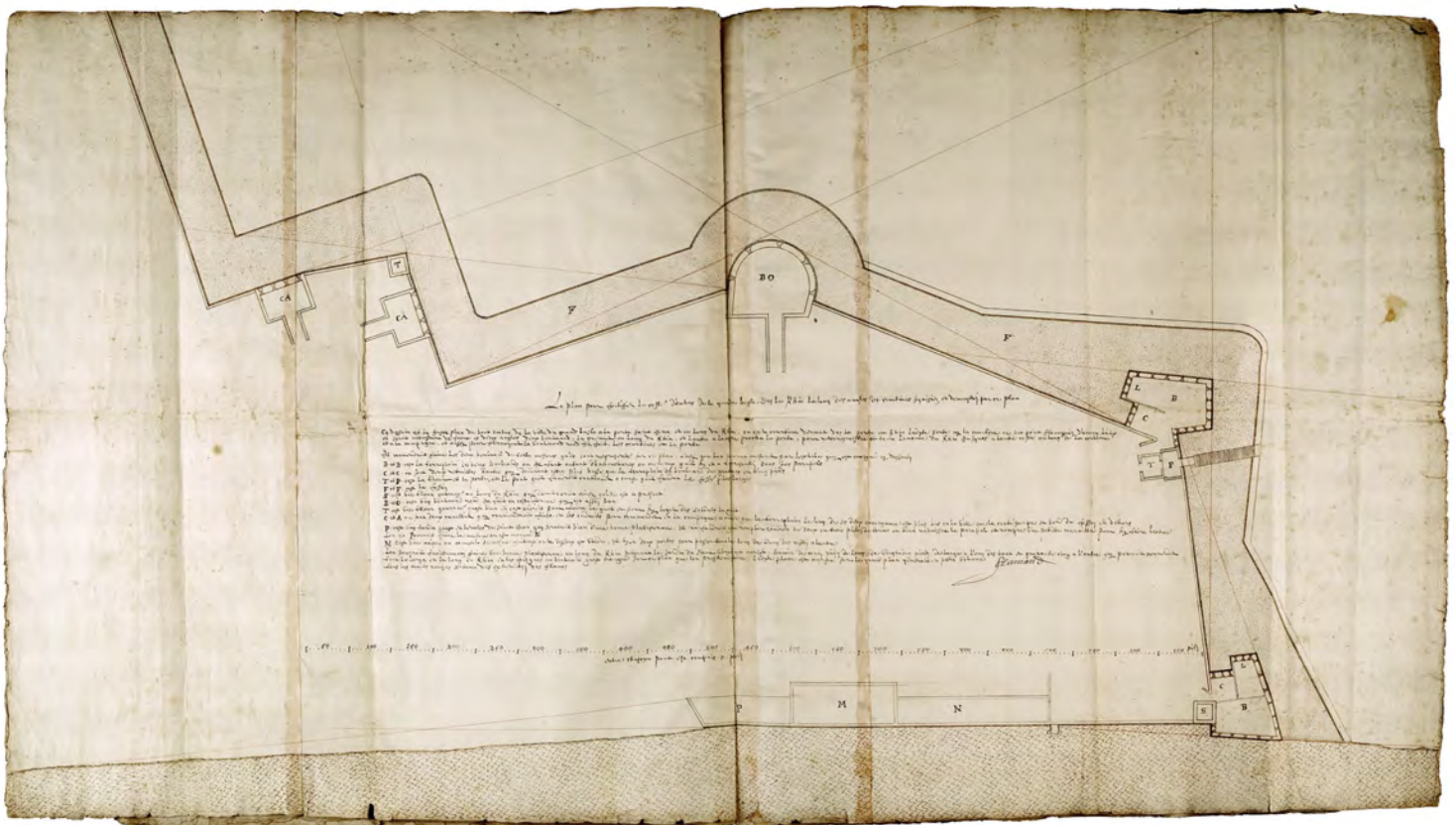


Abbildung 10: «Le plan pour fortifier la costé d'embas de la grande basle des le rhin le long des angles et courtes signifiez et demontre par plan», signiert von Claude Flamand. StABS Planarchiv A1 113, fol. [3]r.

Territorialverteidigung mit einem stehenden Heer mittlerer Grösse vor, deren Abteilungen an strategisch günstigen, aber nicht näher bezeichneten Orten der Landschaft in befestigten Militärcamps hätten stationiert werden sollen.<sup>8</sup>

Wegen den zu erwartenden Kosten stiessen diese Vorschläge im Kleinen Rat auf strikte Ablehnung. Man liess ein weiteres Gutachten von den Dreizehnerherren ausarbeiten.<sup>9</sup> Auch dieses ist nicht erhalten. Man beeilte sich auch nicht mit der Ausführung. Dazu wurde der Kleine Rat erst durch ein von Pfarrherr Johann Wolleb aufgesetztes Ermahnen vom 30. August 1622 gedrängt, das unter Androhung ewiger Strafen den Ausbau der Stadtbefestigung forderte.<sup>10</sup> Sofort begannen die Herren mit der Ausführung des von ihnen selbst entworfenen Planes.

Aus verstreuten Quellen lässt sich rekonstruieren, was man ohne den Rat eines Ingenieurs ausführen wollte: Es waren zu diesem Zeitpunkt noch keine Bastionen vorgesehen. Vom Rhein über das St. Johannstor und den Abschnitt beim Wasenbollwerk bis zur Schützenmatte sollte der Stadtgraben um ungefähr 120 Zentimeter vertieft und die Erde hinter der Stadtmauer zu einem etwa 12 Meter breiten Wall aufgeschüttet werden. Die bestehende Mauer und die Türme wollte man erniedrigen. Die erniedrigten Türme hätte man mit Erde gefüllt und so zu kleinen Rondellen umgebaut. Insgesamt also eine Anpassung der bestehenden Anlage, die den Anforderungen des modernen Festungsbaus in keiner Weise entsprach.

8 PIERRE-PAUL PLAN. Pages inédites de Théodore-Agrippa d'Aubigné. Genf 1945, S. 101–106.

9 StABS, Protokoll Kleiner Rat, 22. 5. 1622. Die Kommission bestand aus den Dreizehnerherren Johann Wernhard Ringler, Bernhard Brand, Hans Heinrich Oberried, Lux Iselin d. Ä., Leonhard Lützelmann, Hans Rudolf Faesch und Hans Jakob Burckhardt.

10 StABS, Bauakten Z1, 1535–1806, 30. 8. 1622. Konzept BaselUB, Mscr. Ki. Ar. 22 c, Nr. 106.





Abbildung 11: Befestigung von Ulm, Entwurf von Johannes Faulhaber. UlmStA, F1, Nr. 17.

Am 5. Oktober 1622 begann man mit der Ausführung des Planes.<sup>11</sup> Vorher regelte man die Enteignung betroffener Güter, den Baubetrieb, die Fronarbeit der Stadtbevölkerung und die Finanzierung durch Steuern. Zuweilen waren bis Juni 1623 gegen 1000 Kinder, Frauen und Männer am Bau beteiligt. Die Arbeiterinnen stellten oft mehr als die Hälfte des Bautrupps.

Als Ingenieure waren zu jener Zeit Jean Flamand und Johannes Faulhaber bestellt.<sup>12</sup> Der Rat hielt ausdrücklich fest, dass er von diesen keine weitere Entwürfe wünsche und forderte, dass sie sich ausschliesslich der Ausführung des gefassten Planes widmeten.

Der Rechenmeister und Schreiblehrer Johannes Faulhaber aus Ulm war ein in der Praxis noch eher unerfahrener Ingenieur und scheint auf Vermittlung von Peter Holzappel nach Basel geholt worden zu sein, mit dessen Hilfe er bis zum planenden Ingenieur aufzusteigen hoffte. Selbstverständlich hielt er sich nicht an die Anweisungen des Rates und zeichnete einen allerdings ebenfalls nicht erhaltenen Gesamtentwurf. Nach seiner Entlassung aus Basel im Januar 1624 sollte er als Festungsbaumeister seiner Heimatstadt Ulm Karriere machen, wo er einen Plan von Johan van Valckenburgh (Abb. 11) ausführte.

Die beiden unerfahrenen Ingenieure kamen sich unter Anderem betreffend der Gestalt des Walles ins Gehege. Eine von Jean Flamand signierte Zeichnung (Abb. 12, unten) konfrontiert dessen Vorschlag

<sup>11</sup> StABS, Bauakten Z1, 1535–1806, 5. 10. 1622 bis 1. 2. 1623 sowie StABS, Bauakten Z1, 1535–1806, 28. 10. 1622 bis 25. 1. 1623.

<sup>12</sup> Zeugnis für Jean Flamand StABS, Ratsbücher C9, fol. 147 (19. 3. 1623) und für Faulhaber StABS, Ratsbücher C9, Fol. 162 (10. 1. 1624).



Abbildung 12: Oben: Mutmasslicher Entwurf von Adam Stapf für Basel; Unten Profile von Flamand und Faulhaber. StABS Planarchiv A1 113, fol. [16]r.

(unten) mit jenem Faulhabers (oben). Faulhaber wollte den Wall direkt an der Innenkannte des Grabens errichten, was statische Probleme verursacht und eine frontale Verteidigung der Grabengegenmauer verunmöglicht hätte. Flamand rückte den grosszügiger dimensionierten Wall etwas von der Mauer ab. So entstand zwischen Mauer und Wall ein Gang für Büchenschützen, welche die Grabengegenmauer frontal verteidigen konnten. Zudem wäre die mit Pfeilern verstärkte Mauer durch diese Anordnung vom Erddruck entlastet worden. Schon Specklin hatte solche Dinge ausführlich besprochen. Es überrascht also nicht, dass ein Entwurf ausgeführt wurde, der jenem Flamands gleicht, allerdings nicht von diesem ausgeführt wurde. Obwohl Faulhaber nicht so kompetent wie Jean Flamand war, gelang es ihm, diesen zu verdrängen und zur Aufkündigung seines Arbeitsvertrags zu zwingen.

Schon bevor man mit dem Aufschütten des Walles begonnen hatte, war im Rat wiederholt diskutiert worden, ob man nicht besser Moritz von Oranien und dessen Ingenieur Johan van Valckenburgh um Rat bitten sollte. Holzappel und Faulhaber begrüsst dieses Vorhaben und boten sich als Vermittler an. Im März 1623 wurde der Kleine Rat mitten in der Ausführung des gefassten Planes so unsicher,



dass er diese beiden Herren nach Den Haag schickte. Holzappel händigte Moritz von Oranien persönlich die uns unbekanntenen Pläne von Nathan d'Aubigné, Flaman und Faulhaber aus und diskutierte diese. Moritz von Oranien nahm sich der Sache persönlich an und befahl van Valckenburgh an Ostern 1623, Pläne für Basel zu zeichnen.

Johan van Valckenburgh war seit 1606 als Ingenieur der Generalstaaten bestellt. Bis zu seinem Tod 1625 war er vorwiegend als Berater reformierter Hansestädte tätig. Wer seine Dienste in Anspruch nehmen wollte, musste bei Moritz von Oranien um dessen Freistellung bitten. Der Ingenieur war also stets den Generalstaaten verpflichtet, womit diese Entscheidungen in ihrem Sinne beeinflussen konnten.

Von drei Entwürfen, die van Valckenburg für Basel zeichnete, ist lediglich einer auf einem stark beschädigten Blatt erhalten ([Abb. 13](#)): Dargestellt ist eine Bastionärbefestigung, die in weitem Bogen um die Stadt führt. Wie die beiden anderen Entwürfe dieses Ingenieurs wäre diese Festung jedoch viel zu gross geworden, selbst wenn von den beiden Profilen oben rechts nur das kleinere ausgeführt worden wäre. Der Entwurf berücksichtigte also weder die finanziellen Möglichkeiten der Stadt noch die Topografie. Zudem hätte sich eine so grosse Festung ohne geworbene Söldner nicht verteidigen lassen.

Die Kommunikationswege waren lang und es verstrich viel Zeit, bis Faulhaber die Entwürfe van Valckenburghs in Basel ablieferte. Doch Zeit war genau das, was man nicht hatte. Den laufenden Bau konnte oder wollte man nicht unterbrechen, obwohl der Kleine Rat inzwischen das Vertrauen in seine Ingenieure verloren hatte: Man habe das Fortifikationswerk trotz immensen Ausgaben bisher «ohne einen rechten o[der] approbirten Meister»<sup>13</sup> durchgeführt. Es sei nun an der Zeit, einen erfahrenen Mann einzustellen. Ende Mai 1623 bestellte man den Ingenieur Adam Stapf, dessen hervorragende Qualifikation Johan van Valckenburg bestätigt hatte. Erst Stapf steckte die Bollwerke bei St. Johann und beiderseits des Birsigs aus ([Abb. 7](#)) und lieferte einen Kostenvoranschlag.

Stapf war ein erfahrener Mann. 1611 wurde er im Alter von etwa 20 Jahren in Mannheim in der Administration für den Festungsbau angestellt. Zwischen 1618 und 1621 arbeitete er für Städte der Kurpfalz wie Heidelberg, aber auch zum Beispiel für Frankfurt a. M., wo er zahlreiche Gutachten und Pläne über vorzunehmende Verbesserungen ausstellte.<sup>14</sup>

Stapfs Entwurf für Basel ist wohl nur in einer späteren flüchtigen Skizze erhalten ([Abb. 12, oben](#)). In seinem Gutachten vom August 1623 stellte er fest, dass die Stadt «von Natur zu keiner Hauptvestung qualificirt» sei.<sup>15</sup> Unter den gegebenen Bedingungen empfahl er, die Stadt mit Wällen und Bollwerken mittlerer Grösse zu befestigen, so wie es sich inner- und ausserhalb des bestehenden Mauerverlaufs am besten schicke. Die Rondelle aus dem 16. Jahrhundert integrierte er in die Anlage. Lediglich die steinernen Brustwehren hätten durch aufgesetzte Erdwälle ersetzt werden sollen. Vor drei dieser Rondelle hätten später Vorwerke gelegt werden können. Der Kostenvoranschlag von 276'429 Gulden nur für Grossbasel führte jedoch dazu, dass der Rat an Silvester 1623 feierlich festhielt, dass vor Vollendung der drei angefangenen Werke bei St. Johann und beiderseits des Birsigs keine weiteren Bauten angefangen werden sollten.<sup>16</sup>

In Basel kam nun zu Unentschlossenheit und Inkompetenz bezüglich der Festungsbauten auch noch Pech: Im März 1624 verstarb Adam Stapf an einem Gallenleiden. Man versuchte zwar, ihn durch François de Treytorrens zu ersetzen, der gerade in Bern arbeitete. Doch es gelang nicht, diesen Mann nach Basel zu ziehen. Leiter des Festungsbaus wurde Lohnherr Theodor Falkeisen.

---

13 StABS, Bauakten Z1, 1535–1806, fol. 136.

14 Zu den Aktivitäten Stapfs vergleiche LAURENT ENGELHARD. Pläne oder Grundrisse der wichtigsten Orte und Städte der unteren Pfalz, welche in den Jahren 1618 bis 1621 von Adam Stapf geplant worden sind. 1621 (MünchenBSB, Cod. germ. 1674).

15 StABS, Bauakten Z1, 1535–1806, 22. 8. 1623.

16 StABS, Protokoll Kleiner Rat, 31. 12. 1623.





Abbildung 13: Johan van Valckenburgh, Entwurf einer Royalfestung für Basel, datiert auf den 30. 5. 1623. StABS Planarchiv A1, 113, fol. 15r.

Noch bevor Falkeisen die angefangenen Bastionen fertigstellen konnte, erfolgte im Herbst 1624 eine Mobilmachung. Als Graf von Tilly seine Truppen unmittelbar an der Grenze zu Basel einquartierte, fürchtete man einen Überfall nicht nur auf die Stadt sondern auf die Eidgenossenschaft. Gegen 900 Söldner wurden angeworben. Kommandanten dieser Streitmacht waren zunächst Comte de la Suze und dann Bertrand de Mondésir. Es entstand die groteske Situation, dass die Kaiserlichen einen Überfall auf ihr Lager befürchteten.

Beide von Bern vermittelten Heerführer beteiligten sich mit Rat und Tat an der hastig vorgenommenen Erstellung der Wehrbereitschaft der Festung. Zwei neue Bollwerke wurden angefangen (Abb. 7): Nach einer Besichtigung des Abschnittes bei St. Alban befahl der Kleine Rat auf das Bedenken der Hauptleute und mündlichen Bericht Falkeisens sofort eine Notwehr beim St. Albantor zu errichten. Zudem fasste man ins Auge, die exponierte Hammermühle vor den Mauern Kleinbasels abzubrechen, um dort ein Bollwerk zu errichten. Graf de la Suze liess dieses ausstecken. Schon 1629 fiel ein Teil der Mauer des hastig errichteten Werks ein, das etliche Probleme in der Wasserführung verursachte, aber noch lange bestehen blieb.

Bis etwa 1630 stellte Lohnherr Theodor Falkeisen das Angefangene fertig.

### 3. Rahmenbedingungen: Politik, Finanzen und die Strategie der Landesverteidigung

Die im Dreissigjährigen Krieg ausgeführte Verstärkung der bestehenden Mauer war also erstaunlich schlecht koordiniert und blieb Stückwerk ohne einheitliches Konzept. Warum aber wurde Basel nicht regulär befestigt, wie es zum Beispiel der spätere unausgeführte Entwurf (Abb. 7) von wahrscheinlich Georg Friedrich Meyer zeigt?

Erstens konnte man nicht nur die Stadt befestigen und das Territorium unverteidigt lassen und zweitens war man zur Sicherung von Stadt und Landschaft auf Söldner angewiesen, die sehr viel kosteten.



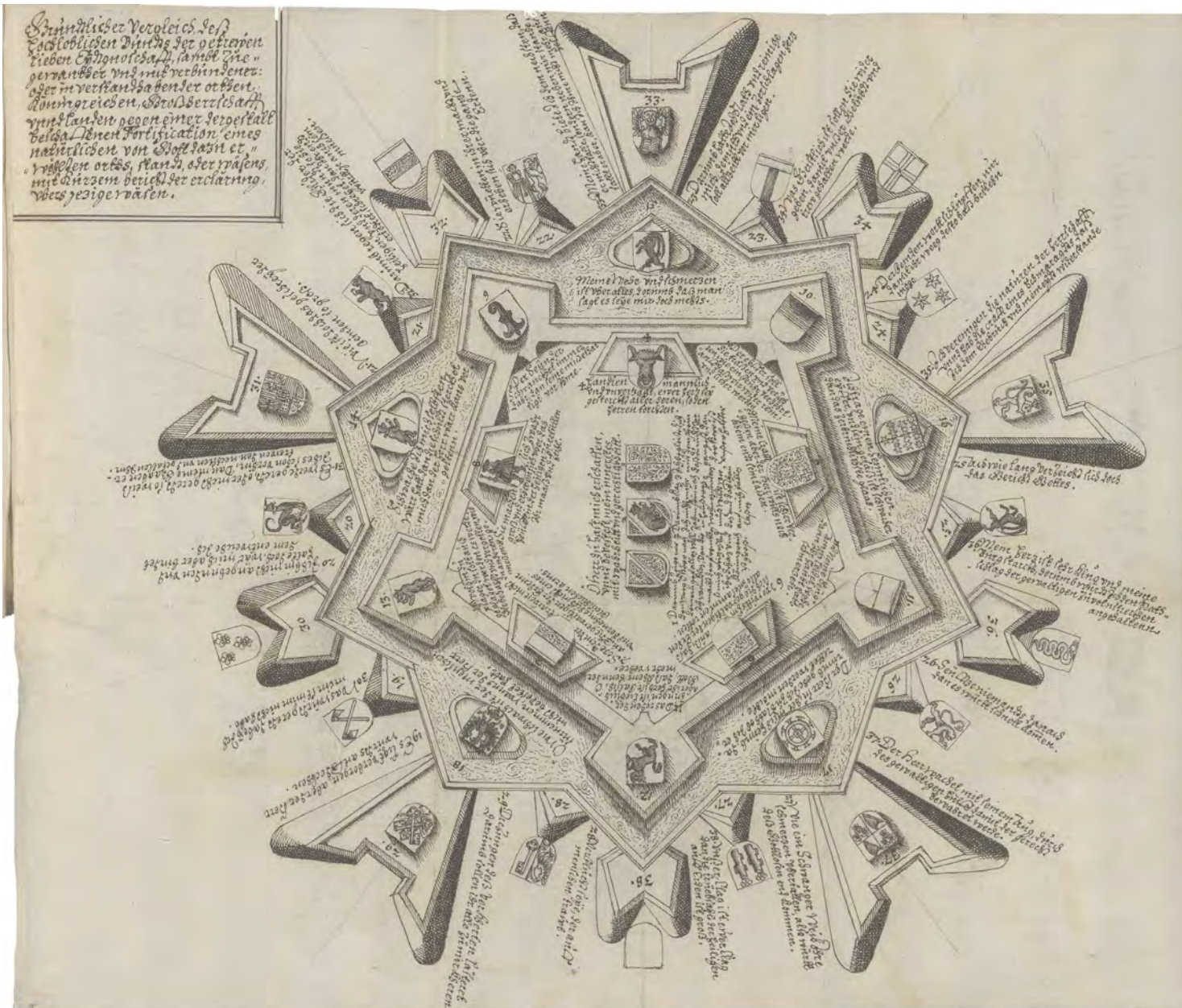


Abbildung 14: Johann Heinrich Sattler: Die Eidgenossenschaft als Festung. ZürichZB, HS B121, Falttafel.

Ich gehe auf die Eidgenössische Defensionalpolitik, das Verhältnis von Stadt und Landschaft und die Kosten für Festung und Soldaten ein.

Die Schweizer blieben dank ihrer Neutralität und der im Prinzip immer zugesicherten gegenseitigen militärischen Hilfe vom Krieg verschont. Die neutrale Grenzstadt Basel diente den Kriegsparteien als Handels- und Versorgungszentrum. Anhand der Zölle jedenfalls lässt sich eine ausgesprochene Kriegskonjunktur nachweisen – trotz Pestepidemien und oft nicht mehr zu bewältigenden Flüchtlingswellen.

Neutralität bedeutete zunächst, dass man gegnerische Parteien gleich behandelte. Erst nach und nach erkannte man auf eidgenössischer Ebene, dass die Neutralität auch eine militärisch zu garantierende Unverletzlichkeit des Territoriums, also ein Durchmarschverbot für Armeen erfordert hätte. Dieses hätte sich wohl nur mit einer eidgenössischen Truppe durchsetzen lassen. Zu einer bewaffneten Neutralität rang man sich aber nicht durch. Wo dies ansatzweise gelang – 1647 im Defensionale von Wil – war lediglich eine Milizarmee von geringerem militärischen Wert vorgesehen. Die Einführung eines modernen militärischen Anforderungen entsprechenden eidgenössischen Söldnerheeres scheiterte



stets an der Finanzierung, die eine zusätzliche dauerhafte Besteuerung aller Untertanen erfordert hätte. Wenn schon zusätzliche Mittel flüssig gemacht werden sollten, wollten die Obrigkeiten der einzelnen Orte selbst über deren Verwendung bestimmen können.

Die konfessionell gespaltene Eidgenossenschaft war also keine so geschlossene Festung, wie dies der Basler Johann Heinrich Sattler in einem dem Rat von Zürich gewidmeten Manuskript suggerierte (Abb. 14). Verträge wie der Allianzvertrag mit Frankreich und die Erbeinigung mit Österreich bestimmten das innenpolitische Gefüge wesentlich mit. Die innereidgenössischen Bündnisse wiederum dienten selbstverständlich immer auch dem Schutz der verbündeten Obrigkeiten gegen unzufriedene Untertanen. Im Dreissigjährigen Krieg bauten die einzelnen Obrigkeiten ihre Souveränität eher aus. Die Selbständigkeit einzelner Orte nahm zu. Damit fiel die Last der Verteidigung gemeinsamer Grenzen natürlich auf exponierte Orte wie Basel und Schaffhausen.

Zu Anfang des Krieges war das Defensionale zudem ein von Zürich und Bern angestrebtes Verteidigungsbündnis gegen die katholischen Stände. Man erkannte in Basel die Gefahr, dass ein Gegner die eidgenössischen Orte voneinander trennen und einzeln überwältigen könnte. Bis die Basler in finanzielle Bedrängnis gerieten, sperrten sie sich als einer der zum Stillsitzen verpflichteten neuen Orte gegen ein evangelisches Sonderbündnis. Man dachte wohl, sich selbst schützen zu können. Erst als in den 1630er-Jahren nach dem Kriegseintritt der Schweden die wirtschaftliche Lage wegen der Kämpfe im Elsass schlechter wurde, wollte sich Basel in der Verteidigung der gemeinsamen Grenze finanziell entlasten und brachte 1638 den Vorschlag einer dauerhaften eidgenössischen Grenzschutztruppe von 1'200 bis 1'800 Mann inklusive Kavallerie auf, die von Bern und Zürich hätten mitfinanziert werden sollen. Durchsetzen liess sich dies aber nicht.

Basel musste sein Territorium also selbst sichern. Bis 1647 wurden die Grenzen des Herrschaftsgebiets, über die man sich schon 1620 mit den im Staatsarchiv Basel-Landschaft erhaltenen Karten von Hans Bock eine Übersicht verschafft hatte, rund vierzigmal verletzt.

Besonders gefährlich waren diplomatisch und militärisch nicht zu verhindernde Durchmärsche grösserer Armeen: Im Oktober 1633 zum Beispiel zogen 25'000 Mann unter Altringer und Feria unmittelbar an der Stadt vorbei. 1638 marschierten 6'000 Mann unter Bernhard von Weimar vom Bistum Basel über die Birsbrücke direkt auf feindliches Gebiet. Die auf diese krasse Neutralitätsverletzung folgenden Belagerungen benachbarter Festungen wie Rheinfelden und Breisach führten zu sehr bedrohlichen Situationen – auch weil die Basler im Geheimen lukrative Geschäfte mit der katholischen Besatzung Breisachs machten.

Besonders aber litt die Landschaft unter der damaligen Form der Kriegsführung, die nach dem Grundsatz „der Krieg muss den Krieg ernähren“ erfolgte. Plündernd herumstreifende Marodeure beiderlei Konfession, die bis vor die Tore der Stadt vordrangen, richteten grossen Schaden an. Entführung, Erpressung und Raub erschwerten Handel und Landwirtschaft.

Wie schützte man sich dagegen? Es war vorgesehen, die Festung im Ernstfall mit den quartierweise organisierten Stadtbürgern zu verteidigen. Immer hatte man etwa 30 Torwachen bestellt, die aus eher alten und kranken Männern bestanden. Die Stadt hatte zudem das Recht, die Miliz aus der Landschaft – bis zu 600 Mann – aufzubieten. Da die Bauern ihre Felder zu bestellen hatten, liess sich die Miliz jedoch nicht für längere Zeit halten. Auf die Dauer konnte man sich also nur mit Söldnern schützen.

Ich beschreibe im Folgenden die einzelnen Massnahmen der Territorialverteidigung und versuche die Kosten zu ermitteln. Die Finanzakten aus dem Dreissigjährigen Krieg sind allerdings in einem schlechten Zustand. Jahresrechnungen sind keine erhalten. Eine Überprüfung ergab, dass Festungsbau und Armee als extraordinäre Kosten wohl nicht im normalen Staatshaushalt geführt wurden. Die hier als Übersicht präsentierten Zahlen sind also aus verstreuten Dokumenten zusammengesucht.

### Ausgaben für Soldaten

Werbung von bis zu 750 Mann vom 1. 7. 1622 bis 23. 6. 1623 unter Melander, total 131'303 fl 10 ß <sup>1</sup>	ca. 164'000 lb
Werbung von bis zu 900 Mann von 1624 bis 1625 unter Bertrand de Mondésir <sup>2</sup>	nicht erhalten
Werbung von 250 Mann vom 18. 3. 1627 bis 8. 1627 <sup>3</sup>	7'220 lb
Werbung 250 Mann vom 14. 1. bis 18. 6. 1628 <sup>4</sup>	10'692 lb
Werbung von 52 Mann vom 12. 6. 1628 bis 12. 2. 1629 <sup>5</sup>	2'979 lb
Werbung vom 21. bis 25. 5. und 2. bis 10. 6. 1629 <sup>6</sup>	1'010 lb
1633 bis zu 600 Mann aus der Landschaft in der Stadt einquartiert <sup>7</sup>	nicht erhalten
Fussvolk und Reiter vom 16. 5. 1634 bis 1. 1. 1635 <sup>8</sup>	25'575 lb
1635 bis 1648 von Stadtwechsel an Dreieramt für Soldaten und Reiter <sup>9</sup>	ca. 408'310 lb
<b>Total Ausgaben für Soldaten</b>	<b>&gt; ca. 619'786 lb</b>

Anmerkungen: 1: StABS, Politisches P8, fol. 115. 2: Heusler 1866 (wie Anm. 1), S. 209–210. 3: StABS, Politisches P8, fol. 115. 4: StABS, Politisches P7, fol. 129. 5: Ebenda, fol. 131. 6: Ebenda, fol. 115. 7: STRITMATTER 1977 (wie Anm. 1), S. 180. 8: StABS, Finanz Y3. 9: Ebenda.

Anfangs dachte man wohl, sich auch gegen grössere Truppenverbände schützen zu können, merkte aber bald, dass dies zu viel kostete. Die 1622 vom Grossen Rat erteilte «volle Gewalt und Macht» zur «Stadtdefension» betraf neben der Festung auch die Truppe, die man mit Hilfe des Söldnerführers Holzappel aufbaute. Im Herbst 1622 waren 750 Mann bestellt. Obwohl Holzappel auf die friedenserhaltende Wirkung der Truppe durch militärische Abschreckung verwies, wurde das Kontingent schon im Juni 1623 wieder auf 94 Mann reduziert.

Bis 1634 warb man Söldner nur noch bei akuter Bedrohung, ab 1629 unter dem Befehl des dauerhaft zur Verteidigung von Stadt und Landschaft bestellten Hans Jacob Zörnlin und dessen Lieutenant Jonas Grasser. Zörnlin beklagte sich wiederholt beim Rat über den schlechten Zustand und die Disziplin der Soldaten. Auch seinen Anweisungen zur Erstellung der Verteidigungsfähigkeit der Festung leistete man nur zögernd Folge. Als er zum Beispiel 1632 die Anschaffung von 15 bis 16 Schrotstücklein und die Ausführung von Schiessscharten forderte, teilte man ihm mit, «daß der Stadtseckel durch die großen Kosten der unzeitigen Fortificationen und verschiedenen Garnisonen erschöpft sei».<sup>17</sup> Trotzdem warb man bei herannahender Gefahr bis zu 300 Mann, wovon man gegen 80 auf dem Land, in Muttenz, Riehen, Benken, Augst usw. zu zweit bis zu einem Dutzend als Wachen stationierte. Ungefähr 200 Mann setzte man in Abteilungen von 14 bis 50 Mann vor den Stadttoren zur Sicherung der Strassen und zur Eskorte von Händlern ein.<sup>18</sup> Man errichtete Strassensperren. Liestal und zum Beispiel die Farnsburg wurden bewacht und bewaffnet. Es bestanden Signalketten zur gegenseitigen Warnung. Ab 1634 scheinen diese Institutionen dauerhaft gewesen sein; man rechnete direkt mit dem Stadtwechsel – der Staatsbank – ab.

Im Februar 1634 beschloss man zudem die Bestallung von mindestens 45 Reitern. Diese gegen Plünderer und Strassenräuber relativ wirkungsvolle Einrichtung bestand – meist in kleineren Kontingenten – bis Ende des Krieges.

### Ausgaben für die Festung

5. 10. 1622 bis 1. 1630 <sup>10</sup>	171'729 lb
Total Ausgaben Festung	> ca. 171'729 lb
<b>Total Ausgaben für Soldaten und Festung</b>	<b>&gt; ca. 791'515 lb</b>

Anmerkung: 10: Die von HEUSLER 1866 (wie Anm. 1), S. 224 mitgeteilten Ausgaben, die sich leider nicht überprüfen liessen, erscheinen sehr niedrig, bewegen sich allerdings durchaus in der Grössenordnung, die Stapf in seinem Kostenvoranschlag (StABS, Bauakten Z1, 1535–1806, datiert auf den 22. 8. 1623) errechnete.

<sup>17</sup> StABS, Pol. P 7, S. 244–246.

<sup>18</sup> HEUSLER 1866 (wie Anm. 1), S. 216 wohl nach StABS, Militär R1 vom 4. 10. 1643.



Mit aller Vorsicht ist festzustellen, dass der Teilausbau der Stadtbefestigung deutlich weniger kostete als die bescheidenen Söldnerkontingente, die sich eher als eine Polizei denn als eine Armee bezeichnen lassen. Die Ausgaben für Festung und Soldaten allerdings waren sehr hoch. Zum Vergleich: Das versteuerte Vermögen aller Basler Stadtbürger betrug 1633 etwa 6.6 Millionen Pfund, wobei 10% der Bürger 70% dieses Vermögen besaßen.<sup>19</sup>

<b>Zusätzlich aufgebrauchte Kriegsmittel bis 1648</b>	
1618 bis 1653 Soldatengeld: Stadt ca. 36'000 lb; Landschaft (ab 1627) ca. 161'000 lb <sup>11</sup>	ca. 197'000 lb
1620 bis 1623 188 Staatsobligationen verzinst zu 5%, total 575'810 fl <sup>12</sup>	ca. 731'000 lb
7. 12. 1622 Freiwillige Vermögenssteuer 1% (Stadtbürger) 40'762 fl 23 ß 10 d <sup>13</sup>	ca. 51'000 lb
21. 12. 1633 Vermögenssteuer ½% (Stadtbürger) 26'372 fl 20 ß 6 d <sup>14</sup>	ca. 33'000 lb
<b>Total</b>	<b>ca. 1'012'000 lb</b>

Anmerkungen: 11: Schätzung gemäss StABS, Militär F4, Finanz Y3 und Finanz Y9, fol. 102r–103r. 12: STRITMATTER 1977 (wie Anm. 1), S. 175–180 nach StABS, Finanz AA 3, 4–5. 13: Ebenda, S. 172–174. 14: Ebenda, S. 181 nach StABS, Militär F2.

Die Söldner wurden durch das jährlich zu entrichtende Soldatengeld finanziert. Ab 1627 zog man diese unbeliebte direkte Steuer auch in der Landschaft ein. Für den Festungsbau erhob man bei den Stadtbürgern Vermögenssteuern. Die meisten Gelder beschaffte man sich jedoch durch Staatsanleihen. Hierzu einige Bemerkungen:

Die Obligationen wurden an die reichsten Bürger Basels ausgegeben. Fremde konnten sie nicht erwerben. Zur Zeit ihrer Ausgabe herrschte zudem eine Inflation. Die Herren liessen sich also schlechtes Geld, das sich sonst wegen des Kriegs nirgends sicher anlegen liess, nach einer Kurskorrektur in harter Währung verzinsen und zurückzahlen. Schuld und Zinsen wurden zwar 1633 um einen Viertel gekürzt, was aber höchstens der Hälfte der Kursschwankung entsprach.

Die Regierenden fanden also ein durchaus profitables Mittel, den militärischen Schutz ihrer Herrschaft zu finanzieren. Die Kapitalkosten sind jedenfalls ein bedeutender Teil der Kriegskosten:

<b>Kapitalkosten und Rückzahlungen</b>	
<b>Im Dreissigjährigen Krieg<sup>15</sup></b>	
Abtragung Schuld Staatsobligationen bis 1635 ohne Kursgewinne	ca. 211'880 lb
Zinsen für Staatsobligationen von 1622 bis 1648	ca. 553'312 lb
<b>Nach dem Dreissigjährigen Krieg<sup>16</sup></b>	
Abtragung Schuld der um ¼ reduzierten Kapitalien	ca. 389'340 lb
Zinsen für Staatsobligationen von 1648 bis 1660	ca. 207'846 lb
<b>Total Kapitalkosten und Rückzahlungen ohne Profit durch Kurswechsel</b>	<b>ca. 1'362'378 lb</b>

Anmerkungen: 15: Berechnet nach STRITMATTER 1977 (wie Anm. 1), S. 176, 177 und 180. 16: Geschätzt nach ebenda, S. 180.

Diese Kosten wurden mit direkten Steuern wie dem Soldatengeld und diskreteren indirekten Steuern – zum Beispiel über das Salz- und das Getreidemonopol – auf die Untertanen abgewälzt. Zinsen und Rückzahlung der vorgeschossenen Gelder belasteten den Staatshaushalt jedoch noch bis in die späten 1650er-Jahre. Die Eintreibung der Soldatengelder nach dem Krieg und die hohen indirekten Steuern führten nach dem Abflauen der Kriegskonjunktur zum Bauernaufstand von 1653, der gewaltsam niedergeschlagen werden musste. Die dauerhafte Erhöhung der Besteuerung der Untertanen, die althergebrachten Rechten widersprach, liess sich also nicht friedlich durchsetzen.

<sup>19</sup> STRITMATTER 1977 (wie Anm. 1), S. 183.

Ausgaben für Soldaten und Festung	> ca. 791'515 lb
Kapitalkosten	ca. 761'158 lb
Rückzahlungen Kapital ohne Profit durch Kurswechsel	ca. 601'220 lb
<b>Total Kriegsausgaben</b>	<b>&gt; ca. 2'153'893 lb</b>
Total aufgebrachte zusätzliche Mittel	- ca. 1'012'000 lb
<b>Aus dem Staatshaushalt und mit indirekten Steuern finanziert</b>	<b>&gt; ca. 1'141'893 lb</b>

Ich fasse zusammen: Im Allgemeinen beförderten die Bedingungen der modernen Kriegsführung in Europa im 17. und 18. Jahrhundert eine Entwicklung hin zur Aristokratie und zum absolutistischen Territorialstaat. Stehende Heere mit gut gedrillten Söldnern und Festungen erforderten eine Finanzkraft, die nur mit einer dauerhaften Besteuerung möglichst zahlreicher Untertanen zu verwirklichen war. In der kleinräumigen Schweiz war diese Entwicklung deutlich schwächer als anderswo.

Für eine vollständige militärische Sicherung des Herrschaftsgebietes, welche die einfache Landbevölkerung besser geschützt hätte, wäre es in Basel wohl notwendig gewesen, neben einer befestigten Hauptstadt auch über eine gut ausgebildete Söldnerarmee mit Kavallerie und eine Grenzverteidigung verfügen zu können. Durchgeführt wurden diese Massnahmen aber nur in einem reduzierten Massstab, der Handel und Wandel vor allem in der Stadt aufrecht erhielt.

Es dürften die hohen Kosten für Söldner gewesen sein, die dazu führten, dass die Stadt unvollständig befestigt wurde. Dazu kam, dass sich die Basler Elite durch Kriegsanleihen nicht nur möglichst von den Kriegskosten entlastete sondern sogar bereicherte. Sie finanzierte die Sicherung ihrer Herrschaft nicht etwa durch eine Besteuerung der vom Krieg profitierenden Vermögenden, sondern wälzte die Kosten auf die Gemeinschaft ab.

An einem wirkungsvolleren eidgenössischen Defensionale hingegen zeigte man sich erst interessiert, als um 1635 die Lasten der Sicherung des eigenen Territoriums im Verlauf der Kämpfe um Breisach so gross wurden, dass die Stadt ihren reichsten Bürgern die Zinsen für die Kriegsanleihen zeitweise nicht mehr bezahlen konnte und die Rückzahlung des Kapitals stockte.

Abbildungsnachweise befinden sich in den Bildlegenden. Abkürzungen:

BaselUB	Universitätsbibliothek Basel
StABE	Staatsarchiv Bern
StABS	Staatsarchiv Basel-Stadt
UlmStA	Stadtarchiv Ulm
WolfenbüttelHAB	Herzog August Bibliothek, Wolfenbüttel
WStLA	Wiener Stadt- und Landesarchiv
ZürichZB	Zentralbibliothek Zürich



# Basels Stadtre Regiment im 16. Jahrhundert im Spiegel seiner Wochenausgaben-Bücher: ein Profil seiner Prioritäten

Beat von Scarpatetti

Die Wochenausgabenbücher des Basler Rats sind ab Vor- und Frühneuzeit weitgehend vollständig erhalten und bilden eine erstrangige Quelle für die Alltagsgeschichte eines Stadtstaates wie Basel. Ab dem Jahr 1537 bis zur Helvetik 1798 existiert ein Scan dieser Bücher. Er diente als Mikrodaten-Quelle zunächst der Klimageschichte der Universität Bern, die ihn auch hergestellt hat, sowie ab 2019 auch dem Projekt der neuen Basler Stadtgeschichte. Diese erstellt nun ihrerseits nach Bedarf Digitalisate auch aus dem späten Mittelalter.

Vorweg zusammengefasst, ergeben die Schwerpunkte des frühneuzeitlichen Finanzgebarens, also die Ausgaben, ein Profil folgender Prioritäten: Regiment/Politik/Diplomatie/Repräsentation/Bauwesen/Wehrbauten/Rüstung. Im Verlauf der zweiten Jahrhunderthälfte dominieren zunehmend das Befestigungswesen und die Rüstung, namentlich das Geschütz. Für die Jahre 1537–1575 besteht ein vom Unterzeichneten erstelltes Transkript/Exzerpt, das Einblicke auch in die Basler Vorgeschichte des Dreissigjährigen Krieges gibt. Bearbeitet sind rund 5500 Seiten des Originals auf rund 330 Seiten A4.

Dabei lässt sich unschwer erkennen, wie die Behörden zunehmend mit Abwehr, Befestigung und Waffen reagiert haben müssen zufolge eines Gefühls einer «Malitia Temporum». Als Elemente derselben sind zu nennen: In diesem Mass bisher nicht bekannte religiöse Aufspaltung und Verfeindung, konfessionell nicht mehr behebbare, ansteigende Spannung, Religionskriege im Reich, als wichtigster zunächst der Schmalkaldische, anschliessend vor allem im benachbarten Frankreich virulente Kriege zwischen Hugenotten und der katholischen Liga 1562–98, ebenso in Holland 1570–73, zunehmend als Befreiungskrieg der kalvinistischen Generalstaaten gegen die spanische Krone und den Spanienherzog Alba, in Paris und einer Reihe von weiteren Städten das Schrecknis Bartholomäusnacht 1572. Im darauffolgenden Jahrhundert gerieten Macht- und Religionskämpfe mit dem Dreissigjährigen Krieg vollends aus dem Ruder. Mentalitätsmässig ist ab Mitte des 16. Jahrhunderts zu spüren, wie in der Stadt die immer strengeren Reformations- und Sittenmandate die Spannung anhoben; es nehmen zu sowohl die Zahl der Ausweisungen aus der Stadt, der Gefangennahmen als auch diejenige der Hinrichtungen und ebenso die der Suizide. Der Transkriptor erlebt es auch in den Büchern selbst am Wandel des Schriftbildes. Es ist, als würde die besagte Spannung symbolisiert durch die immer verschraubteren Kanzleischriften mit ihren grotesken Majuskeln, ihren oft absurden Konsonantenverdoppelungen und überspitzten Auswüchsen in allen Buchstabenformen der damaligen deutschen Kursiven.

## Die Ausgangslage betreffend Zugang zu den schriftlichen Quellen

Der Zugang zu den handschriftlich überlieferten Geschichtsquellen – in unserem Fall der Ausgabenbücher (16. Jahrhundert) des Basler Rates – gestaltet sich seit der Jahrhundertwende grosso modo auf vierfache Weise: 1. Über das Original, eingesehen an dessen Konservierungsort, 2. Per EDV über einen «Scan» desselben, 3. Über eine Transkription in (heute digitale) moderne «Druck»-Schrift (früher: Schreibmaschine oder Reinschrift), 4. Über eine Edition klassischer Faktur. In den letzten Jahrzehnten ist die Version 2., die Menge der «aufs Net gestellten», nicht gedruckt edierten Quellentexte exponentiell angestiegen. Damit werden vorab jüngere Wissenschaftskräfte mit Lese-, also letztlich paläographisch zu klassierenden Problemen, konfrontiert. Dies wieder vermehrt, da ein Original-

text auf dem Net oft eine Edition faktisch ersetzt, oder gegebenenfalls nur erwarten lässt. Es handelt sich dabei meist nicht mehr um Quellen des Hoch- und Spätmittelalters (die eine bereits höhere Erschließungsquote aufweisen), sondern immer mehr um solche der Frühneuzeit und des Ancien Régimes, sowie auch des 19. Jahrhunderts. Das Leseproblem stellt sich besonders bei den Texten des deutschsprachigen Kulturkreises angesichts der Sonderentwicklung der deutschen Kursiven und später der «Kurrentschrift». Zur Illustration dieser paläographischen Sonder-Konstellation und ihrem speziellen Bedürfnis einer Transkription möge etwa die untenstehende Illustration vom 20. August 1561 Nr. 10 dienen. Je nach Forschungsvorgabe kann zu dieser Sachlage noch die seit 50 Jahren zu verzeichnende, stark zunehmende Prekarität der Lateinkenntnisse der jüngeren Generationen treten, sodass wir oft einer doppelten Barriere beim Quellenzugang gegenüberstehen.

Die Ausgangslage für die Erschließung der Wochenausgabenbücher bestand darin, dass eine Forschungsstelle der Universität Bern die besagten Bücher vom Jahr 1537–1798, dem Ende des Ancien Régimes in der Schweiz, «gescannt» hat, in eigener Regie. Für den Zeitraum von 1537–1575 sind vom dafür kontaktierten Unterzeichneten die «Scans» von rund 5'200 Seiten Text (in Grossoktav) auf rund 330 Seiten A4 transkribiert worden. Die Methode der Transkription konnte aber angesichts der quantitativen Dimensionen nicht die bei einer einzelnen Inschrift, einer Urkunde u.a.m. und vor allem nicht die bei einer kritischen Quellenedition gewohnte sein, sondern die einer funktionell adaptierten, in unserem Fall selektiven Transkription sein.

### **Zur realen Praxis der vorliegenden Transkription**

In geschichtlichen Zeiten war die Niederschrift einer Buchführung oder der Protokollierung von Geschäften einer Verwaltung, einer Kanzlei naturgemäss von grosser Routine und Kontinuität über Jahrzehnte, ja sogar Jahrhunderte, geprägt. Auch in solch weiten Zeiträumen zeigen Form sowie Inhalt endlose Wiederholungen. Deren erdrückende Last würde bei einer integralen Transkription sowohl den Umfang als auch den Zeitaufwand aufblähen und das Wesentliche zudecken. Zur Selektion lädt die Gleichförmigkeit, ja Monotonie vieler Routineeinträge geradezu ein. Beispielsweise bleiben eine grosse Zahl von verbuchten Gebühren bis in die Betragshöhe über Jahrzehnte gleich. Eine Auswahl gemäss Thema, Fragestellung und Forschungsvorhaben wird bei einer so beschaffenen und dimensionierten Quelle unerlässlich. Als Folge daraus ergibt sich, dass der Transkriptor nicht nur paläographisch beschlagen, sondern auch Fachhistoriker zu sein hat, denn er kann nicht mehr alles einfach abschreiben zuhanden der es dann verwendenden (und verstehenden) Fachwelt. Vielmehr muss er Suchbegriffe, Themenfelder, historische Nomenklaturen u.v.a.m. erkennen und sie auch sich aneignen können. Somit entscheidet er in der Tat selbständig darüber, was als Transkript übernommen werden soll. Er steht so als fachkundige intermediäre Figur zwischen reinem Paläographen und den Federführenden eines Projekts. Zu den Modalitäten der Auswahl liesse sich vieles sagen; zu den themengebundenen Hauptmaterien von Gewicht kann auch Marginales kommen, hier thematisch nach freiem Ermessen, bis hin auch zu Curiosa, die man sich einfach nicht entgehen lassen will. In Absprache mit einem Forschungsprojekt kann er jederzeit auch Texte oder Textpartien in integraler Transkription bereitstellen. Im Falle der vorliegenden Ausgabenbücher überwiegt allerdings die Option der selektiven Transkription. Was die heuristische Garantie für Erfassung von Forschungsrelevantem angeht, darf also festgehalten werden, dass der Transkriptor immerhin Text integral gesichtet hat.

Auf sehr dankbare Weise hat sich 2015–2019 ein solcher Modus der Transkription samt geglücktem Forschungsergebnis bereits einmal verwirklicht. Für das Abfassen des Bandes 10 der Reihe «Kunstdenkmäler der Schweiz, Kanton Basel-Stadt» zum Basler Münster ging es um die Auswertung der Rechnungsbüchlein der Münsterbauhütte auf dem Basler Staatsarchiv, welche für die Jahre 1399–1487 überliefert, aber unedierte und daher gleich für ihre Behufe von den KunsthistorikerInnen selbst eingescannt worden sind (45 Hefte zu insgesamt 2770 Seiten).

In ähnlicher Weise ist das mit dem Projekt der neuen Stadtgeschichte geschehen. Ursprünglich erging der neue Transkriptionsauftrag von der klimageschichtlichen Forschung der Universität Bern aus, einem schon für sich allein interessanten Thema, da die Alltagsausgaben des Rates auf vieles reagieren und viele Zustände spiegeln. Sehr bald trat jedoch zutage, wie sehr in diesen Ratsausgaben vielfältige und gewichtige Fakten und Elemente enthalten waren, sodass sich auch hier eine thematisch weit über die Klimageschichte hinaus gezogene Auswertung für ein Unternehmen wie die neue Stadtgeschichte empfahl.

Was die handschriftliche Realität der Notate anbelangt, so kann etwa die bereits genannte Ill. 10 (v.J. 1561) einen Begriff geben von der Höhe der Verständnis-Latte, welcher sich eine nicht paläographisch eingeschworene Forschung gegenüber sehen kann. Gegeben ist sie in erster Linie durch die uns Heutige krause anmutende Kursive der damaligen Kanzlisten, aber beachtlich ist sie auch durch viele Ausdrücke und Gegebenheiten des tiefsten Ancien Régimes, in welchem wir uns ab 1537 noch für eine sehr lange Dauer vorfinden.

Für die Methode der Aufnahme zu berücksichtigen erwies sich schliesslich noch die grosse Menge der verfügbaren Akten. Die dadurch bedingte selektive Praxis richtet sich nach den diversen allgemein-, vorab aber alltagsgeschichtlichen Schwerpunkten der jeweiligen thematischen Vorgaben und Fragestellungen. Die erste und wichtigste Stufe der Auswertung eines so gearteten Dokuments ist die Sichtung der Notate selbst. Auch wenn keines für eine Protokollnotiz oder eine Transkription genügend bedeutend befunden wird, ist es immerhin gesehen worden, das Dokument damit also ausgewertet. Die nächste Stufe ist die Erstellung einer Protokoll-Notiz, beispielsweise: «Span zwischen Muttenz und Pratteln, Verordneter des Rats dort». Die dritte Stufe ist die Transkription des Eintrags; sie kann integral oder auszugsweise erfolgen. Eine wichtige Tatsache darf nicht unberücksichtigt sein: der «Scan» erlaubt jedem Benutzer die direkte Einsicht und Verifikation des transkribierten Textes. Zu den Zeiten der unumgänglichen Konsultation eines Aktenstückes im Original war dies dem Leser einer zitierten Quellenstelle nicht möglich, ausser er hätte sich ebenfalls zum Original selbst begeben.

### **Zum Interessens-Fokus bei der vorliegenden Auswertung der Ratsausgaben**

Durch das Tagungsthema gegeben sind das Befestigungs-Bauwesen und das Wehrwesen im 16. Jahrhundert, begleitet von weiteren themenrelevanten, d.h. beispielsweise kriegswirtschaftlichen und rüstungsgeschichtlichen Fakten. Im Ausgabenspektrum ist deren Prioritätsposition wichtig. Es geht im Wesentlichen um Wehrbauten und um das Schützenwesen.

Ein wichtiges Aufmerksamkeits- und Auswahlkriterium ist sodann der gesprochene Geldbetrag. In den meisten Fällen geht es um äusserst grossformatige Ausgaben des Rats. Schon die in der Stadt die Maßstäbe setzenden Währungsverhältnisse spiegeln eine dreistufige Grössenordnung der Finanzen und der Wirtschaftskraft: 1.: Basisbereich der Kleinwirtschaft/Mikroökonomie, das «Volk» betreibt seinen Kleinhandel höchstens mit Batzen (denarii), abgekürzt «den.». 2.: Mittelbereich: Schilling (solidus), abgekürzt «sol.»: er bedient grösseres Gewerbe, Fachhandwerk, Städtische Löhne. 3.: Oberster Bereich der Librae-Pfund, Cronen, Florin-Gulden, abgekürzt «Lb.» und «fl.», hier wird mit schwerer Münze geschäftet; es geht fast durchwegs um hohe Beträge (spätestens seit dem von Florenz dominierten 15. Jahrhundert wird auch über Wechselgeschäfte bezahlt). Solch hohe Beträge sind die Regel in den Schwerpunkt-Bereichen Regiment/Politik/Diplomatie/Repräsentation/Bauwesen/Wehrbauten/Rüstung. Sie liegen ausnahmslos in den 20–100 lb. Die Höhe der reinen Summe schon gibt ein Kriterium für näheres Hinschauen: Bei Zahlungen ab 10/20/30 lb. oder fl. ist es für den Transkriptor unerlässlich, achtzugeben, um was es gehe. Wegweisend für diese Geschäfte sind der Rat und seine Fachkommission, «Die Fünf vom Bau», schliesslich auf der Ausführungsebene das Gremium der leitenden Handwerkermeister, der „Stadt-Bau“. Diese Position figuriert immer und ist in fünf Handwerksbereiche aufgeteilt. Wir wenden uns nun einer Reihe von Beispielen zu.



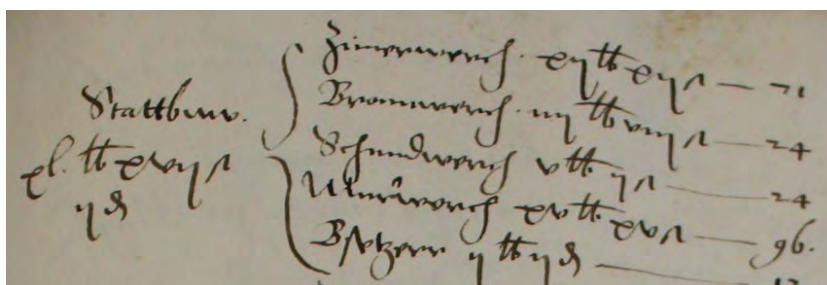


Abbildung 1: Stattbuw: Zimerwerch 71 [Tagwan], Bronnwerch 24 [TW], Schmidwerch 24 [TW], Murwerch 96 [TW], Bsetzer 12 [TW]. G16, p. 983, 9. Mai 1545 (Abb. 1559).

Eine Tagwan-Lohneinheit (Tagwerk) galt normalerweise wenige Solidi. Bei den Handwerk-Spezialisten (Brunn- und Mauerwerk etwa) konnte es mehr sein. Das Lohntotal des Mauerwerks überstieg die andern stets um das 3- bis 5-fache.

Schwerpunkt Baumaterialien: Hier geht es um einen Pauschalbetrag für diverse Materialien des gesamten Bauwesens. Das ausgewählte Beispiel steht für eine regelmässig figurierende Position, welche in den Materialien variieren konnte.

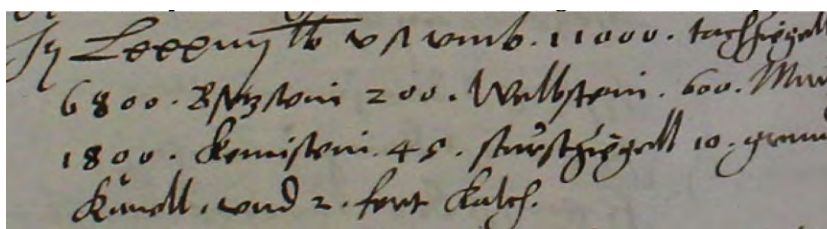


Abbildung 2: Jtem Lxxxiij lb. v sol. vmb 11000 tachziegell, 6800 Bsetzstein, 200 Welbstein, 600 Murstein, 1800 kemistein, 45 sturstziegell, 10 grundkänell, vnd 2 fert kalch. G17, p. 363, Sa., 12. Nov. 1548 (Abb. 1873).

Die grösseren Teile des Bau- und vor allem Material-Einkaufswesens lagen strikte in der Regie der Stadt, des Rates. Alles, was in den vorliegenden Büchern erscheint, war zwingend Ausgabe des Rates. Was mit dem so Beschafften dann in der Verarbeitung geschah, wie der Bezug zu den Zünften aussah, und wieviel nebenher über einzelne Handwerksbetriebe noch ging, ist als Frage offen. Dass es sozusagen «privat» gar nichts gab, kann wahrscheinlich scheinen, denn die Ausgaben sind gewaltig und kontinuierlich. Zunftzwang und Zunftordnungen bestanden im Bau- und Handwerk immer.

Das Interesse gilt nun einem Baubeginn an den Befestigungswerken im Jahr 1548.

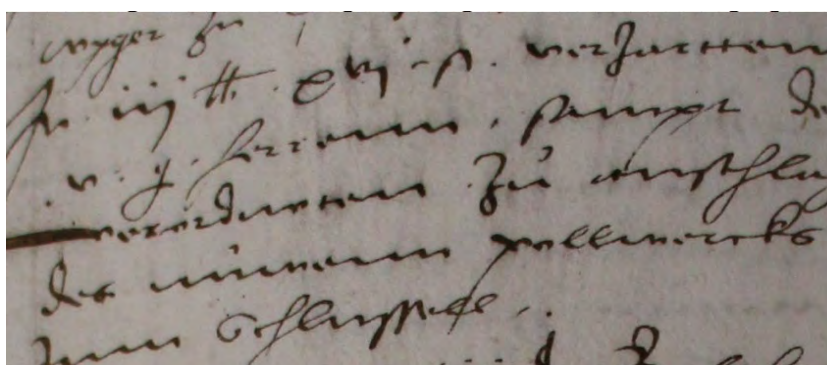


Abbildung 3: Jtem iij lb. xvj sol. verzertten v.g. herrenn sampt den Verordneten zum anschlag des nüwen pollwercks zum Schlüssell, G17, p. 418, Sa., 17. März 1548 (Abb. 1928).

Wir sind im Gasthaus zum Schlüssel mit der Zeche eines Baubegründungs-Trunks von über 3 lb. Zum Ort dieses Bollwerk-«Anschlags» gibt es nur Vermutungen.

Auf topographisch etwas sicherem Boden sind wir 1550 zu Spalen mit einem Sondierungs- und Planungs-Augenschein samt Umtrunk zu gut 5 lb., im ehemaligen Frauenkonvent von Gnadenthal, gelegen vor dem inneren (alten) Spalentor.

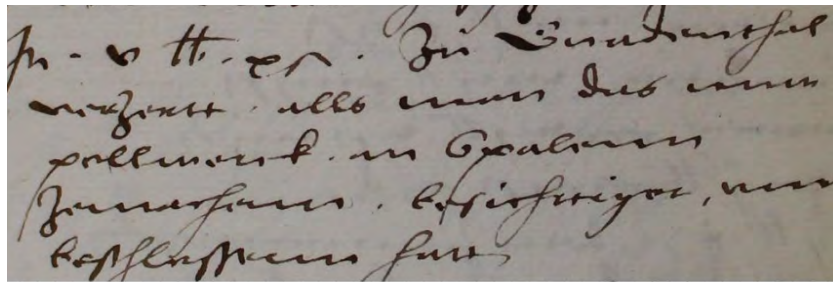


Abbildung 4: Jtem v lb. x sol. Zu Gnadenthal verzertt, alls man das nūw pollenwerck in Spalenn ze machen beschichtiget vnnd beschlossenn hatt. G17, p. 774, 16. Aug. 1550 (Abb. 2343)

Eine zweite Baustelle wird 1552 mit Grundsteinlegung für ein Bollwerk zu St. Johann eröffnet:

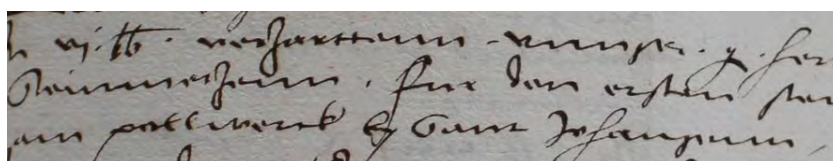


Abbildung 5: Jtem vj lb. verzerttenn vnser g. herren Steinmetzenn für den ersten stein am pollwerck by Sant Johansenn. G17, p. 1067, Sa., 5. Nov. 1552 (Abb. 2640)

Transfer 1555 von Grund für «das» Bollwerk (1555):

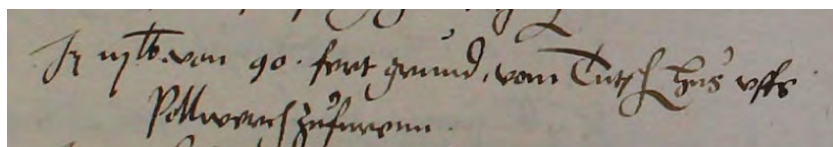


Abbildung 6: Jtem von 90 fert grund vom Tütschen hus vffs Pollwerch zu fürenn. G18, p. 24, 15. Feb. 1555 (Abb. 3135)

Das Bollwerk lag unterhalb des Deutschordens-Hauses an der Rittergasse, am Rheinufer.

Wir kommen zur Brücke vom Wehrbau zum Gerät der aktiven Kriegsführung, zur Bereitstellung des Geschützes für einen möglichen Einsatz; dies im Jahr 1573, in der Zeit des holländischen Befreiungskriegs. Von einer akuten Gefahr ist in der Basler Geschichte dieses Jahres nichts zu erfahren, aber es mag erstaunen, dass die gleichen Leute, die die Kanonen in Stellung gebracht haben, gleich auch deren Wacht die Nacht hindurch zu übernehmen hatten.

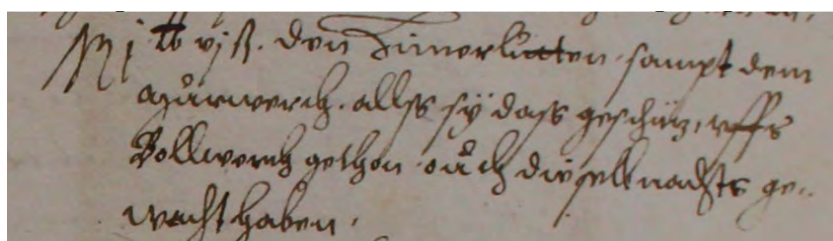


Abbildung 7: Jtem j lb. vj sol. den Zimerlütten sampt dem Murwerch, alls sy daß geschütz vffs Bollwerck gethon, ouch dieselb nachts gewacht haben. G21, p. 247, Sa., 16. Mai 1573 (Abb. 4435).

Vollends zum Wirken der wehrhaften Bürgerschaft führt uns bereits 1537 der Bau eines Schiessstandes für die Armbrustschützen.

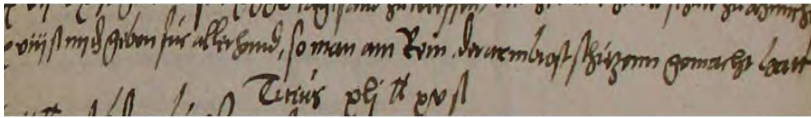


Abbildung 8: xvij sind geben für allerhand, so man am Rein [Rain] der armbrostschtüzzenn gemacht hatt. G16, p. 5, 12. Mai 1537 (Abb. 799).

Die Schützen müssen sehr zahlreich gewesen sein. Ein grosses Mahl im Jahr darauf für die Schützen für 114 lb. weist die teuerste verbuchte Zeche unseres Zeitraums auf, welche aber nicht durch verschwenderischen Luxus, sondern durch eine maximale Teilnehmerzahl bedingt gewesen sein dürfte.

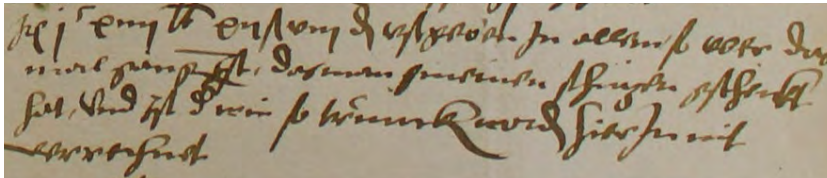


Abbildung 9: Jtem j<sup>c</sup> xliij lb. xij sol. viij den. vsgeben jn allem so vber (?) das mal gangen jst, das man gemeinen schützen gschenckt, vnd jst der win, so truncken worden, hierjn nit verrechnet. G16, p. 141, 24. Aug., 1538 (Abb. 867).

Festfreude und einige Privilegien dürften gleichwohl mit im Spiel gewesen sein. Die «gemeinen» [allgemeinen] Armbrust-Schützen tafeln 1561 in der Schmiedenzunft, diesmal mit offenbar festlich gekleideten Spielleuten.

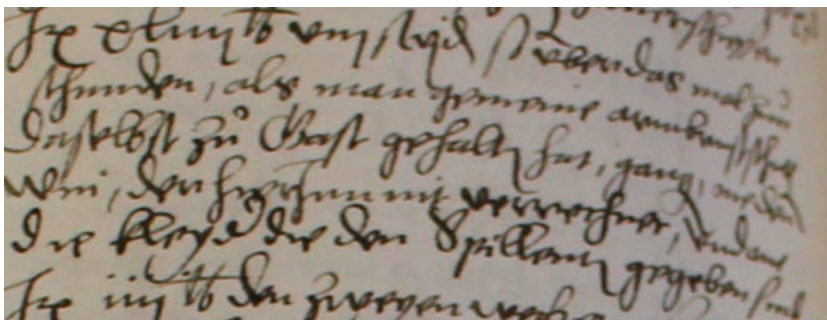


Abbildung 10: Jtem xliij lb. viij sol. ij den so vber das mal zun Schmiden, als man gemeine armbrustschützen daselbst zu Gast gehalten hat, gangen, me dem win, der hierjnn mit verrechnet, vnd one die kleyder die den Spilleuten gegeben sind. G 16, p. 476, 20. August 1561 (Abb. 1070).

Dem Thema Bekleidung gebührt hohe Beachtung. Die Armbrustschützen sind offenbar bereits eine Elite und Parade-Truppe. Sie werden nobel in den Stadtfarben (schwarz-weiss) gekleidet, für Auftritte. Mag ja sein, dass damals schon angesichts der Feuerwaffen die Armbruster zur Folklore mutiert hatten – aber die Summen, die immer für sie gesprochen waren, waren jedenfalls nicht folkloristisch.

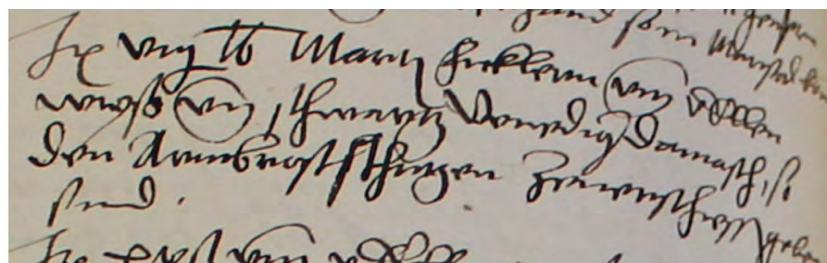


Abbildung 11: Jtem viij lb. Martin Eicklern vmb v Ellen wyß vnd schwartz Venediger damasth, so den Armbrustschützen ze uerschliessen geben. G16, p. 480, 3. Sept. 1541 (Abb. 1072).

Nun zu schwererem Geschütz als Pfeilen. Es werden für 45 lb. Kanonen in Strassburg gekauft. Aus Strassburg kamen übrigens auch Spezialisten des Festungsbaus nach Basel.



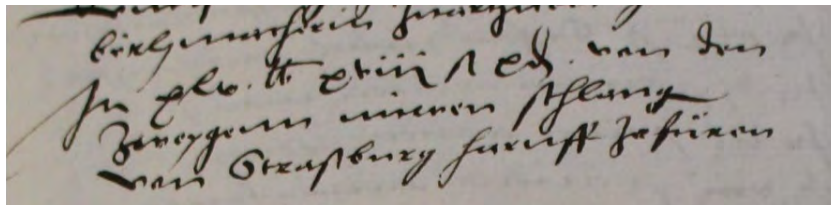


Abbildung 12: Jtem xlv lb. xvij sol. x den. zweygen nūwen schlangen von Straßburg haruff zu füren. G16, p. 870, 6. Sept. 1544 (Abb. 1445).

Sogleich werden diese länglichen gusseisernen Kanonen «beschossen», und das mit 33 Kanonieren e.a. an einem Essen im eher volksnahen Gasthaus «Zur Blume» gefeiert.

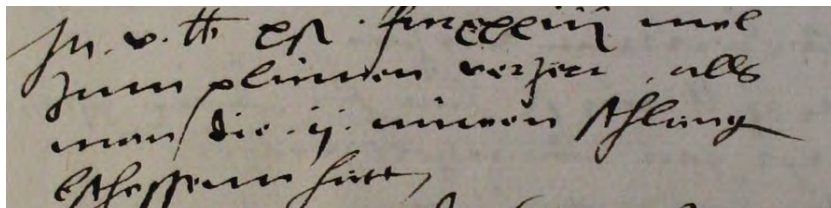


Abb. 13: Jtem v lb. x sol. für xxxij mol zum Plumen verzert, als man die ij nūwen schlangen bschossen hatt. G16, p. 880, 27. Sept. 1544 (Abb. 1455).

Als Elite galten aber fraglos die Büchenschützen. «Verehrt» wurden ihnen dreissig Goldene Cronen, was sowohl auf symbolischer Ebene Bedeutung hatte, oder direkt Privileg einer Ehrenposition war.

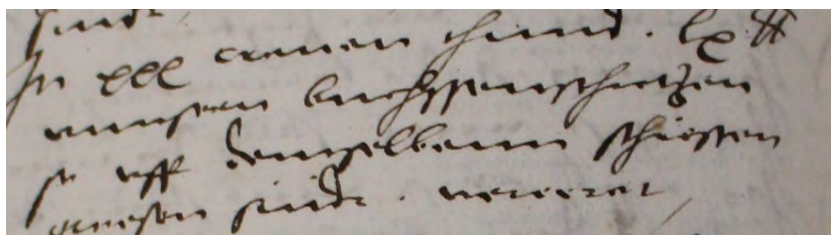


Abbildung 14: Jtem xxx cronen, thunt lx lb. unnsere bűchenschűtzen, so vff demselben schiessen gewesen sindt, vereert. G17, p. 520, Sa., 10. Sept. 1547 (Abb. 1848).

Die Jugend wurde früh eingebunden und militarisiert. Ein eigener Schützenstand für die «Buben» [Jugendlichen, Jungmänner] war 1563 im Bau.

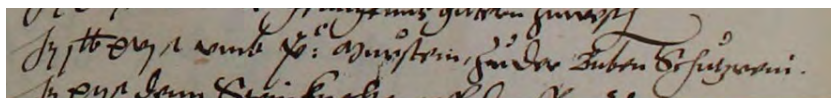


Abbildung 15: Jtem j lb. vj sol. vmb ̄ Murstein, zu der Buben Schűtzrein. G19, p. 117, Sa., 1. Mai 1563 (Abb. 3185).

Meine Auswahl war jetzt fokussiert auf Wehrbauten und Geschütze. Viel Kriegerisches erscheint auch im Weinausschank an durchziehende Kriegsknechte, viele arme und versehrte Kriegsknechte betteln den Rat an oder erhalten einfach von ihm Almosen, man schenkt Ehrenwein aus für Hauptleute, vielfach aus der Innerschweiz, und es gibt unzählige üppige Gastmähler Unserer Gnädigen Herren mit diplomatischen Honoratioren, in einer Reihe ausgewählter, quasi nominierter und durch obrigkeitlichen Gebrauch homologierter Gaststätten.

Das alles bildet nur eine ganz rudimentäre Auswahl aus hunderten einschlägiger Einträge. Über Jahrzehnte sind die finanziellen Prioritäten zugunsten von Wehrbau und Kriegshandwerk definiert.

## Konklusion

Im Verlauf des 16. Jahrhunderts ist an einem Gürtel von Bollwerken längs dem damaligen *äusseren* Mauerwerk gebaut worden, ab Jahrhundertmitte mit ansteigendem Aufwand. In diese Zeit einer Konjunktur der Festungsbauten fällt auch beispielsweise in Schaffhausen der Bau des Munots. Er wird im *Résumé* unseres Kollegen aus Schaffhausen freilich mit einem Federstrich erledigt: Der militärische Nutzen des Munots war allerdings von Anfang an gering. Es wird mehr von Repräsentation und Prestigebau geredet. Dieselbe Frage lässt sich demgemäss auch angesichts der teuren und im Bau langdauernden Basler Anlagen stellen. Das führt über die reine Wirtschafts-, Bau- und Strategieggeschichte hinaus zu weitergehenden Fragen, die die damalige städtische Gesellschaft betreffen. Bei der Transkription im Lauf der Jahre empfand ich – wie in der heutigen globalen Weltlage – buchstäblich immer mehr Sorge, wie in unserem Stadtstaat Strenge, Spannung, Wehrwesen, Rüstung zunahm, gleichfalls Gefangennahmen, Todesurteile und Suizide, es sind Zunahmen über die demographiebezogene Vermehrung hinaus. Wir *zählen* im Zeitraum 1537–1575 zunehmend: 44+ Suizide, dazu 40 unter unklaren Zeichen geländete oder aktiv an Land gezogene Ertrunkene (nicht alle, aber wohl die Mehrheit wegen Suizid), 25 geschwemmte Frauen und 66 Hinrichtungen (für eine Bevölkerungszahl von 10–15'000). Sehr viel Aufwand wurde gemacht für die *nächtliche* Wacht in allen Spielarten, innerhalb und ausserhalb der Mauern, auch die Ratsherren selbst waren in die Wachronden oder deren Überwachung offenbar persönlich involviert, jedenfalls gibt es dafür Zahlungen. Unumgänglich der Gedanke an den soeben verstorbenen Jean Delumeau und sein Standardwerk: *La peur en occident* (1978), ebenso an Michel Foucault: *Surveiller et punir* (1975; 16 Auflagen!). Man kann nicht ohne Nostalgie zurückblicken auf das zeitlich vorangehende Basel vom Anfang des 16. Jahrhunderts, auf ein Basel als die Stadt des Erasmus und eines Beatus Rhenanus und deren grosse Verdienste um eine Kultur des Friedens.

Der bisherige bauhistorische Befund zur Stadtbefestigung findet sich ausführlich dokumentiert und zusammengestellt in:

CASIMIR HERMANN BAER. Geschichte und Stadtbild: Befestigungen, in: Die Kunstdenkmäler des Kantons Basel-Stadt, Bd. 1(1932), p. 83–298.

CHRISTIAN ADOLF MÜLLER. Die Stadtbefestigung von Basel, Teile 1 und 2 (133. und 134. Neujahrsblatt der Gesellschaft für das Gute und Gemeinnützige). Basel 1955 und 1956.

GUIDO HELMIG/CHRISTOPH PHILIPP MATT. Inventar der Basler Stadtbefestigung – Planvorlage und Katalog, 1. Die landseitige Äussere Grossbasler Stadtmauer, in: Jahresbericht 1989 der Archäologischen Bodenforschung des Kantons Basel-Stadt, hg. von ROLF D'AUJOURD'HUI. Basel 1991, p. 69–175.

Eine neuere Forschungsliteratur über die frühneuzeitliche Stadt- und v.a. Wirtschafts- und Sozialgeschichte ist im Entstehen, im Besonderen im Kontext des laufenden Projekts Stadt-Geschichte Basel, unter dem Patronat des Departements Geschichte der Universität Basel. Fiskalgeschichtlich zu nennen ist das seit 2017 vorliegende Projekt: *Jahrrechnungen der Stadt Basel 1535/1536–1610*, hg. von SUSANNA BURGHARTZ, unter Mitarbeit von SONIA CALVI, LUKAS MEILI, JONAS SALGELSDORFF und GEORG VOGELER, Druckfassung der digitalen Edition Basel 2017. Neben dieser rein fiskalischen, sorgfältig und «kalligraphisch» auf Pergament redigierten Quelle sind die *Wochenausgabenbücher* Dokumente der allgemeinen Stadtgeschichte, stark sozialgeschichtlich ausgerichtet und schriftgeschichtlich stark alltagsgeprägt.

Ideengeschichtlich zur Thematik von Frieden und Krieg vgl. auch BEAT VON SCARPATETTI. Beatus Rhenanus, *Historien de la paix*, *Annuaire des Amis de la Bibliothèque de Sélestat* 35, 1985, p. 253–260 (zum 500. Geburtstag des elsässischen Humanisten).

# Basels Phlegma. Kriegstheater, Schachspiel und die Festungspolitik Basels im 17. Jahrhundert

Marcus Sandl

Blickt man auf den Festungsbau in Basel im 17. Jahrhundert und insbesondere in der Zeit des Dreissigjährigen Krieges, so sind zwei Beobachtungen zu machen: Die erste Beobachtung ist, dass es zu Beginn des 17. Jahrhunderts vielfältige Bemühungen um den Ausbau der Befestigungsanlagen in Basel gab. Diese Bemühungen blieben allerdings schon bald stecken und kamen schliesslich ganz zum Erliegen, sodass man unterm Strich sagen kann, dass die Befestigungsanlagen im Vergleich zu anderen Städten mangelhaft waren und blieben.<sup>1</sup> Basel wurde dennoch, und das ist die zweite Beobachtung, im 17. Jahrhundert weder belagert noch besetzt. Zwar gab es Auswirkungen von Kriegshandlungen auf die Stadt – Flüchtlingswellen, Nahrungsmittelknappheit, Krankheiten, durch die Landschaft ziehende und z.T. marodierende Truppen –, im Ergebnis aber kann sich die Stadt politisch gut behaupten und immer wieder zum eigenen Vorteil mit der jeweiligen Situation arrangieren.

In der – nach wie vor nicht allzu umfangreichen – Forschung zur Geschichte Basels im Dreissigjährigen Krieg haben diese Beobachtungen zu unterschiedlichen Interpretationen geführt. In den älteren Arbeiten wurden die militärischen Konstellationen in den Blick genommen und die Frage gestellt, welche politischen Absichten und Kämpfe für den mangelhaften Ausbau des Festungswesens ausschlaggebend waren.<sup>2</sup> Jüngere Forschungen hingegen betonten, dass die Basler Politik nicht politisch-militärischen, sondern ökonomischen Prämissen folgte. Nicht politische, sondern wirtschaftliche Gründe sprachen demnach dafür, keine «heroische Politik», wie es Robert Stritmatter nannte, zu verfolgen.<sup>3</sup> Man achtete, den eigenen fiskalischen Vorteil im Blick, streng auf Unparteilichkeit, versuchte sich mit allen Seiten ins Einvernehmen zu setzen und auf diese Weise die «riesigen Unkosten»,<sup>4</sup> die eine Verstärkung des im Wesentlichen noch mittelalterlichen Mauerrings bedeutet hätte, zu vermeiden. Die Plausibilität dieser Argumentation, und hier besteht eine gewisse Gemeinsamkeit mit der älteren Forschung, ergibt sich dabei aus dem Rekurs auf das Neutralitätspostulat, das als *Raison d'être* der modernen Schweiz den Rahmen der historischen Interpretation vorgibt.

Diese Interpretation indes erscheint für die Vormoderne zumindest partiell anachronistisch. Nicht im Hinblick auf ein Neutralitätspostulat, dessen Grundgedanke erst zu Beginn des 19. Jahrhunderts formuliert wurde,<sup>5</sup> sondern im Kontext zeitgenössischer politischer und militärischer Wissens- und Erfahrungsmuster nämlich ist die Basler Politik zu deuten. So erscheint es sinnvoll, nicht die moderne, sondern die zeitgenössische Wissensgeschichte ins Auge zu fassen. Dabei ist zu berücksichtigen, dass die Wissensgeschichte des Festungsbaus bzw. des militärischen Handelns Teil eines umfassenden

1 Vgl. dazu ausführlich ROBERT STRITMATTER. Die Stadt Basel während des Dreissigjährigen Krieges. Politik, Wirtschaft, Finanzen. Bern/Frankfurt a.M. 1977, S. 9 ff.

2 Vgl. u.a. PETER OCHS. Geschichte der Stadt und Landschaft Basel. Bde. 6 und 7. Basel 1821; KARL BUXTORF-FALKEISEN. Baslerische Stadt- und Landgeschichten aus dem 17. Jahrhundert. Heft 1 (1600–1634). Heft 2 (1635–1661), Heft 3 (1662–1700). Basel 1872–1877; ANDREAS HEUSLER. Mitteilungen aus den Basler Ratsbüchern aus den Zeiten des Dreissigjährigen Krieges. Separatabdruck aus den Beiträgen zur vaterländischen Geschichte. Bd. 8. Basel 1866.

3 STRITMATTER 1977 (wie Anm. 1), S. 12.

4 Ebd., S. 13.

5 Vgl. ANDREAS SUTER. Neutralität. Prinzip, Praxis und Geschichtsbewusstsein. In: Ders. et al. Eine kleine Geschichte der Schweiz. Frankfurt a. M. 1998, S. 132–187. Vgl. zur Diskussion auch ders. Neutral seit Marignano? Zur Realität einer Staatsmaxime in der Schweiz der Frühen Neuzeit. In: Neue Helvetische Gesellschaft. Jahrbuch 1998/99, S. 193–216; ANDRÉ HOLENSTEIN. Mitten in Europa. Verflechtung und Abgrenzung in der Schweizer Geschichte. Baden 2014.



deren Wissensfeldes des Politischen war, in dem Alternativen formuliert werden konnten, und zwar politische Alternativen zum Militärischen. Die Umriss einer solchen – vormodernen – Wissensgeschichte sollen im Folgenden skizziert und in drei Schritten erläutert werden.<sup>6</sup> Zunächst soll es um die Hintergründe und Kontexte der Festungsarchitektur gehen, die im engen Zusammenhang mit der Wahrnehmung des Krieges als eine Art Theater bzw. Schauspiel standen. Die Festungsarchitektur des 17. Jahrhunderts ist, so hat die jüngere Forschung festgestellt, Teil eines Theaterdispositivs. Anschliessend soll diskutiert werden, welche zum Schauspiel bzw. Theater alternativen Theorien und Konzepte politischer Klugheit es zeitgenössisch gab. Dabei treten andere, nicht performative Spiele wie das Strategie- und Glücksspiel in den Mittelpunkt des Interesses. Vor diesem Hintergrund soll dann drittens die Frage nach den Möglichkeiten und Transformationen strategischen Handelns bis 1700 gestellt werden, um einen neuen Begriff in die Diskussion um die Basler Festungsbaupolitik einzuführen. Dieser Begriff ist der des «Phlegmas».

## Die Wissensarchitektur des Festungsbaus – Theatrum und Schauspiel des Krieges im 17. Jahrhundert

Folgt man einer Unterscheidung des Münchner Kunsthistorikers Stephan Hoppe, so kann man den Festungsbau im 17. Jahrhundert im Zusammenhang mit zwei Funktionen der Bastion interpretieren.<sup>7</sup> Die erste ist die «apparative» Funktion. Dabei geht es um den tatsächlichen Schutz, den eine Festung im Kriegsfall zu bieten vermag. Wie eine Festung konstruiert werden muss, um diesen Schutz sicherzustellen, ist abhängig vom konkreten Fall. In der Regel gibt es unterschiedliche Meinungen dazu. Anhand des Basler Falls lässt sich das gut erkennen, gab es doch zu Beginn des 17. Jahrhunderts massive Auseinandersetzungen um die richtige und effektivste Art der Fortifikation. Nachdem sich die Basler Geistlichkeit 1622 vehement für eine Verstärkung und Revision der mittelalterlichen Befestigung eingesetzt hatte, beauftragte der Rat zunächst den französischen Feldherrn und Schriftsteller Théodore-Agrippa d'Aubigné mit der Erstellung eines Plans. Dieser Plan, der nicht weniger als 22 Bastionen vorsah, sollte noch im selben Jahr durch den Ulmer Mathematiker und Baumeister Johannes Faulhaber, allerdings in erheblich modifizierter und abgespeckter Form, umgesetzt werden.<sup>8</sup> Dazu kam es allerdings nicht, da Faulhaber Basel schon bald wieder verliess und Prinz Moritz von Oranien, den man als einen der berühmtesten Heerführer seiner Zeit um eine zusätzliche Expertise gebeten hatte, d'Aubignés Plan ablehnte. In der Folge übernahm der Pfälzer Ingenieur Adam Stapf die Leitung der Baumassnahmen, die nun auf der Basis von neuen Plänen erfolgen sollten, die der niederländische Festungsbauer Johann von Valkenburg auf Veranlassung von Faulhaber erstellt hatte. Stapf jedoch lehnte diese, aus seiner Sicht zu teuren Pläne ab und legte wiederum selbst einen eigenen Entwurf vor, der nur noch eine sehr moderate Veränderung des Bestehenden vorsah. Stapf allerdings verstarb schon 1624, weshalb auch dieser Plan nicht umgesetzt wurde. Damit endeten alle Bemühungen um eine umfassende Revision der Basler Befestigungsanlagen im 17. Jahrhundert. Die Basler Turbulenzen und Uneinigkeiten zeigen, wie schwer es war, sich auf eine adäquate Befestigungsanlage zu verständigen. Und das nicht nur auf der Ebene von Plänen und Theorien. Vieles nämlich wurde auch *ad hoc* auf der Baustelle entsprechend den Vorstellungen und Erfahrungen des Werkmeisters sowie der sogenannten «Wallschläger» entschieden. Sie brachten als Facharbeiter des Fortifikationswesens praktische Erfahrungen ein, die gegebenenfalls wichtiger waren als alle Theorien, Entwürfe und Pläne.

6 Vgl. zu den Zugriffsweisen und Konzepten einer solchen Wissensgeschichte MARIAN FÜSSEL (Hg.). Wissensgeschichte (Basistexte Frühe Neuzeit 5). Stuttgart 2019.

7 STEPHAN HOPPE. Artilleriewall und Bastion. Deutscher Festungsbau der Renaissancezeit im Spannungsfeld zwischen apparativer und medialer Funktion. In: Jülicher Geschichtsblätter. Jahrbuch des Jülicher Geschichtsvereins 74/75. 2007, S. 35–63.

8 Vgl. IVO SCHNEIDER. Johannes Faulhaber 1580–1635. Rechenmeister in einer Welt des Umbruchs (Vita mathematica 7). Basel 1993.



Abbildung 1: Vogelschaublick von Norden auf die Festung Hünningen. Radierung nach einer Zeichnung von Emanuel Büchel. Staatsarchiv Basel-Stadt, Signatur Bild 4, 361.

Theoretisches Wissen dominierte hingegen die zweite Funktion einer Festung, die man – wiederum mit Hoppe – als «mediale» Funktion bezeichnen kann. Darunter ist nicht der tatsächliche Schutz, sondern die «Geste» zu verstehen, die mit einer Festung verbunden ist. Dies kann eine Abwehrgeste sein oder auch die Repräsentation staatlicher Souveränität.<sup>9</sup> Die mediale Funktion besteht also in der symbolischen Dimension einer Festung bzw. ihrer semiotischen Aufladung.<sup>10</sup> Sie ist eng verbunden mit der Anwendung der Geometrie und Mathematik, also einer wissenschaftlichen Planungsmethode, und manifestiert sich vor allem im rationalen Grundriss einer Festung. Die mathematische Entwurfspraxis und ihr strenger Formalismus entsprachen den rationalistischen Prämissen, die die europäischen Fürsten auch der Erneuerung der Staatsorganisation und den damit zusammenhängenden Regierungspraktiken zugrunde legten.<sup>11</sup> Schon in der Festungsplanung – sprich auf dem Reissbrett bzw. Papier – wurde also die mediale Funktion realisiert. Schon die Planung einer Festung

9 HOPPE 2007 (wie Anm. 7), S. 36.

10 Den Hintergrund hierzu liefert UMBERTO ECO. Einführung in die Semiotik. 9. Aufl. [Erstausgabe: 1972]. München 2002, S. 315 ff.

11 Vgl. dazu HENNING EICHBERG. Geometrischer Krieg. Über frühmodernes Befestigungswesen und die gesellschaftliche Relativität zweckrationalen Handelns. In: THOMAS KOLNBERGER, ILJA STEFFELBAUER (Hg.). Krieg in der europäischen Neuzeit. Wien 2010, S. 131–165; RALF GIEBUHR. Festungsbau und geometrische Praxis. In: BETTINA MARTEN, ULRICH REINISCH, MICHAEL KOREY (Hg.). Festungsbau. Geometrie – Technologie – Sublimierung. Berlin 2012, S. 67–85.

als ästhetisch-symmetrisches Gebilde war ein Akt der Machtdemonstration.

Zu verstehen ist dies, wie u.a. der Theaterwissenschaftler Jan Lazardzig deutlich gemacht hat, vor dem Hintergrund des dominierenden zeitgenössischen Wissens- und Erfahrungsmodells.<sup>12</sup> Die Welt, so die barocke Wissenschaftstheorie, ist ein ‚Schauplatz‘ und muss dementsprechend als ‚Schauspiel‘ und ‚Theatrum‘ wahrgenommen und entworfen werden. So taucht die Theatrum-Metapher im 17. Jahrhundert auf fast allen Feldern der Organisation und Invention von Wissen auf. Zu denken wäre hier beispielsweise an das «Theatrum Machinarum», wie der weitverbreitete Titel für Darstellungen und Sammlungen von Maschinen und Apparaturen aller Art lautete.<sup>13</sup> Auch das «Theatrum Anatomicum» als zeitgenössischer Schauplatz und experimenteller Ort des Wissens vom Körper gehört in diesen Zusammenhang.<sup>14</sup> Viele weitere Beispiele liessen sich nennen. Dementsprechend ist es nicht verwunderlich, dass auch Macht und Schauspiel eng miteinander zusammenhängen und man einen Festungsbau eben nicht allein durch Rekurs auf seine tatsächliche Verteidigungsfunktion interpretieren kann, sondern auch seinen Schaucharakter und seine ‚Performativität‘, wie man vielleicht sagen könnte, berücksichtigen muss.<sup>15</sup> Die Festung Hünigen, die zwischen 1679 und 1691 nach Plänen des berühmten Festungsbaumeisters Sébastien Vauban für Ludwig XIV. vor den Toren Basels erbaute Bastion, zeigt das eindrücklich.<sup>16</sup> Hünigen wurde gebaut, um einen möglichen Einfall des Habsburger Heeres, das am Hoch- und Oberrhein zahlreiche Stützpunkte hatte, zu verhindern. In ihrer Monumentalität und schieren Grösse verwies die Festung aber auch über ihre rein wehrtechnische, ‚apparative‘ Funktion hinaus. Sie versinnbildlichte die herausgehobene Stellung ihres Bauherrn in der Hierarchie der europäischen Souveräne, der nicht zuletzt Basel und die Eidgenossenschaft, so die Botschaft, wenig entgegensetzen hatten.<sup>17</sup> Sie war der sichtbare, ‚mediale‘ Ausdruck des raumgreifenden und -beherrschenden Willens der französischen Krone, wie schon die zeitgenössischen bildlichen Darstellungen zum Ausdruck brachten (Abb. 1).<sup>18</sup>

Sieht man sich vor dem Hintergrund dieser Überlegungen nun die Situation Basels an, so könnte man zunächst vielleicht zu dem Schluss kommen, dass eine eidgenössische Stadt diese mediale Funktion schlicht und einfach nicht benötigte. Sie war als politischer Akteur nicht mit dem französischen König und seinem Machtanspruch zu vergleichen und verzichtete deshalb auf den weiteren Ausbau der Befestigung. Aber, so muss man gleichzeitig einwenden, das war Zürich, um ein eidgenössisches Beispiel zu nehmen, auch nicht und dennoch wurden hier umfassende Anstrengungen zur Stadtbefestigung unternommen.<sup>19</sup> Wenn man noch dazu bedenkt, dass Zürich diese Anstrengungen im Bewusstsein unternahm, dass es dadurch an den Rand seiner finanziellen Möglichkeiten gebracht werden würde, verliert auch eine simple ökonomisch-fiskalische Erklärung für den Basler Verzicht

12 JAN LAZARDZIG. *Theatermaschine und Festungsbau. Paradoxien der Wissensproduktion im 17. Jahrhundert*. Berlin 2007.

13 Vgl. HELMAR SCHRAMM, MICHAEL LORBER (Hg.). *Spuren der Avantgarde: Theatrum machinarum. Frühe Neuzeit und Moderne im Kulturvergleich (Theatrum scientiarum 4)*. Berlin 2008.

14 HELMAR SCHRAMM, LUDGER SCHWARTE, JAN LAZARDZIG (Hg.). *Spuren der Avantgarde: Theatrum anatomicum. Frühe Neuzeit und Moderne im Kulturvergleich (Theatrum scientiarum 5)*. Berlin 2011.

15 ERIKA FISCHER-LICHTE. *Performativität. Eine Einführung*. Bielefeld 2012.

16 LUCIEN KIECHEL. *Geschichte der Stadt und ehemaligen Festung Hünigen*. In: *Das Markgräflerland: Beiträge zu seiner Geschichte und Kultur* 49. 1987, S. 5–71.

17 DANIEL BURCKHARDT-WERTHEMANN. *Die politische Karikatur des alten Basel*. In: *Basler Kunstverein. Jahresbericht 1903*. Basel 1904, S. 3–52, beschreibt eine zeitgenössische Karikatur, die den Titel „Der Hüningerische Vogelherd“ trägt und die Hilflosigkeit der Eidgenössischen Tagsatzung gegenüber dem König von Frankreich am Beispiel des Festungsneubaus verdeutlicht.

18 So lässt die weit verbreitete Zeichnung von Emanuel Büchel aus dem Jahr 1749, durch den Vogelschaublick von Norden, die Festung im Vergleich zum im Hintergrund erkennbaren Silhouette von Basel übermächtig und bedrohlich erscheinen. Vgl. *Vogelschaublick von Norden auf die Festung Hünigen – Radierung nach einer Zeichnung von Emanuel Büchel (1705–1775)*. Basel Staatsarchiv Basel. Signatur: BILD 4, 361.

19 In Zürich wurde im Jahr 1642 begonnen, die bestehende Stadtbefestigung nach den Plänen der Zürcher Ingenieure Hans-Georg Werdmüller und Johann Ardüser auszubauen. Vgl. *Stadtmauern. Ein neues Bild der Stadtbefestigungen Zürichs [Schrift zur Ausstellung im Haus zum Rech]*. Zürich 2004.





Abbildung 2: Theatrum Europaeum. Herausgegeben von Matthäus Merian und Johann Philipp Abelinus, Bd.1, Frankfurt a.M. 1646. Frontispiz: Allegorie der vier Erdteile.



auf eine zeitgemässe Befestigung an Überzeugungskraft. Was aber könnte Basels defizitäre Befestigungspolitik dann plausibel machen, sofern man ihr überhaupt Plausibilität unterstellen mag? Um einer möglichen Antwort auf diese Frage auf die Spur zu kommen, scheint es sinnvoll, ja notwendig, über die Festung als solche und ihre Errichtung hinauszugehen. Mit einzubeziehen ist dann zunächst einmal das Ereignis, im Zuge dessen jede Festung ihre Funktionen letztlich zu realisieren hatte. Dieses Ereignis ist der Krieg, der sich im Falle einer Festung in der Regel als Belagerung manifestiert. Ein Perspektivwechsel von der Festung als militärischem Apparat und Schauplatz der Macht zum Krieg als Belagerungsgeschehen liegt überdies insofern nahe, als sich auch im Falle des Krieges im 17. Jahrhundert Realität und Imagination nicht trennen liessen. Auch der Krieg war zunächst einmal ein Schauplatz, ein ‚Theatrum‘.<sup>20</sup>

Was das bedeutet, zeigt ein Blick in eine weitere Quelle mit Basel-Bezug. Im Jahr 1633 rief der Basler Kupferstecher und Verleger Matthäus Merian eine Publikationsreihe ins Leben, die in grossen Quartbänden die Zeitgeschichte Europas dokumentieren sollte. Die Darstellung begann mit dem Dreissigjährigen Krieg und endete, über hundert Jahre und 21 Bände später, mit dem Jahr 1718. Ganz dem Barockgedanken des Schauspiels verpflichtet gab Merian der Reihe den Namen «Theatrum Europaeum» (Abb. 2).<sup>21</sup> Seine Absicht sei es, so erklärte er in der Widmung, die Geschichten und Ereignisse, «welche zu diesen unseren Zeiten sich begeben und zugetragen haben», zu sammeln und die «historische Geschichte einfältig an den Tag zu stellen».<sup>22</sup> Die ‚Einfältigkeit‘ bestand darin, auf ein Master-Narrativ, das die Vielfalt der Darstellung überformt und gebündelt hätte, zu verzichten. Auch Kausalitäten und ursächliche Begründungen sind kaum zu finden. So erfuhren die Leserinnen und Leser von Königen und Fürsten, von Orten und Landstrichen und ihren Schicksalen, von Brand- und Naturkatastrophen, Blutbädern und Hinrichtungen sowie Himmelserscheinungen und Monstergelburten. Nichts allerdings konnten sie darüber lesen, wie alle dieser Erscheinungen, «Schaw=Plätze», «Freuden= und Trauer=Spiele» und «Spectackeln» miteinander zusammenhingen. Das «Theatrum Europaeum» machte Geschichte also anschaulich, nicht aber einer kausalen Analyse zugänglich. Diesem Konzept entsprach es, dass man die Geschichte mit zahlreichen grossformatigen Kupferstichen, mit Landkarten, Stadtprospekten und Grundrissen von Festungen illustrierte. Ein besonders beliebtes Bildgenre waren auch Schlachtendarstellungen und Belagerungen, die den Gedanken des «Theatrum belli» aufnahmen und visibilisierten. Sie geben dementsprechend einen guten Einblick in den historisch-imaginativen Kontext, in welchem die Zeitgenossen den Festungsbau verorteten.

Aus den zahlreichen Beispielen soll im Folgenden eines herausgegriffen werden, um diesen Kontext etwas genauer zu bestimmen. Im zweiten Band des «Theatrum Europaeum» findet man eine ausführliche Darstellung einer Belagerung, die mit dem Eingreifen Schwedens eine neue Phase im Dreissigjährigen Krieg einläutete. Im April 1631 überschritt das schwedische Heer die Grenzen Schwedisch-Pommerns und zog sich unter Führung von Gustav Adolf vor Frankfurt an der Oder zusammen, um die auf der Seite des Kaisers stehende Stadt sowie den hier befindlichen Oder-Übergang einzunehmen. Die Belagerung der unzureichend befestigten Stadt dauerte nicht lange, war aber ausgesprochen blutig. Nach zwei Tagen wurde Frankfurt durch Gustav Adolfs Truppen gestürmt und geplündert; 3000 Verteidiger und Zivilpersonen verloren ihr Leben.<sup>23</sup> Dem Bericht über die Belagerung war im «Theatrum» ein Kupferstich beigegeben, der das historische Geschehen detailreich in Szene setzte (Abb. 3). Die befestigte Stadt erscheint auf diesem Stich als eine geometrisch durchkon-

20 Zum Krieg als „theatrum belli“ vgl. MARIAN FÜSSEL. *Theatrum Belli. Der Krieg als Inszenierung und Wissensschauplatz im 17. und 18. Jahrhundert*. In: *metaphorik.de* 14/2008, S. 205–230. [[https://www.metaphorik.de/sites/www.metaphorik.de/files/journal-pdf/14\\_2008\\_fuessel.pdf](https://www.metaphorik.de/sites/www.metaphorik.de/files/journal-pdf/14_2008_fuessel.pdf)]

21 Vgl. dazu FLEMMING SCHOCK et al. (Hg.). *Das Theatrum Europaeum. Wissensarchitektur einer Jahrhundertchronik*. Wolfenbüttel 2012.

22 MATTHÄUS MERIAN. *Widmung*. In: *Theatrum Europaeum/Oder, Außführliche vnd wahrhaftige Beschreibung aller vnd jeder denckwürdiger Geschichten/so sich hin vnd wider in der Welt/fürnemlich aber in Europa/vnd Teutschlanden ... zugetragen haben*. Bd. 1. Frankfurt a.M. 1646, o. S.

23 Vgl. *Theatrum Europaeum* 1646 (wie Anm. 22). Bd. 2, S. 48.



Abbildung 3: Theatrum Europaeum, Bd. 2, Frankfurt a.M. 1646. Kupferstich, Tafel nach S. 350, 20,5 x 32,5 cm.

struierte Bühne, auf welcher das Geschehen in seiner ganzen Sinnlichkeit und empirischen Erfahrbarkeit in Szene gesetzt wurde: Fahnschwenkende Reiter und Fusssoldaten, rauchende Kanonen und Musketen, Gefallene und Verwundete sind zu sehen, Gehöfte, Mauern, Hecken und Bäume lassen sich erkennen, der Pulverdampf ist fast zu riechen, der Schlachtenlärm zumindest zu erahnen. Der sinnlich bestimmte Schaucharakter der Belagerung wird zudem betont durch die Darstellung von Beobachtern, die sich im Bildvordergrund auf einer Anhöhe befinden. Zum Teil eilen sie ins Tal, um sich ebenfalls ins Schlachtengetümmel zu werfen, zum Teil verharren sie aber auch in einer passiven Haltung und lassen das Geschehen auf sich wirken. Historische Wirklichkeit, so vermitteln sie damit dem Bildbetrachter, erschliesst sich durch Anschauung. Umgekehrt ist, so weiss der Bildbetrachter, der sich auf die Szenerie einlässt, auch jede Form der Anschauung wirklichkeitskonstitutiv.

Die Geschichtsdarstellung des «Theatrum Europaeum» folgte, wie gesagt, dem Wahrnehmungs-, Wissens- und Erfahrungskonzept der Theatrum-Metapher. Spannenderweise sah sich Merian angesichts des Geschehnischarakters seiner Darstellungen in der Pflicht zu erklären, wodurch die postulierte Entsprechung von Anschauung und Wirklichkeitskonstitution eigentlich gedeckt war. Spannenderweise deshalb, weil sich dadurch retrospektiv die Möglichkeit ergibt, gewissermassen hinter die Kulissen des Theatrum-Konzepts zu blicken. Verantwortlich für die Identität von Wahrheit und Erscheinungsform sowie die Einheit der durch Zufälle, Schicksale und Gefahren geprägten Schlacht sei, so Merian, Gott. In der Welt walte die «Providentz, Vorsehung und Regierung deß Allerhöchsten».<sup>24</sup> Indes dürfe man sich die höchste Instanz nicht als weisen Herrscher vorstellen. Gott agiere in der Welt vielmehr als eine Art Spieler, wie Merian unter Verweis auf Ovid erklärte: «Ludit in humanis divina potentia rebus».<sup>25</sup> Dabei war der spielende Gott natürlich kein Schauspieler, der in eine Rolle

24 MATTHÄUS MERIAN. Vorwort. In: Theatrum Europaeum 1670 (wie Anm. 22). Bd. 3, o. S.

25 Ebd.



schlüpfte. Wenn auch die irdischen Protagonisten nur ein Theater aufführten, Gott als «deus ludens» war eine Instanz, die hinter dem Sichtbaren und Performativen wirkte, eine Art Drehbuch entwickelte und dabei den Ausgang, das Ende und die Konsequenzen von Ereignissen und Entscheidungen im Blick hatte.

### **Jenseits des Theatrum – Alternative Theorien und Konzepte politischer Klugheit.**

Das Theatrum-Konzept dominierte, wie gesagt, viele Wissens- und Erfahrungsbereiche im 17. Jahrhundert. Ging es um die Repräsentation von Macht, so gab es hierzu keine Alternativen. Sobald indes historische Verlaufsformen und Ereignisketten in Betracht kamen, stiess dieses Modell an seine Grenzen. So verwundert es nicht, dass es auch andere Theorien und Konzepte gab, sobald es um Fragen der politischen Klugheit ging. Und dies waren Theorien und Konzepte, die trotz militärischer Bedrohungslagen nicht unbedingt auf den Bau einer Befestigungsanlage hinauslaufen mussten. Solche Alternativen sollen nun etwas genauer betrachtet werden. Auch sie hatten interessanterweise – das Bild des «deus ludens» deutete es bereits an – mit Spielen zu tun. Allerdings standen dabei nicht Schauspiele im Mittelpunkt, sondern andere Spielgattungen wie Glücks- und Strategiespiele. Der Übergang von einer zur anderen Spielgattung war im 17. Jahrhundert freilich fließend. So besass beispielsweise auch der Festungsbau selbst schon etwas Spielerisches, das über das Theatrum-Modell hinauswies. Vor allem die Konstruktion der Aussen- und Kleinwerke, die mit detaillierten Berechnungen und kleinteiligen geometrischen Konstruktionen zusammenhingen, bot viel Raum für spielerische Kreativität. Einzelne Elemente wurden zu Manieren komponiert und konnten dann gesammelt und beispielsweise in Form von Karten- und Brettspielen vervielfältigt werden. Ein Beispiel hierfür ist «Das Festung Baues Spiel» aus dem Jahr 1706, das aus 53 gestochenen Spielkarten bestand und entworfen wurde, damit junge Baumeister sich spielerisch in die Materie vertiefen konnten (Abb. 4).<sup>26</sup> Der Lerneffekt ergab sich aus der Möglichkeit, die repräsentativen Aspekte des Festungsbaus zu memorieren. Die Attraktivität des Spiels resultierte aber vor allem aus der Kombination von Zahlen und Schriftzeichen, die Hierarchien markierten und allererst die Herstellung einer kompetitiven Spielsituation erlaubten. Damit wurden die repräsentativen Aspekte in eine Spielmatrix eingebunden, die Übersicht, Klugheit und die Beherrschung eines mehr oder weniger komplexen Regelwerks verlangte. Das Kartenspiel fügte sich mit anderen Worten einerseits in die Welt des ‚Theatrum‘ ein, andererseits brachte es diese in der ihm eigenen Kombinatorik von Bild, Symbol und Zahl noch einmal in neuer Weise hervor.

Noch deutlicher kann man solche Transformationen und Verschiebungen erkennen, wenn man einen Blick auf eine andere Gattung von Spielen wirft, nämlich auf Strategiespiele. Eines der beliebtesten Strategiespiele des 17. Jahrhunderts war das Schachspiel. Zwar war es schon seit dem Mittelalter in der Welt der Spiele bekannt und beliebt, erst seit dem 16. Jahrhundert jedoch gewann es darüber hinausgehende Bedeutung und wurde zum Modell für den Bereich der Politik und des Krieges.<sup>27</sup> Viele Schachtraktate aus dem 17. Jahrhundert hoben nun auf den Zusammenhang von Spiel und Politik ab und deuteten dies bereits im Titel an. So verwies die in ganz Europa geläufige Bezeichnung «ludus regius» darauf, dass es jenseits einer blossen Spielanleitung immer auch darum ging, spielerisch politische Modelle zu entwerfen. In diesem Sinn stellte, um ein berühmtes Beispiel zu nennen, Herzog August von Braunschweig in einem 1616 in Leipzig erschienenen Traktat mit dem Titel «Das Schach=

26 Vgl. Das Festung Baues Spiel: In welchem die unterschiedene Wercke, so zu beschützung der Festungen u. Lager dienen, fleissig u. eigentlich auf die allerneueste art, in grund gelegt, u. mit allen ihren beschreibungen, u. einer kurtzen und leichten Erklärung der Figuren welche in diser Kunst üblich und gebräuchlich, entworffen sind. Amsterdam 1706. Es handelt sich um ein Kartenspiel mit 53 gestochenen Spielkarten mit Darstellungen des Festungsbaus. Oben auf dem Blatt befindet sich eine Spielanleitung.

27 MARION FABER. Das Schachspiel in der europäischen Malerei und Graphik 1550–1700 (Wolfenbütteler Arbeiten zur Barockforschung 15). Wiesbaden 1988.

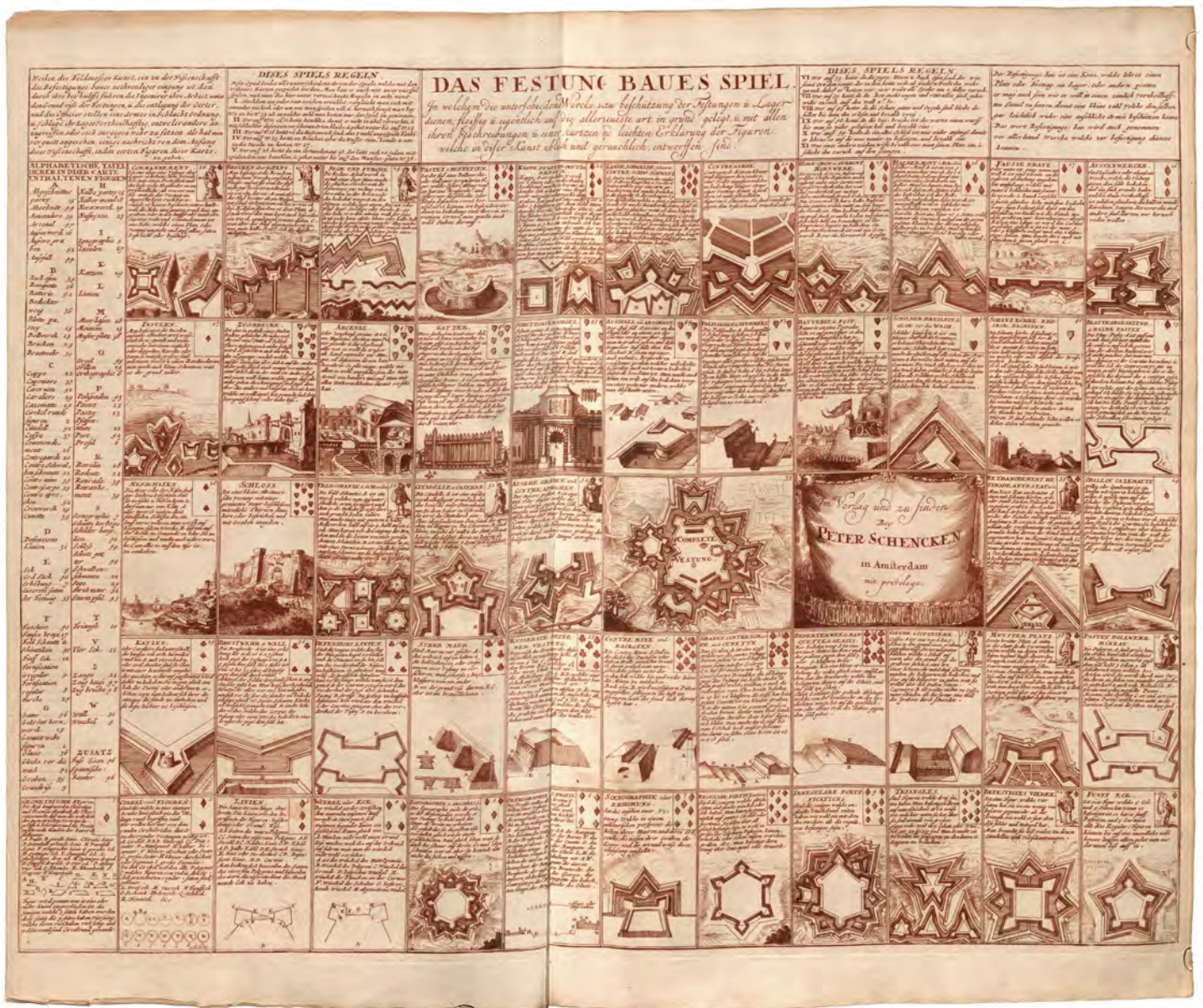


Abbildung 4. Das Festung Baues Spiel: In welchem die unterschiedene Wercke, so zu beschützung der Festungen u. Lager dienen, fleissig u. eigentlich auf die allerneueste art, in grund gelegt, u. mit allen ihren beschreibungen, u. einer kurtzen und leichten Erklärung der Figuren welche in dieser Kunst üblich und gebräuchlich, entworfen sind, Amsterdam 1706.

und Königs=Spiel» weitreichende Überlegungen zum herrschaftspraktischen Nutzen des Schachspiels an.<sup>28</sup> Das Schachspiel biete, so August, die Möglichkeit, Herrschaft in Wissenschaft zu begründen, denn es habe seinen Grund, ganz parallel zum Festungsbau, in der «Mathematic».<sup>29</sup> Deshalb könne man im Vergleich zu den herkömmlichen Fürstenratgebern in neuer und innovativer Weise über politisches und insbesondere militärisches Handeln nachdenken: «Fürnehmlich aber/ hat sie [die Kunst des Schachspiels, M.S.] / ihr fundament / auf [...] der Krieges=Kunst / wie auß dem offenbahr / daß allhie / viel Regeln / und Gesetze / ihre gründe und ursachen / auß demselben haben.»<sup>30</sup>

Ein weiteres, ebenfalls schon zeitgenössisch viel beachtetes Beispiel ist das 1664 veröffentlichte Schachtraktat «New=erfundenes Grosses Königs=Spiel» des Ulmer Kaufmanns Christoph Weick-

28 Das Buch erschien unter dem Pseudonym Gustavus Selenus.

29 GUSTAVUS SELENUS. Das Schach oder König=Spiel. Leipzig 1616 [Nachdruck Leipzig/Zürich 1978], S. 3f.

30 Ebd., S. 4.





Abbildung 5: Christoph Weickmann: New=erfundenes Grosse Königs=Spahl: Welches sich zwar mit dem Sinnreichen und jederzeit hoch=berühmten Schach=Spahl in etwas ver=gleichet/ jedoch aber von demselbigen hierin=nen mercklichen unterschieden wird [...], Ulm 1664. Titelkupfer: Die Kurfürsten um den Spieltisch versammelt.

Abbildung 6 (rechts): Christoph Weickmann: New=erfundenes Grosse Königs=Spahl. Tafel V nach a 6v: Entwurf eines oktogonalen Spielbretts.

mann.<sup>31</sup> Schon auf dem Titelkupfer ist die politische Dimension des Weickmann'schen Entwurfs angedeutet (Abb. 5). Im Bildmittelpunkt ist in erhöhter Position der Kaiser zu sehen; zu seinen Füßen sitzen sieben Kurfürsten um einen Spieltisch. Ihre Aufmerksamkeit ist auf das Spiel gerichtet, in welchem es offensichtlich um das künftige Schicksal des Reiches geht. Dessen instabiles militärisches und politisches Gleichgewicht erhält in der Allegorie des Spiels einen sinnfälligen Ausdruck.<sup>32</sup> Auch im Text rekurrierte Weickmann auf die politische Situation seiner Zeit, um zu begründen, warum er ein Schachspiel in «gantz Neue[r] Form und Gestalt» entworfen habe.<sup>33</sup>

Diese neue Gestalt zeigte sich schon mit Blick auf das Spielbrett, das keine «Gevierdten Felder[n] / wie bißhero üblich gewesen», aufwies.<sup>34</sup> Es besass vielmehr die Form eines in acht Quartiere eingeteilten Oktagons, das «mit lauter Geraden / und überzwerch durcheinander gezogenen Linien / zu Papier gebracht» und in der Mitte auf einen achtzackigen Stern hin zentriert war (Abb. 6).<sup>35</sup> Anders als im konventionellen Schach, das 16 Spielfiguren kannte, besaßen Weickmanns Spieler zudem 30

31 CHRISTOPH WEICKMANN. New=erfundenes Grosse Königs=Spahl [...]. Ulm 1664.

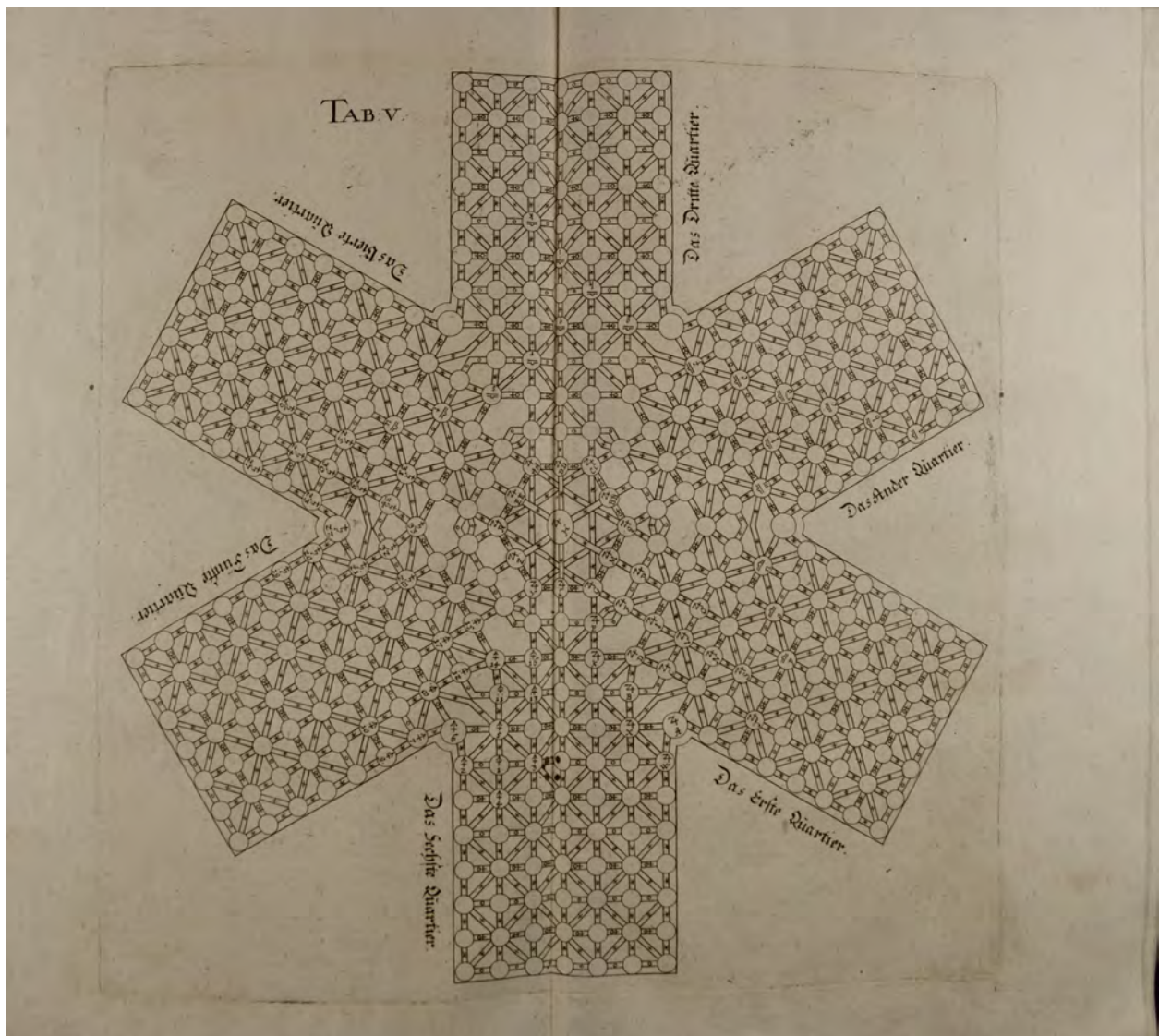
32 Vgl. zum historischen und wissenschaftsgeschichtlichen Kontext im Einzelnen PHILIPP VON HILGERS. Vom Einbruch des Spiels in die Epoche der Vernunft. In: HORST BREDEKAMP, PABLO SCHNEIDER (Hg.). Visuelle Argumentationen. Die Mysterien der Repräsentation und die Berechenbarkeit der Welt. München 2006, S. 205–223.

33 WEICKMANN 1664 (wie Anm. 31), S. 6.

34 Ebd.

35 Ebd.





«Charakteren und Zeichen». Diese spiegelten nicht nur hinsichtlich ihrer Anzahl, sondern auch «mit ihren neuen Nahmen und Verrichtungen» die im 17. Jahrhundert zunehmende Bürokratisierung und Militarisierung der Herrschaft wider.<sup>36</sup> Neben dem König gab es Amtleute wie den Kanzler, den Rat oder den Geistlichen sowie Vertreter des stehenden Heeres vom Marschall über den Ritter bis zum einfachen Soldaten. Dementsprechend änderten und vervielfältigten sich auch die möglichen Spielzüge im Vergleich zum klassischen Schach. Die insgesamt 14 verschiedenen «Charaktere» konnten, ihrer Stellung in der Hierarchie der Macht entsprechend in unterschiedlicher Weise, gerade oder diagonal gezogen werden. Ziel des Spiels war es, «jeder vor sich / als auch in Partheyen» in der Kombinatorik von Spielfiguren und Spielgrundriss Situationen der Überlegenheit zu schaffen, die Bewegungsfreiheit der anderen einzuschränken und den Gegner schliesslich matt zu setzen.<sup>37</sup>

Auch Weickmanns Spielentwurf beruhte auf der Mathematik und Geometrie. Anders jedoch als in den Festungsplänen und Schlachtendarstellungen diente die Geometrie nicht dazu, einen Bühnen- und Schauraum zu schaffen. So erschien das Spiel zwar einerseits mit der Wirklichkeit des Staats- und Kriegswesens eng verbunden. Es würde, so Weickmann, «nicht leichtlich ein Zug geschehen» der nicht eine «schöne Lehr-Regul / so wol in Militarischen / als Regiments / und anderen Politischen Sachen» beinhalte.<sup>38</sup> Andererseits war es jedoch keine einfache Abbildung der Realität. Das geomet-

36 Ebd.

37 Ebd., S. 7.

38 Ebd., S. 6. Im Text wurde diese Nähe zur politischen Praxis durch insgesamt 60 umfangreiche «observationes»,

risch durchkonstruierte Spielbrett schuf in Kombination mit den Figuren vielmehr einen abstrakten Zeichenraum, in dem die Autologie der Zeichenoperationen die Handlungsweisen determinierte. Dieser Umstand erforderte vom Spieler, sich in völlig neue Denkweisen einzuüben und, so Weickmann, «eine sonderbare Prudentia und Klugheit» zu entwickeln. Er musste jeden seiner Züge «wohl überlege[n] / und fleissig betrachte[n]», seinen «Nutzen» und «Schaden» abwägen und die Folgen eines möglichen Fehlers mit den Bedingungen der erfolgreichen Spielfortsetzung korrelieren.<sup>39</sup> Er musste mit anderen Worten lernen, Wahrscheinlichkeiten, Risiken und Chancen zu kalkulieren, um die prinzipielle Offenheit der Spielzukunft im Sinne des eigenen Vorteils zu nutzen.

In Bezug auf den politischen und militärischen Nutzen lagen nun gerade darin, dass Weickmanns «Königs=Spiel» eben nicht als mimetischer Repräsentations-, sondern als operativer Möglichkeitsraum fungierte, besondere Chancen. Um die «Politische[n] und Militairische[n] Axiomata und Regeln» zu identifizieren und zu erlernen, war es notwendig, sich auf die virtuelle Welt des Spiels einzulassen.<sup>40</sup> Denn erst in der Spielbewegung selbst entfaltete sich eine Ebene, auf der die Realität verdoppelt und damit neu beobachtet werden konnte. Aus der Logik des operativen – und eben nicht repräsentativen – Zeichenzusammenhangs liessen sich nämlich nicht nur Konzentrationsprozesse der Macht beim Monarchen in Szene setzen, sondern zugleich auch komplementäre Bewegungen der Machtentgrenzung simulieren: Die richtige Sammlung und Verarbeitung von Daten, die Beobachtung komplexer Konstellationen, die Produktion strategischer Felder sowie die Temporalisierung von Zielsetzungen, all das wurde im «Königs=Spiel» zu einem militärische wie politische Fragen umfassenden operativen Wissensbereichs der Macht. «Spielsweise», so Weickmann, «ohn einige grosse Müh und Lesung vieler Bücher / gleichsam als in einem Compendio, gewiesen und vorgestellt» seien politische und militärische Erkenntnisse zu gewinnen.<sup>41</sup>

### **Phlegma und Kalkül – Transformationen strategischen Handelns bis 1700**

Auch wenn das Schachspiel wie der Festungsbau in der Geometrie und Mathematik begründet war, so unterschied es sich von einer auf dem Reissbrett entworfenen Bastion fundamental. Dies zeigte sich insbesondere an einem Punkt. Alle Berechnungen und Strategien, alle Vorsichtsmassregeln und Gefahrenabwägungen konnten im Schachspiel nicht verhindern, dass immer wieder auch das Unvorhergesehene eintrat. «In einem Augenblick / und durch einen einzigen Zug / wendet sich dann das Blätlein unversehens wiederumb / und frolocken die eine / so zuvor traurig gewesen / hergegen werden die andere kleinlaut / und dieses kann sich in einem halben Tag wol hundertmal verändern und verkehren / daß bald diese / bald wiederumb die andere Parthey obsieget.»<sup>42</sup> Man konnte es Glück oder Unglück nennen, man konnte auch von göttlicher Vorsehung sprechen oder schlicht und einfach von Zufall.<sup>43</sup> Jedenfalls musste das Unvorhergesehene in Rechnung gestellt werden. Wie aber rechnete man mit dem Zufall? Weickmanns Antwort klingt auf den ersten Blick paradox: Angesichts des Zufalls gelte es, den Handlungsfluss zu unterbrechen.<sup>44</sup> Indem man die Handlung unterbrach, verschaffte man sich die Gelegenheit, über die Folgerichtigkeit von Handlungsketten nachzudenken. Dabei konnte man feststellen, ob die «cunctation und Behutsamkeit» mit der «occasion und Gelegenheit der Zeit / recht und wohl» übereinstimme.<sup>45</sup> Auf diese Weise liess sich durch «cunctation», also Verzögerung, die Zeit selbst nutzen. Man musste nur die «Zeit / darinnen man sich dazumalen befindet / recht in Acht [...] nemmen / und sich derselben gebührend zu gebrauchen wissen.»<sup>46</sup>

---

die am Beispiel verschiedener Konstellationen eine politische Verhaltenslehre entfalteten, ausformuliert.

39 Ebd., S. 63.

40 Ebd., S. 7.

41 Ebd., S. 7.

42 Ebd., S. 42.

43 Vgl. ebd., S. 203.

44 Ebd., S. 199.

45 Ebd., S. 144.

46 Ebd.

Ein solches auf die Zeitlichkeit von Handlungen zielendes Raisonement kannte das ‚Theatrum‘ nicht und dementsprechend fehlte es auch im Kontext des Festungsbaus und des damit zusammenhängenden ‚Theatrum Belli‘. Schon viele Zeitgenossen erkannten, dass dies für die Kriegsführung problematische Konsequenzen hatte. So beklagte Kardinal Richelieu in seinem Politischen Testament von 1637 den Übermut und die allzu grosse Ungeduld der französischen Soldaten, die sich für wichtige Entscheidungen keine Zeit nehmen würden. «Ils», so schreibt er, «ne craignent pas ne péril; mais ils veulent s’y exposer sans aucune peine; les moindres délais leur sont insupportables; ils n’ont pas de flegme pour attendre un seul moment leur bonheur et ils s’ennuient même dans la continuation de leurs prospérités».<sup>47</sup> Die französischen Soldaten hatten also nicht die Ruhe, um auf ihr Glück zu warten. Ihnen mangelte es, so Richelieus Formulierung, an «Phlegma».

Mit dem Begriff «Phlegma» ist normalerweise Schwerfälligkeit, Trägheit und Langsamkeit, positiver gewendet Ruhe und Bedachtsamkeit gemeint. Übertragen auf die Belagerungen und militärischen Auseinandersetzungen im 17. Jahrhundert – auf das Kriegstheater – sind noch weitere, spezifischere Bedeutungen zu berücksichtigen. Mit Blick auf Richelieus Formulierung hat Erik von Grawert May in einer Studie zum Verhältnis von Theater, Politik und Krieg in der Neuzeit bemerkt: «Das Phlegma bezeichnete eine Gemütsqualität, es stellte die Verankerung des Statischen und Statuarischen im Gemüt des Soldaten dar, sollte also tendenziell zur Immobilisierung seiner Bewegungen und zur Neutralisierung der Gefahren, die er einging, führen. Es war die Entsprechung der Neutralität des Politischen im Bereich der Kriegshandlung und damit eine Art psychischer Voraussetzung für die positive Rolle, die der Attentismus, die Schlachtvermeidung, das Warten- und Abwartenkönnen im Kabinettskrieg gespielt haben.»<sup>48</sup> Ob nicht auch hier der Begriff der «Neutralität» anachronistisch ist, sei dahingestellt. Entscheidend ist, dass der «Phlegma»-Begriff beinhaltet, den Handlungsfluss zu unterbrechen und Entscheidungen hinauszuschieben. Damit tritt der Begriff in Kontrast zum Ethos der Tat, das gerade in der Militärgeschichte eine herausragende Rolle spielt. Phlegma und Tat müssen sich deshalb nicht unbedingt ausschliessen. Folgt man dem Kulturwissenschaftler Joseph Vogl, so wird jede Geschichte der Tat kontrapunktisch stets vom Handlungsunterbruch bzw. -aufschub begleitet. Vogl nennt diesen Aufschub «Zaudern».<sup>49</sup> Das Zaudern sei, so Vogl, keine simple Suspension des Handelns. Es markiere vielmehr eine Schwelle zwischen Handeln und Nichthandeln, an der sich ein Zwischenraum von schöpferischer Potenz und Kontingenz auftue: «Im Unterschied zu verwandten Spielarten wie Unentschlossenheit, Trägheit, Ratlosigkeit, Willensschwäche oder bloßem Nichtstun liegt es fernab stabiler oder labiler Gleichgewichtszustände, es hat vielmehr einen meta-stabilen Charakter und lässt gegenstrebige Impulse immer von Neuem einander initiieren, entfesseln und hemmen zugleich.»<sup>50</sup> Das Zaudern rückt damit ganz in die Nähe zu Weickmanns Aufforderung, auf die Zeit und die Kraft der aufgeschobenen Handlung zu setzen. Das Zaudern wie das Phlegma erweitern die möglichen Optionen, (nicht) zu handeln.

Wendet man sich nun vor diesem Hintergrund der Politik Basels im 17. Jahrhundert zu, so lassen sich im Vergleich zur bestehenden Forschung einige andere Akzente setzen. Man könnte in Abweichung vom auch die Forschung zu Basel prägenden Ethos der Tat die stockende Festungspolitik nicht als Mangel oder gar Versagen, sondern als Unterbrechung, Verzeitlichung, mit einem Wort als Phlegma verstehen. Unter Phlegma darf man dann aber, unter Rekurs auf Joseph Vogls Begriff des Zauderns, nicht einfach Passivität und Gleichgültigkeit verstehen, sondern eben einen bewussten Aufschub von Entscheidungen, einen reflektiertes (noch) Nichtstun. Der Blick auf die Schachspiele zeigt, dass solche Reflexionen zeitgenössisch möglich waren. Im Schachspiel und nicht im Theatrum-Modell entwickelten sich Denkmuster, in welchen der Weltbezug problematisiert und die Tat in ein Verhältnis zu

47 ARMAND JEAN DU PLESSIS DUC DE RICHELIEU. Testament Politique de Richelieu. Paris 1995, S. 297.

48 ERIK VON GRAWERT MAY. Theatrum Belli. Zum Verhältnis von Theater, Politik und Krieg in der Neuzeit. Bd.1: Form und Lüge. Norderstedt 2013, S. 347 f.

49 JOSEPH VOGL. Über das Zaudern. Zürich/Berlin 2007.

50 Ebd., 23.



ihrer Hemmung, das Handeln zu seiner Unterbrechung und damit letztlich zu seinem Grund gesetzt werden konnte. Anders ausgedrückt: Während es in den Figurationen des Schauspiels keine Option war, keine Festung zu haben, liessen Strategiespiele es durchaus denkbar erscheinen, auf den Ausbau von Festungsanlagen zu verzichten. Jedenfalls bedeutete der Umstand, dass in Basel keine bzw. eine nur rudimentäre bastionäre Befestigung gebaut wurde, wie eingangs gesagt, eben nicht, dass Basel umso öfter belagert oder gar besetzt wurde. Im Gegenteil, er eröffnete Möglichkeiten.

Basels Phlegma schuf eine Situation, in der die Stadt eine Relaisfunktion im politischen und militärischen Gefüge der Zeit übernehmen konnte. Da es eindeutige Positionierungen durch Bündnisschlüsse in der Schwebelage hielt, konnte es beispielsweise zum Dreh- und Angelpunkt eines Korrespondenznetzes werden, an dem Informationen zusammenliefen und weitergeleitet wurden. Auch bot es sich als Platz an, an dem Gesandtschaften zusammenkommen und sich verfeindete Parteien treffen und verhandeln konnten. Es wurde zudem zum Zufluchtsort sowohl für hochgestellte Personen wie den Markgrafen von Baden als auch für Bauern und Bürger benachbarter Regionen und Ortschaften, die vom Krieg nicht verschont wurden. Weiterhin entwickelte Basel eine grosse Bedeutung als Umschlagplatz von Gütern und Waren, nicht zuletzt für Truppen aller Parteien, die sich in der Gegend aufhielten. Schliesslich spielte Baslerisches Gebiet als Durchzugsraum von Truppen aller Kriegsparteien eine wichtige, aus Sicht der Stadt freilich negative, Rolle.<sup>51</sup> All dies trug letztlich dazu bei, dass Basel ohne grössere Zerstörungen durch den Krieg und die Wirren der Zeit kam; ja mehr noch: Für sich immer wieder Chancen generierte und nutzte. Das Phlegma bewährte sich.

#### Abbildungsnachweis:

- 1: Staatsarchiv des Kantons Basel-Stadt, Signatur Bild 4, 361.
- 2: Bayerische Staatsbibliothek München, Signatur: Hbks/X 3 w-1.
- 3: Herzog-August-Bibliothek Wolfenbüttel, Signatur: Graph. C: 1067.
- 4: Bayerische Staatsbibliothek München, Signatur: 2 Mapp. 102#69.
- 5, 6: Herzog-August-Bibliothek Wolfenbüttel, Signatur: A: 5.6 Pol. 2°

---

51 Vgl. dazu STRITMATTER 1977 (wie Anm. 1), S. 16 ff.

# Von der Reisewissenschaft zur Idealstadt. Ordnungsprinzipien in der Stadttheorie der Frühen Neuzeit

Martin Möhle

Die Weiterentwicklung der Militärtechnik, insbesondere der Kanonen und Mörser, ist bekanntermassen ein Grund für den Aufschwung des Festungsbaus, der nördlich der Alpen im 16. Jahrhundert einsetzte und im Dreissigjährigen Krieg zu einer bitteren Notwendigkeit wurde. Angesichts der Gefahr wurde das Gebilde der Stadt, wie man es kannte und wie es in der Vergangenheit funktioniert hatte, verbessert und den neuen Erfordernissen angepasst. Der Festungsbau war in bisher nicht gekanntem Ausmass theorielastig und wurde quasi wissenschaftlich vorbereitet. Des Weiteren belebten die Entdeckung Amerikas und der Ausbau der dortigen habsburgischen Vizekönigtümer nicht nur die Abenteuerlust und den Warenhandel sondern auch die Phantasien darüber, wo und wie neue Städte unter idealen Bedingungen angelegt werden könnten (die in den «Leyes de Indias» von 1573 Ausdruck fanden)<sup>1</sup>. Panama la Vieja war 1519 die erste spanische Stadt am Pazifik, wurde 1671 durch englische Piraten zerstört und nicht wieder aufgebaut. Sie wies ein rechtwinkliges Strassensystem auf, das freilich offenbar erst durch Umplanungen auf königliche Weisung im späteren 16. Jahrhundert entstanden war.<sup>2</sup>

Thema dieses Beitrags soll sein, wie die Vorstellung von einer Stadt damit zusammenhängt, auf welche Art – ganz allgemein – die Welt der Gedanken und der Dinge *geordnet* waren und dass eine Beziehung zwischen den sich verändernden Ordnungsprinzipien und den städtebaulichen Wandlungen besteht.

Dem Mittelalter wird gern ein hohes Mass an Ordnungsdenken zugeschrieben: Hier gab es die Ständegesellschaft, die sich bis in Kleidervorschriften ins tägliche Leben einprägte, hier gab es die Kirche, die das Diesseits im Hinweis auf das unverrückbare Bild des Jenseits strukturierte. Im Städtebau des Frühmittelalters ist jedoch zunächst ein Verlust an Ordnung zu konstatieren: Das römische Strassensystem und die Unterscheidung verschiedener öffentlicher und nicht-öffentlicher Bereiche, die zum Beispiel das antike Augusta Treverorum auszeichneten, überlebten im mittelalterlichen Trier praktisch nicht (Abb. 1–2). Die Wegführung erscheint anarchisch, indem zum Beispiel der kürzeste Weg zwischen dem Dombezirk mit dem vorgelagerten Markt zur Moselbrücke diagonal zum älteren Raster gezogen wurde, vergleichbar dem Trampelpfadprinzip. Mit dem um 1200 zu konstatierenden Wandel des Stadtbegriffs und den damals entstandenen sogenannten Gründungsstädten schien dies besser zu werden, obgleich in der Regel lediglich eine Tendenz zum rechtwinkligen Strassenraster zu erkennen ist.<sup>3</sup> Auch in «Gründungsstädten» sind krumme Strassen durchaus häufig, wie das herausgegriffene Beispiel der Lübecker Glockengiesserstrasse zeigt (Abb. 3).

Mit Blick auf toskanische Städte postulierte Wolfgang Braunfels, dass im Mittelalter das Ideal der geraden und breiten Strasse zwar vorhanden gewesen sei, dass jedoch deren Verwirklichung stets an den Geländeformationen gescheitert sei – bei der um 1600 entstandenen Ansicht Sienas von Matteo Florimi gewinnt man den Eindruck, dass die Strassen penibel den Höhenlinien folgen (Abb. 4).<sup>4</sup>

---

1 VITTORIO MAGNAGO LAMPUGNANI. Die Stadt von der Neuzeit bis zum 19. Jahrhundert. Berlin 2017, S. 115 f.

2 RAINER SCHREG. Stadtplanung in der ältesten europäischen Stadt an der Pazifikküste: Untersuchungen in Panamá la Vieja. In: Die vermessene Stadt. Mittelalterliche Stadtplanung zwischen Mythos und Befund (Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit 15). Paderborn 2004, S. 97–102. Siehe auch <https://www.archaeologie-online.de/artikel/2003/panama-la-vieja-die-erste-europaeische-stadt-am-pazifik/>

3 Albert Erich Brinckmann kennzeichnete ihn als einen einfachen Schematismus, ohne städtebauliche Idealvorstellung. ALBERT ERICH BRINCKMANN. Platz und Monument. Untersuchungen zur Geschichte und Ästhetik der Stadtbaukunst in neuerer Zeit. Berlin 1908, S. 5.

4 WOLFGANG BRAUNFELS. Mittelalterliche Stadtbaukunst in der Toskana. Berlin 7. Aufl. 2012 [Erstveröff. 1953], S. 101.

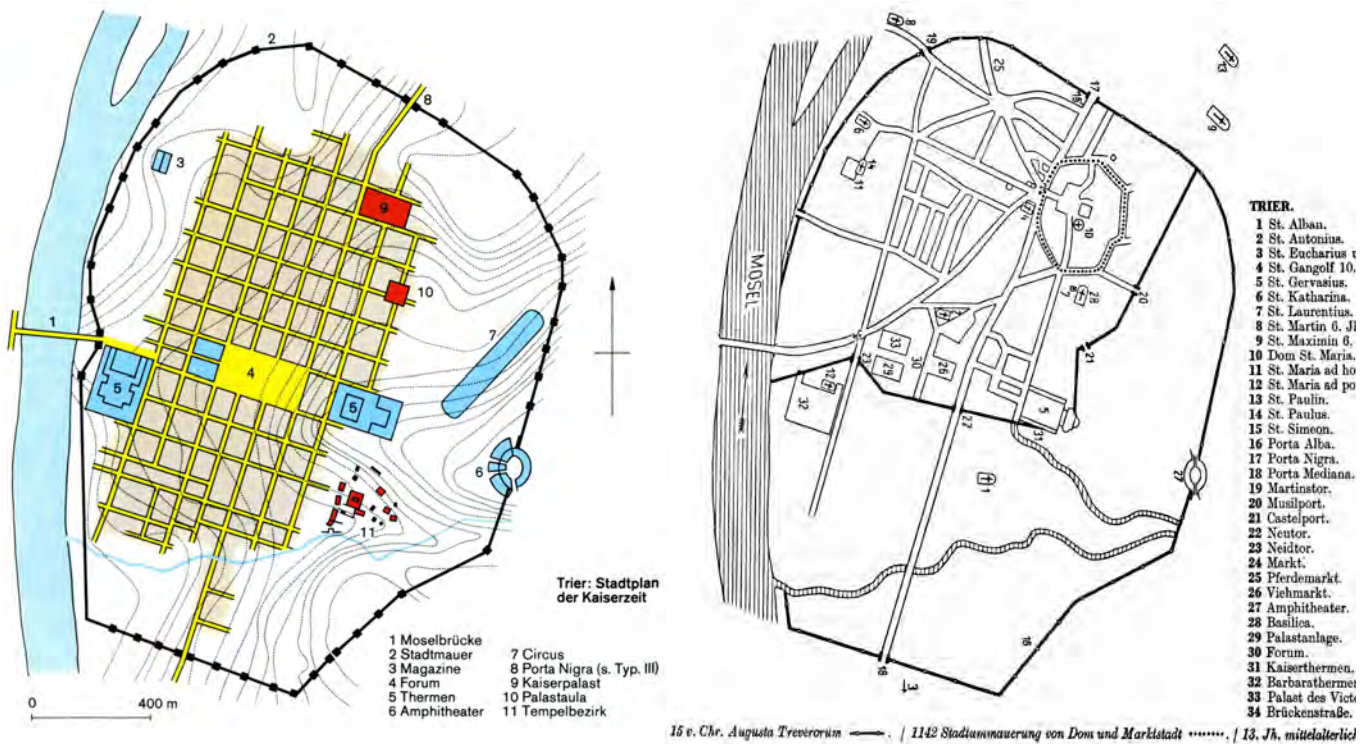


Abbildung 1 und 2: Trier zur Kaiserzeit und im 13. Jahrhundert. Das Stadtgebiet ist im Mittelalter wesentlich geschrumpft und wurde durch eine neue, enger gezogene Stadtmauer befestigt. Die Strasse vom Dombezirk zur Moselbrücke orientiert sich an der Höhenlinie des Geländes.

Immerhin existieren jedoch auch Zeitzeugen, die den krummen Strassen etwas abgewinnen konnten.<sup>5</sup> Allerdings handelt es sich nicht um mittelalterliche Autoren: Während Vitruv in engen und gewundenen Strassen den Vorteil sah, dass der schädliche Wind nicht so stark ziehen könne, erspürte Alberti um 1450 auch den ästhetischen Reiz, «wenn sich einem beim Spaziergehen auf Schritt und Tritt allmählich immer neue Gebäudeansichten darbieten, so daß jeder Hauseingang und jede Schau-seite mit ihrer Breite mitten auf der Straße aufmarschiert...» Neben den Schattenverhältnissen hob Alberti auch den militärischen Nutzen hervor, dass der eingedrungene Feind leichter anzugreifen sei.<sup>6</sup> Was zur Verteidigung von Vorteil war, hatte andererseits auch den negativen Effekt, dass die Übersicht und die Orientierung in der Stadt schwieriger wurde. Für Einheimische gleichgültig, bildete dies doch ein Problem für Auswärtige, sprich für Reisende.

Auch der mittelalterliche Kaufmann und der Pilger waren gereist, doch zeigt das Entstehen der grossen bebilderten Weltchroniken sowie der Städtebücher seit dem späten 15. Jahrhundert einen Wandel an: Hartmann Schedels Weltchronik erschien erstmals 1493, ein Jahr nach Kolumbus' Landung auf den Bahamas, Sebastian Münsters Kosmografie kam 1544 in den Druck. Dazwischen liegt die Publikation von Martin Waldseemüllers Weltkarte. Der wohlhabende Bücherkäufer wünschte zunehmend Informationen über Wege und Orte, über Städte, deren Aussehen und deren Geschichte, und zwar wirklichkeitsgetreue. Empirische Daten lösten Spekulationen oder symbolhafte Darstellungen ab. Ein unmittelbarer Nutzen ist selten erkennbar, doch konnte der Leser in seiner Stube sitzend quasi eine virtuelle Weltreise machen.<sup>7</sup>

Empirische Daten benötigen, im Unterschied zu den theoretischen, eine auf der Analyse beruhende

5 GEORG GERMANN. Krumme Straßen. Städtebautheorie der Frühneuzeit. In: Zeitschrift für Stadtgeschichte, Stadtsoziologie und Denkmalpflege 3, 1976, Bd. 1, S. 10–25.

6 Zit. n. GERMANN 1976 (wie Anm. 5), S. 10 f.

7 FERDINAND OPLL. Reisen im Kopf. Stadtansichten und Panoramen als Medien von Information und Vergnügen. In: Ders./MARTIN SCHEUTZ (Hg.). Fernweh und Stadt. Tourismus als städtisches Phänomen (Beiträge zur Geschichte der Städte Mitteleuropas 28). Innsbruck/Wien/Bozen 2018, S. 267–292.





Abbildung 3: Lübeck, Glockengiesserstrasse. Die vom Kamm der Altstadtinsel zur Trave und zur Wakenitz abfallenden Strassen beschreiben eine leichte Kurve, ohne das topografische Voraussetzungen zu beachten wären.



Abbildung 4: MATTEO FLORIMI, Ansicht von Siena, um 1600. Für den Künstler ist die Einbettung der Stadt in die zerklüftete Landschaft Thema; die Siedlung weist praktisch keine gerade Gasse auf.





Abbildung 5: HANS BOCK D. Ä., Portrait des Arztes und Professors Theodor Zwinger (1533–1588). Das Stundenglas und der lorbeerbekränzte Totenschädel deuten unsterblichen Ruhm an, im Hintergrund warnt die Szene mit dem Sturz des Bellerophon vor Hochmut.



Abbildung 6: Portrait des Petrus Ramus (1515–1572), anonymer Kupferstich nach CHRISTOFFEL VAN SICHEM, um 1600. Die Beischrift vergleicht den Gelehrten mit Tullius Cicero; die Himmelskugel und der Zirkel als Mess- und Konstruktionsinstrument des Buches bzw. der Rede weisen die Bedeutung des Arguments für die Welterkenntnis.

Ordnung, um brauchbar zu werden. Dem Basler Arzt und Professor Theodor Zwinger (Abb. 5) kommt in diesem Zusammenhang eine besondere Stellung zu. Er veröffentlichte 1565 eine Enzyklopädie als «Theatrum Vitae Humanae» sowie 1577 ein Buch mit dem Titel «Methodus apodemica» (Abb. 7–8). Hinter dieser Überschrift verbirgt sich eine Theorie des Reisens.<sup>8</sup>

Zwingers Werk ist in vier Bücher unterteilt. Das erste behandelt Absichten, Arten und Zwecke des Reisens im Allgemeinen, das zweite widmet sich Reisevorschriften nach bestimmten Zwecken und Berufsständen. Das dritte Buch (Abb. 9–10) handelt von den Städten Basel (als «Athena[e] Helvetiae» gerühmt), Paris, Padua und Athen, die Zwinger sämtlich aus eigener Anschauung kannte. Im vierten Buch beschreibt der Autor spezielle Einzelaspekte des Reisens.<sup>9</sup> Anstelle eines Fliesstexts sind die Angaben grafisch im Sinne einer Baumstruktur aufgegliedert, die mit Dichotomien funktioniert, also Verzweigungen wie Allgemeines/Einzernes, Belebtes/Unbelebtes, Mensch/Tier, Sakralbau/Profanbau, und erst auf der letzten Hierarchieebene in die Aufzählung gleichrangiger Elemente übergeht. Diese Vorgehensweise hatte Zwinger in Paris bei dem am Collège de France lehrenden Petrus Ramus (Abb. 6) gelernt.

In der Einleitung zu dem Basel betreffenden Kapitel erläutert Zwinger, dass wie bei einer Anatomie des menschlichen Körpers (also einer seit dem 16. Jahrhundert im akademischen Betrieb üblichen

8 THEODOR ZWINGER. *Methodus apodemica in eorum gratiam, qui cum fructu in quocunq[ue] tandem vitae genere peregrinari cupiunt*. Basel 1577. Die Auflage Strassburg 1594 ist online einsehbar unter <https://daten.digital-sammlungen.de/~db/0002/bsb00025088/images/index.html?seite=00001&l=de>. Der lateinische Text ist bisher nicht übersetzt, abgesehen von einem Kapitel, das XAVER DILL (Basel) als Maturarbeit bearbeitet hat, die er mir freundlicherweise zur Einsicht überlassen hat.

9 WOLFGANG NEUBER. Der Arzt und das Reisen. Zum Anleitungsverhältnis von Regimen und Apodemik in der frühneuzeitlichen Reisetheorie. In: UDO BENZENHÖFER, WILHELM KÜHLMANN (Hg.). *Heilkunde und Krankheitserfahrung in der frühen Neuzeit (Frühe Neuzeit 10)*, Tübingen 1992, S. 94–113, hier S. 105 f.

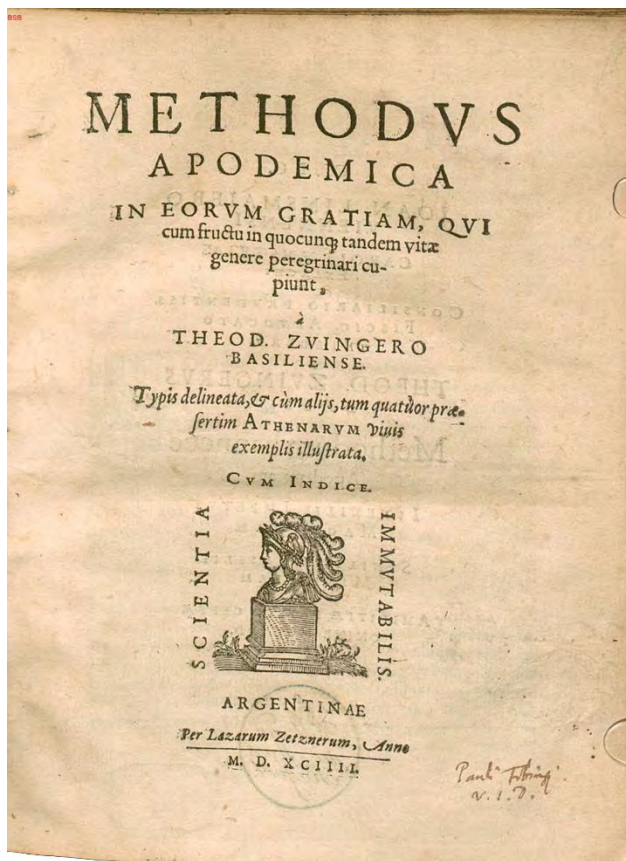


Abbildung 7: Titelblatt von THEODOR ZWINGERS «Methodus Apodemica», in der in Strassburg erschienenen Auflage von 1594.

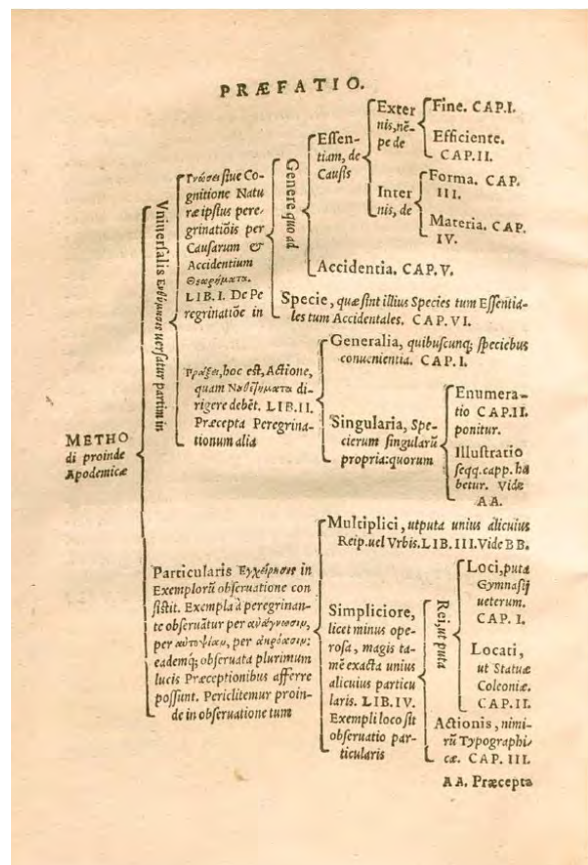


Abbildung 8: Erste Seite des «Inhaltsverzeichnisses» oder des Überblicksschemas im «Methodus Apodemica».

Leichensektion; Andreas Vesal hatte 1543 die erste Veranstaltung dieser Art in Basel durchgeführt) die Betrachtungsweise eines jedweden Gegenstandsbereichs entweder *praktisch*, in der Reihenfolge des Zergliederns erfolgen oder *theoretisch*, das heisst systematisch nach Kategorien geordnet werden könne. Genau so werde er die «Anatomie der Stadt Basel» schildern, nämlich zuerst in der Art, wie sie ein Reisender auf seinem Weg von den äusseren Toren bis zum Zentrum erfahre, also topografisch. Danach werde er systematisch ordnen, also nach Nutzung und Bedeutung der Gegenstände.

Bestehend ist nicht nur die Ordnung an sich sondern auch die zwangsläufige Vollständigkeit des Systems. Dies führt bei Zwinger zuweilen zu kuriosen Erwähnungen. So werden zum Beispiel als Arten des Reisens nicht nur zu Fuss, zu Pferd, in der Kutsche, per Schiff aufgeführt, sondern auch «glacialis», auf dem Eis. Eigentümlich kurz ist die Liste der Gebäude, die der Beherbergung von Tieren dienen. Zwinger nennt neben Pferdeställen lediglich das Gehege der Hirsche, die nämlich im alten Stadtgraben der Inneren Mauer gehalten wurden. Das hinterlässt einen freilich mit der Frage, wo denn das andere Vieh untergebracht war.

Schliesslich entwirft er nach dem gleichen Schema Organigramme der politischen Regierung und Verwaltung, auch der Gliederung der Universität usw. und festigt so den universellen Anspruch seines Ordnungsdenkens. Mit der Baumstruktur des Wissens wird eine logische Struktur der Welt postuliert, die leichter zu erfassen und zu erinnern ist. Auffallend ist, dass auf der untersten Ebene häufig tradierte Beispiele und Personen aus Geschichte und Mythologie genannt werden, deren Autorität einer neutralen empirischen Betrachtung entgegensteht. Der Germanist Wolfgang Neuber hat herausgestellt, dass Zwingers Schrift sich damit einer «propädeutischen und didaktischen ‚Prudentia civilis‘«, also einer Lehrschrift über die der Staatsklugheit, annähert.<sup>10</sup> Hervorzuheben ist zusätzlich,

10 Ebenda.



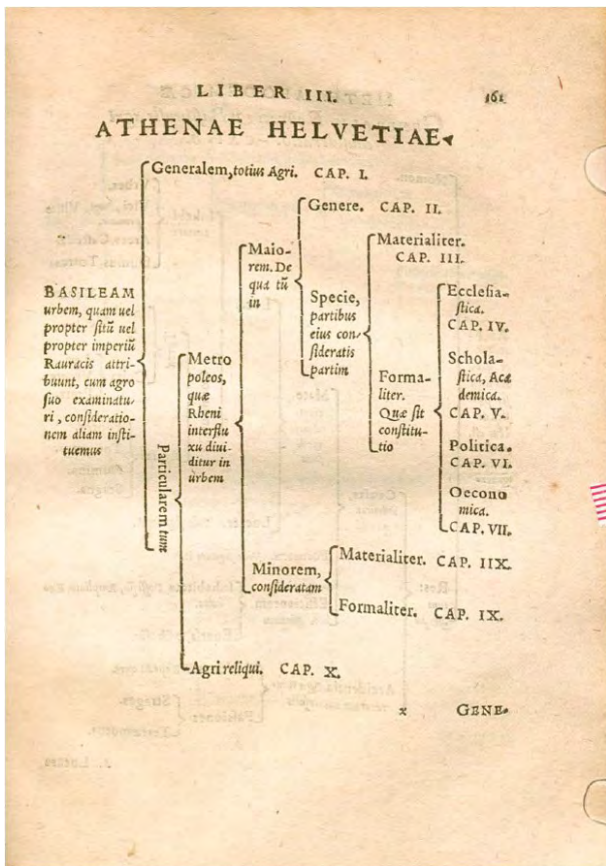


Abbildung 9: Im dritten Buch wird das «Athen der Schweiz», nämlich Basel, behandelt.

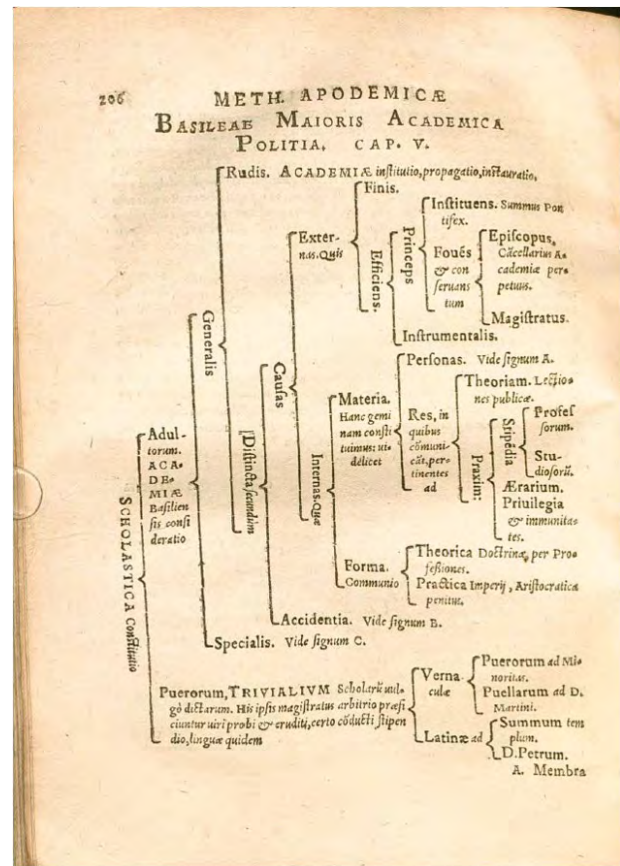


Abbildung 10: Es folgt die Gliederung der Universität nach einem vergleichbaren Schema.

dass Zwinger die Stadt als politischen Raum versteht, wie schon Lucia Felici beobachtet hat.<sup>11</sup> Genauer gesagt, sowohl die gebaute Stadt als auch die gedachte – «corpus et anima» in Zwingers Verständnis – konstituieren sich nach denselben Prinzipien.

Dass Zwinger den Vergleich seiner Stadt-Analyse mit der zergliedernden Anatomie des menschlichen Körpers gebrauchte, ist aus seinem beruflichen Hintergrund als Arzt verständlich, aber nicht zufällig. Einerseits wurde die Analogie der Staatskunst mit der Architektur schon in der Nikomachischen Ethik des Aristoteles vorbereitet<sup>12</sup> – übrigens hat Theodor Zwinger dieses Werk 1566 und 1582 unter Beifügung ausführlicher Baumdiagramme ediert.<sup>13</sup> Andererseits findet sich spätestens in Leon Battista Albertis Büchern zur Baukunst der Begriff des Organismus für den Zusammenhang der Teile mit dem Ganzen in einer logischen und folgerichtigen Art und Weise. Auch die Metapher des Baums eignet sich hervorragend für die Beschreibung von Hierarchie und Differenz, nämlich in der Staffe-lung vom Grossen zum Kleinen, vom Ursprünglichen zum Abgeleiteten.<sup>14</sup> Gleichzeitig ermöglicht sie die anschauliche *Darstellung* logischer Verknüpfungen in der Fläche oder dem Raum. Anwendbar ist dies ohne Weiteres auch auf die Beziehungen der architektonischen und der sozialen Gliederung in der Stadt, in einem Quartier, der Strasse und dem einzelnen Haus.

Wie mächtig oder beliebt das Denkmodell eines Staatswesens als topografisch darstellbares Gebilde war, zeigt eine durch MATTHIAS QUAD 1587 (Abb. 11) und Sebastian Münsters Nachfolger 1588 verbreitete Darstellung einer Europakarte in der Form einer Königin. Sie geht auf ein älteres Bild aus der

11 LUCIA FELICI. Theodor Zwinger's Methodus Apodemica: An Observatory of the City as Political Space in the Late Sixteenth Century. Online unter: [http://www.cromohs.unifi.it/14\\_2009/felici\\_zwinger.html](http://www.cromohs.unifi.it/14_2009/felici_zwinger.html).

12 HERMANN HIPPEL. Aristotelische Politik und frühneuzeitliche Bauaufgaben. In: Ders., ERNST SEIDL (Hg.): Archi-tekturen als politische Kultur. Philosophia practica. Berlin 1996, S. 93–114.

13 STEFFEN SIEGEL. Wissen, das auf Bäumen wächst. Das Baumdiagramm als epistemologisches Dingsymbol im 16. Jahrhundert. In: Frühneuzeit-Info 14, 2004, S. 42–55, hier S. 48.

14 Ebenda S. 47.

Abbildung 11: «Organische» Topografie als politischer Raum : MATTHIAS QUADS Europakarte in der Form einer Königin. Aus «Evropae Totivs Terrarvm Orbis Partis Praesantissimae, Generalis Ac Particvlaris Descriptio[...]». Köln 1587.



Hand des Tirolers Johannes Putsch aus dem Jahr 1537 zurück, die dem Habsburger König Ferdinand I. gewidmet war – hierdurch erklären sich die Krone Spaniens, der Reichsapfel Sizilien und die Lage Böhmens im Zentrum des Leibes.<sup>15</sup>

Zwinger blieb mit seiner Vorgehensweise nicht allein, wie einige herausgegriffene Beispiele exemplarisch zeigen mögen. Sein Studienfreund aus Paduaner Tagen, Hieronymus Turler, sowie der Landshuter Arzt Hilarius Pyrckmair veröffentlichten Reiseanleitungen, wobei Pyrckmair 1577 erstmals den Begriff «Apodemik» gebrauchte. Das Mathematik-Lehrbuch des Johann Heinrich Alsted enthielt 1613 ein ramistisches oder «zwingerianisches» Schaubild des «Typus architectonicus» und 1626 zeichnete der Braunschweiger Geometer Henning Hasemann einen «summarischen Begriff der Baukunst», der nach ganz ähnlichen Gegensatzpaaren wie bei Zwinger untergliedert wird (Abb. 12).<sup>16</sup> In diesem

15 CLAUDIA BRUNS. Anthropomorphe Europakarten im Übergang zur Frühen Neuzeit. In: Zeitsprünge. Forschungen zur Frühen Neuzeit 21, H. 1/2, Der Körper des Kollektivs, 2017, S. 9–43. Abbildungen 3 und 4 in diesem Artikel sind leider vertauscht (Quad und Münster). Eine erste Fassung der antropomorphen Europakarte bietet wohl Opicinus de Canistris (1296–ca. 1352), vgl. ebenda S. 16 f. sowie MICHAEL UEBEL. The Mad Art of Opicinus de Canistris. Modern Topographies of the Soul, online unter: [https://www.researchgate.net/publication/329178288\\_The\\_Mad\\_Art\\_of\\_Opicinus\\_de\\_Canistris\\_Modern\\_Topographies\\_of\\_the\\_Soul](https://www.researchgate.net/publication/329178288_The_Mad_Art_of_Opicinus_de_Canistris_Modern_Topographies_of_the_Soul) (8. 1. 2020).

16 HIPP 1996 (wie Anm. 12), S. 95. – TOBIAS BÜCHI. Langzeitforschung an der Bibliothek Werner Oechslin: Architekturtheorie im deutschsprachigen Kulturraum. Das Beispiel der „SYNOPSIS ARCHITECTONICÆ“ von Henning Hasemann, in: Scholion. Bulletin 10/2016, S. 188–228. Ders. [Artikel] Henning Hasemann. In: WERNER OECHSLIN, TOBIAS BÜCHI, MARTIN POZSGAI. Architekturtheorie im deutschsprachigen Kulturraum 1486–1648.



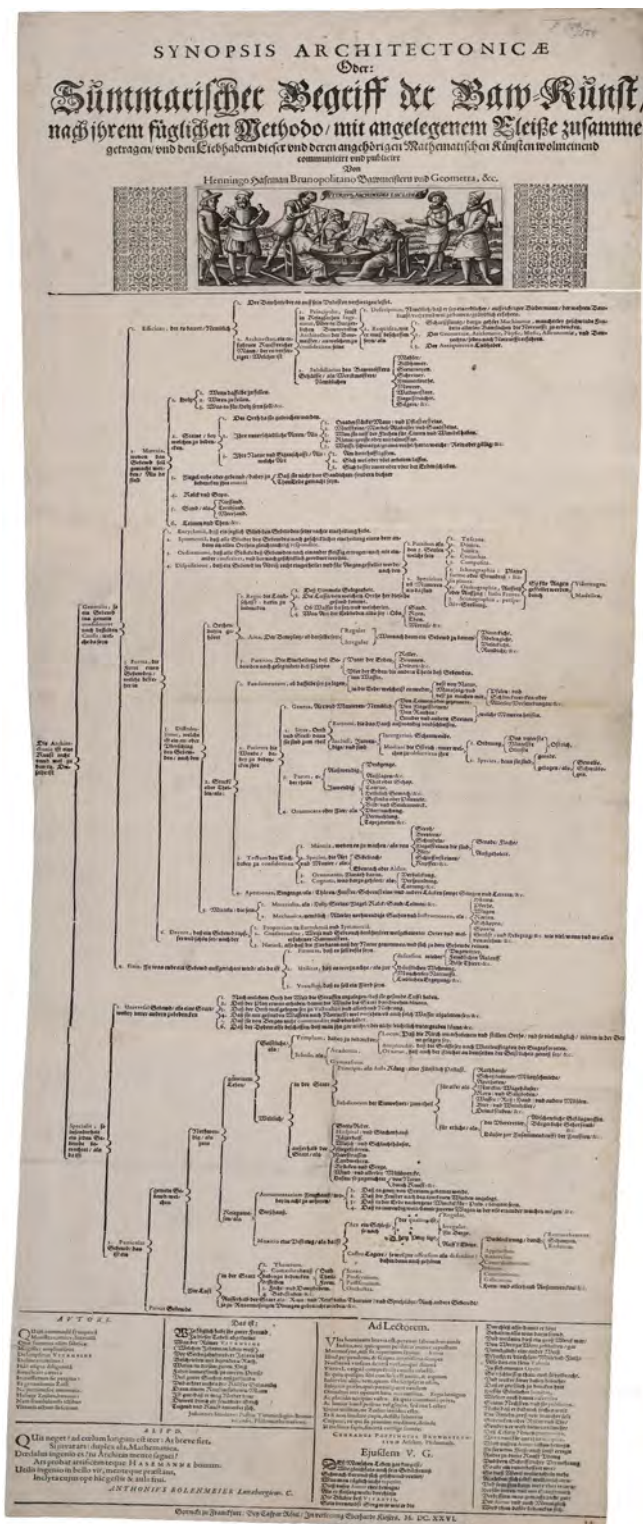


Abbildung 12: HENNING HASEMANN: Synopsis Architectonicae. Oder: Summarischer Begriff der Bau-Kunst nach ihrem füglichsten Methodo mit angelegenem Fleiße zusammengetragen... Einblattdruck, Frankfurt 1626.

Schaubild findet auch die Stadt als universales Gebäude ihren Platz.<sup>17</sup> Schliesslich findet sich die nach Dichotomien geordnete synoptische Inhaltsübersicht auch in militärarchitektonischen Traktaten des Flamen Simon Stevin (1595), des Hessen Wilhelm Dilich und des Nikolaus Goldmann an der Universität Leiden (1645), wie Tobias Büchi herausgestellt hat.<sup>18</sup>

Das Baumdiagramm strukturierte die Ordnung der Dinge freilich konsequent linear, also vertikal, wenn man an den aufwachsenden Baum denkt, oder horizontal, wenn man an Zwingers Schemata auf der Buchseite im Blick hat. Zu fragen ist nun, ob sich diese logische Ordnung der Welt auch im Abbild der Stadt – wohlverstanden als wissenschaftliche und künstlerische Interpretation des bewohnten Gebildes – wiederfinden lässt.

Dies betrifft zunächst den Anspruch auf Vollständigkeit, der nicht nur auf die blosse Anzahl der Häuser zu beziehen, sondern im Sinn einer Totalität zu verstehen ist. Um 1500 entstanden die ersten «Planveduten» wie der sogenannte Kettenplan von Florenz oder die Ansicht Venedigs von JACOPO DE' BARBARI, die – so jedenfalls die Absicht – jedes einzelne Gebäude der Stadt verzeichneten.<sup>19</sup> In Basel war der Erste mit dem Anspruch, sämtliche Gebäude in ihren individuellen Formen wiederzugeben, MATTHÄUS MERIAN.<sup>20</sup> 1615 überreichte er dem Rat der Stadt eine mit der Feder gezeichnete und kolorierte Planvedute der Stadt. Aus dem Ratsprotokoll geht hervor, dass Merian dazu keinen Auftrag erhalten hatte, vielmehr handelte der damals 23-jährige Kupferstecher auf eigene Faust, erwartete und erhielt vom Rat ein Honorar. Ansehnliche Summen kann er aber erst mit der radierten

Basel 2018, Kat. 391f, S. 623–628.

17 BARBARA UPPEKAMP. Politische Macht – Architektonische Imagination? Zur Politik als architektonische Wissenschaft am Beispiel Wolfenbüttels um 1600. In: CHRISTIAN HOCHMUTH, SUSANNE RAU (Hg.). Machträume der frühneuzeitlichen Stadt (Konflikte und Kultur – Historische Perspektiven 13). Konstanz 2006, S. 59–74. – BÜCHI 2016 und 2018 (wie Anm. 16).

18 BÜCHI 2016 und 2018 (wie Anm. 16).

19 WOLFGANG BEHRINGER, BERND ROECK (Hrsg.). Das Bild der Stadt in der Neuzeit 1400–1800. München 1999.

20 LUCAS HEINRICH WÜTHRICH. Matthaeus Merian d. Ä. Eine Biographie. München 2007, S. 58–76.





Abbildung 13: MATTHÄUS MERIAN: Planvedute der Stadt Basel, Radierung 1615/17.

Version der Planvedute verdient haben, die vermutlich 1617 erschien (Abb. 13). Der 115 cm an der längeren Seite messende Druck – mit vier Druckplatten auf vier Blätter gedruckt, die anschliessend zusammengeklebt werden mussten – bescherte Merians Vaterstadt eine repräsentative Ehrung, wie sie zuvor schon andere grössere Städte Europas erhalten hatte. Käufer waren wohl in erster Linie wohlhabende und gebildete Bürger, also jene Kopfreisenden, an die sich auch Zwinger wandte.

Trotz der Detailgenauigkeit handelt es sich nicht um ein realistisches Abbild der Stadt. Der Umriss der Stadt und das Gassennetz sind nahezu in Orthogonalprojektion angelegt, nur am hinteren Bildrand hat Merian eine leichte Verkürzung eingearbeitet, dafür im Vordergrund die Proportionen vergrössert. Insgesamt nimmt die Planvedute eine Mittelstellung zwischen Plan und perspektivischem Bild ein. Inhaltlich wirkt die Stadt wie entrückt: Das tätige, wirtschaftlich starke Basel wird nur vermittelt wiedergegeben.<sup>21</sup> Es werden keine Werkstätten gezeigt, kaum Warentransporte, kein Marktgeschehen, die Friedhöfe nur in Andeutung, kein Müll, keine Haustiere, nur wenige Menschen. Von der damals jüngst überstandenen Pestepidemie, deren Mortalität der Stadtarzt Felix Platter in einem Verzeichnis festhielt, ist auf der Stadtansicht nichts zu spüren. Alle Bauwerke sind intakt. Es gibt keine Baustellen und keine Ruinen. Mit anderen Worten: Auch was die einzelnen Häuser betrifft, zeigt Merian einen idealen Zustand in einem wohlgeordneten Gemeinwesen. Die sechs Trachtenfiguren am unteren Bildrand (Consul, Senator, Civis, Iuvenis, Matrona, Puella, Abb. 14) vertreten als Typen nach der Art von Zwingers Kategorisierung das gesamte bürgerliche Gemeinwesen und müssen stellvertretend für die gesamte Basler Bevölkerung ausreichen. Auch hieran wird deutlich, dass es bei der Darstellung zwar um die bauliche Gestalt Basels geht, diese aber als Abbild des bürgerlichen Gemeinwesens verstanden wird.

21 FRANZ EGGER. Der grosse Stadtplan von Matthäus Merian – eine Utopie. In: Basel aus der Vogelschau. Der Stadtplan von Matthäus Merian d. Ä aus dem Jahr 1615/17 (HMB Magazin 4). Basel o. J. [2015], S. 12–24.





Abbildung 14: Consul, Senator, Civis, Iuuenis, Matriona, Puella.

Nachdem sich Merian in Frankfurt niedergelassen hatte, schuf er 1628 ebenfalls eine grosse Planvedute seiner neuen Heimat. Um das Charakteristische der Arbeit genauer zu erfassen, lohnt ein Vergleich mit dem älteren sogenannten Belagerungsplan Frankfurts aus der Hand des Conrad Faber aus dem Jahr 1552 (Abb. 15). Fabers Plan ist eine Vogelschau, die einen starken perspektivischen Zug aufweist und, seinem Thema entsprechend, das ganze Umland der Stadt mit den Zeltlagern der Belagerer, mit Feuer, Rauch, fliegenden Granaten und Kanonenschüssen sowie einem Gewimmel von Soldaten zeigt. Hierdurch gewinnt die gesamte Darstellung eine gewisse Dramatik.

Merians Planvedute beruht nach eigenen Angaben auf einer selbst vorgenommenen Vermessung der Stadt<sup>22</sup> und wendet sich bewusst von Fabers Stadtbild ab (Abb. 16). Sie zeigt eine Orthogonalansicht, die mit späteren Vermessungswerken des 18./19. Jahrhunderts weitgehend übereinstimmt. Im Unterschied zur Basler Planvedute sind mehrere Strassen- und Ortsnamen in den Plan eingesetzt, wie auch Zahlen, die auf eine Legende verweisen. Dadurch fällt nicht nur die Orientierung leichter, sondern der gesamte Charakter ist verwissenschaftlicht. Deutlicher als bei Faber sind die Entwicklungsstufen der Stadt anhand des doppelten Befestigungsringes und der geringeren Bebauungsdichte in den Erweiterungsgebieten ablesbar. Insofern zeigt die Planvedute zwar die aktuelle Stadt, doch werden die Spuren der Geschichte quasi in einer didaktischen Geste überdeutlich hervorgehoben und interpretiert.

Zusätzlich zur Plandarstellung fügte Merian vier Kartuschen in den Bildecken ein. Sie enthalten die Widmung an den Rat, zwei Gedichte von Johann Ludwig Gottfried sowie ein kleines Panorama der Stadt mit dem Blick mainaufwärts. Hiermit nimmt Merian vorweg, was zum Programm seines grössten Verlagswerks gehören sollte, nämlich die Kombination von Karte, Panorama und auf die Stadtgeschichte bezogenem Text.

Von 1642 an erschien Merians «Topographia», beginnend mit der «Topographia Helvetiae». Der Text stammt von dem Ulmer Historiker und Lehrer Martin Zeiller, die Radierungen zum grossen Teil von Merians eigener Hand, in der Regel nach Vorlagen, deren Beschaffung ein grosses organisatorisches Geschick voraussetzte. In der Einleitung kommt er auf seine Motivation und den Zweck des Unternehmens zu sprechen:

<sup>22</sup> Im Begleitbrief Merians, mit dem er 1628 dem Rat der Stadt die Planvedute widmete, heisst es: «Ich [habe] mit sonderem fleyss vndt mühe diese Kaißerliche vnnndt des Heyligen Reiches freye weittberühmbdte Wahlvnnndt Handelsstat Franckfutth am Mayn abgebildet, aufgerissen vnnndt inn grundt gelegt, vndt mit allen ihren plätzen, gassen vnnndt gebäuwt, wie dieselbe heutigen tages stehet, inns kupffer gebracht vnnndt zum truck verfertiget.» Zit. n. WÜTHRICH 2007 (wie Anm. 20), S. 151.



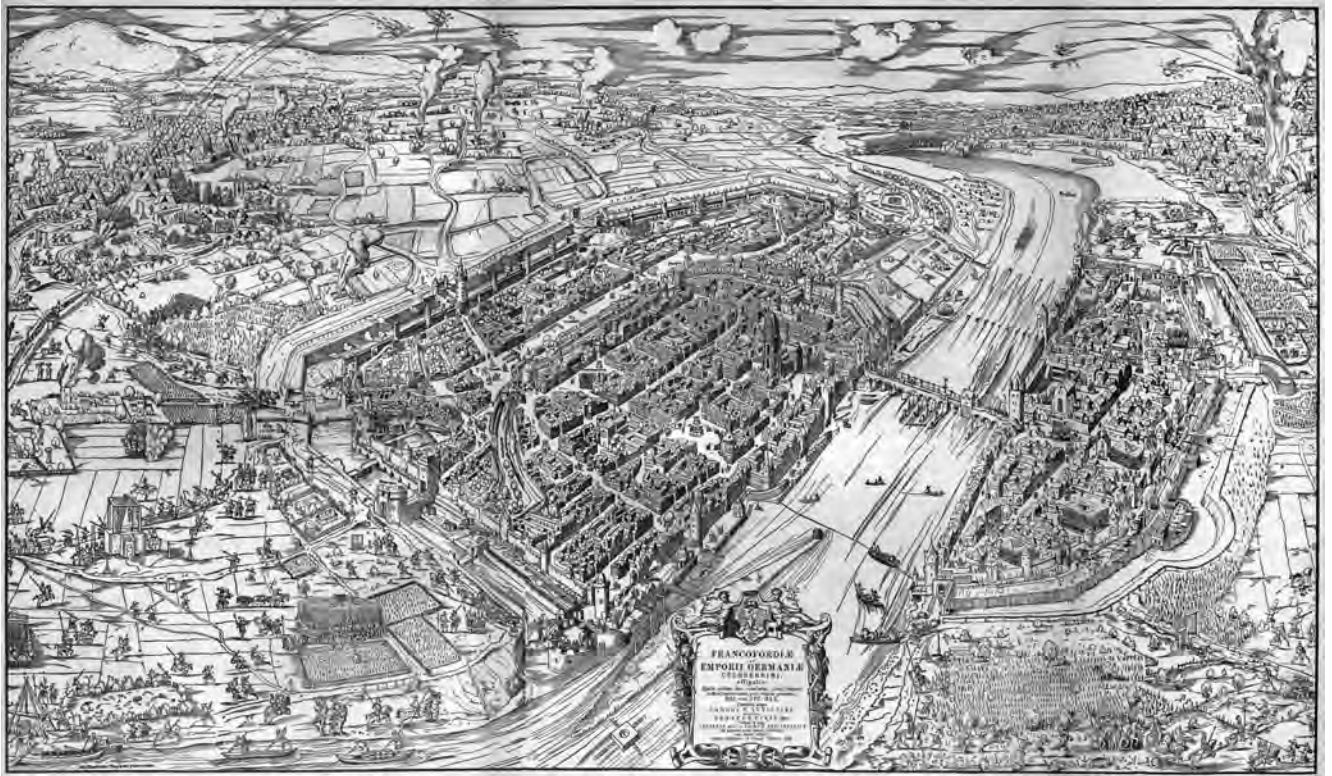


Abbildung 15: CONRAD FABER. Belagerungsplan der Stadt Frankfurt am Main, Holzschnitt, 1552 (Nachstich).



Abbildung 16: MATTHÄUS MERIAN. Planvedute der Stadt Frankfurt, Radierung 1628.



«Und ist vor dem jetzigen leydigen Krieg das Teutschland mit so viele[n] Stätten, Schlösser[n], Vestungen, Clöstern, Dörffern und Weylern erbawt und mit solcher schönen Gelegenheit gezieret gewesen [...]. Welche schöne Gestalt aber so häßlich zugerichtet worden, daß, wenn ein Durchreysender jetziges Teutschlandt betrachtet und das vor wenig Jahren geweste dargegen hält, er ohne Vergiessung heisser Zähren solches nicht anschawen kann. [...] Gleichwol so müssen wir jetzt erlebte darumb nicht unterlassen [...] unserns nunmehr elenden allgemeinen Vatterlandts voriger Glückselig- und Herrligkeit uns mit danckbarem Hertzen zu erinnern, auch unsern Nachkommen dieselbe vor Augen zu stellen, ob sie vielleicht dardurch möchten zum Eyfer erwecket werden, nach Göttlicher Ordnung, das ist, mit gottseligem unnd tugenhafftem Wandel was noch stehet zu erhalten, was gefallen, wider auffzurichten, und was verlohren wider zu bringen.»

Die Erfahrung des Krieges ist also die einer heillosen Unordnung, doch kann die «Göttliche Ordnung» durch Reparatur und Wiederaufbau wieder hergestellt werden. Merian ist hier, wie Zwinger, ein Empiriker, der die Bestandsaufnahme und Dokumentation des Vorgefundenen als Basis benutzt und hierin eine ästhetische Kategorie, die Schönheit der Städte, wahrnimmt. Für den realen Reisenden können Merians Städtebilder hingegen Verwirrung stiften, schildern sie doch in der Regel den Zustand vor den Kriegszerstörungen. Merians Publikation zielt demnach eher auf den Kopfreisenden, den Geschichtsinteressierten, der das Wesen der Stadt anhand ihrer Geschichte – und damit aus ihrer politischen Verfassung – erfasst.

Obwohl als Analyseinstrument begonnen, klafft doch zwischen Stadtgestalt, wie sie bei Merian wiedergegeben wurde, und der logischen Durchdringung der Baumstruktur des Wissens/der Politik/der Architektur mit ihren strengen Hierarchien eine Lücke. FRANCIS BACON formulierte in seinem «Novum Organum» von 1620 eine scharfe Kritik an dem Ramischen System und warnte generell von falschen Schlussfolgerungen, die aus dem Überstülpen eines vorgefassten Systems resultieren.<sup>23</sup>

Parallel dazu wandte sich ein weiterer Reisender vom Reisen ab und fing in seiner geheizten Stube an zu denken: René Descartes. Ich zitiere aus seinem 1634 erschienenen «Discours de la méthode»:

«Ich war damals in Deutschland, wohin die Kriege, welche noch heute nicht beendet sind, mich gelockt hatten. Als ich von der Kaiserkrönung<sup>24</sup> zum Heere zurückkehrte, hielt mich der einbrechende Winter in einem Quartiere fest [...]. So blieb ich den ganzen Tag in einem warmen Zimmer eingeschlossen und hatte volle Musse, mich in meine Gedanken zu vertiefen.

Einer der ersten dieser Gedanken liess mich bemerken, dass die aus vielen Stücken zusammengesetzten und von der Hand verschiedener Meister gefertigten Werke oft nicht so vollkommen sind als die, welche nur Einer gefertigt hat. So sind die von einem Baumeister unternommenen und ausgeführten Bauten schöner und von besserer Anordnung als die, wo mehrere gebessert, und man alte Mauern, die zu anderem Zweck gedient, dabei benutzt hat. So sind jene alten Städte, die anfangs nur Burgflecken waren, aber im Laufe der Zeit gross geworden sind, im Vergleich zu den regelmässigen Plätzen, die ein Ingenieur nach seinem Gutdünken in einer Ebene anlegt, meist so schlecht eingetheilt, dass ohnerachtet der hohen Kunst des Einzelnen man doch bei dem Anblick ihrer schlechten Ordnung und der krummen und ungleichen Strassen sie eher für Werke des Zufalls als für die vernünftiger Wesen hält.»<sup>25</sup>

Descartes dreht den Spieß um: Aus der Gestalt der Stadt, wie sie ihn nun einmal gegenübertritt, vermag er keine logischen Prinzipien und kausalen Beziehungen abzuleiten. Auch die Schönheit, die Alberti, Zwinger oder Merian in einer krummen Strasse wahrnehmen konnten, gilt ihm nichts. Diese wären vielmehr nur in einer apriori gedachten und dann «von einem Ingenieur [...] in einer Ebene» angelegten Stadt zu verwirklichen. Unter dem «Ingenieur» verstand man bis ins 18. Jahrhundert

---

23 Franz Baco's Neues Organon. Übersetzt, erläutert und mit einer Lebensbeschreibung des Verfassers versehen von J. H. KIRCHMANN. Berlin 1870.

24 Die Krönung Ferdinands II. in Frankfurt, 9. Sept. 1619.

25 RENÉ DESCARTES. Abhandlung über die Methode, richtig zu denken und Wahrheit in den Wissenschaften zu suchen. [www.zeno.org](http://www.zeno.org), Text nach der Übersetzung durch JULIUS HEINRICH VON KIRCHMANN von 1870 [frz. Erstdruck Leiden 1637].



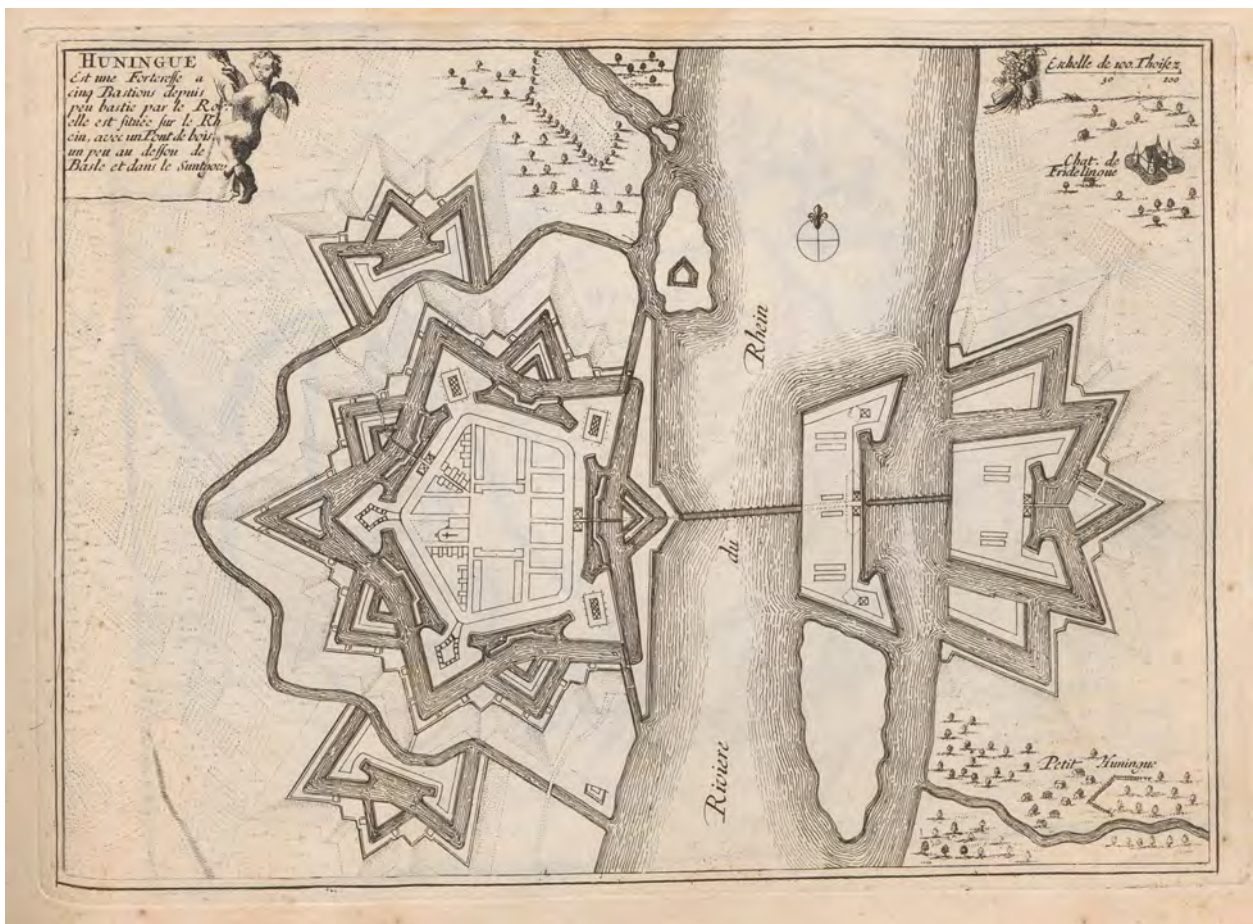


Abbildung 17: Plan der Festung Hünigen, aus: SÉBASTIEN LE PRESTE DE VAUBAN: *Les forces de l'Europe, ou description des principales villes, avec leurs fortifications* [...]. Paris 1695–1697, fol. 34.

hinein den Militärbaumeister. Für Descartes ist schön, was vernünftig ist, und er anerkennt die Priorisierung der Militärtechnik, die seit dem 15., spätestens seit dem 16. Jahrhundert die städtebaulichen Phantasien bestimmte. Zum wichtigsten Konstruktionsinstrument wurde der Zirkel, das heisst die Stadtplanung auf dem Papier. So wie die Erfindung der massstäblichen Architekturzeichnung im 13. Jahrhundert die Entwicklung der gotischen Baukunst gefördert hatte, so bestimmte der mathematisch berechnete und geometrisch umgesetzte Entwurf die Festungen der frühen Neuzeit.

Christof Maier und Ulrich Reinisch haben in einem Aufsatz über «Schußlinie, Sehstrahl und Augenlust» auf die Verschiebungen des Raums und der Perspektive hingewiesen, welche die Kanonenschüsse vor den Mauern mit sich brachten. Die Befestigungen mussten viel weiter in Land hinausgeschoben werden und so angeordnet, dass von Bastionen auch die Bereiche vor den Mauern bestrichen werden konnten. Dabei waren sie flacher und auf perspektivische Täuschungen angelegt. Die städtischen Gebäude hinter den Wällen und Mauern durften diese nicht überragen; erst im Zentrum sollten mehrgeschossige Häuser stehen. Diese Prinzipien sind in Traktaten des späten 16. und des beginnenden 17. Jahrhunderts nachgewiesen.<sup>26</sup>

Das Ergebnis ist eine straffe Hierarchisierung vom Mittelpunkt der Anlage hin zu Peripherie. Nahelegend, aber nicht notwendigerweise, hatte sie die Figur eines Sterns, wie sie die Festung Hünigen bei Basel zeigt (Abb. 17), oder die 1593 erbaute venezianische Festungsstadt Palmanova bei Udine, oder auch die kleine Festung Bourtagne an der niederländisch-deutschen Grenze, erbaut ab 1580.

<sup>26</sup> CHRISTOF MAIER, ULRICH REINISCH. Schußlinie, Sehstrahl und Augenlust. Zur Herrschaftskultur des Blickens in den Festungen und Gärten des 16. bis 18. Jahrhunderts. In: HORST BREDEKAMP, PABLO SCHNEIDER (Hg.): *Visuelle Argumentationen. Die Mysterien der Repräsentation und die Berechenbarkeit der Welt*. München 2006, S. 35–59.



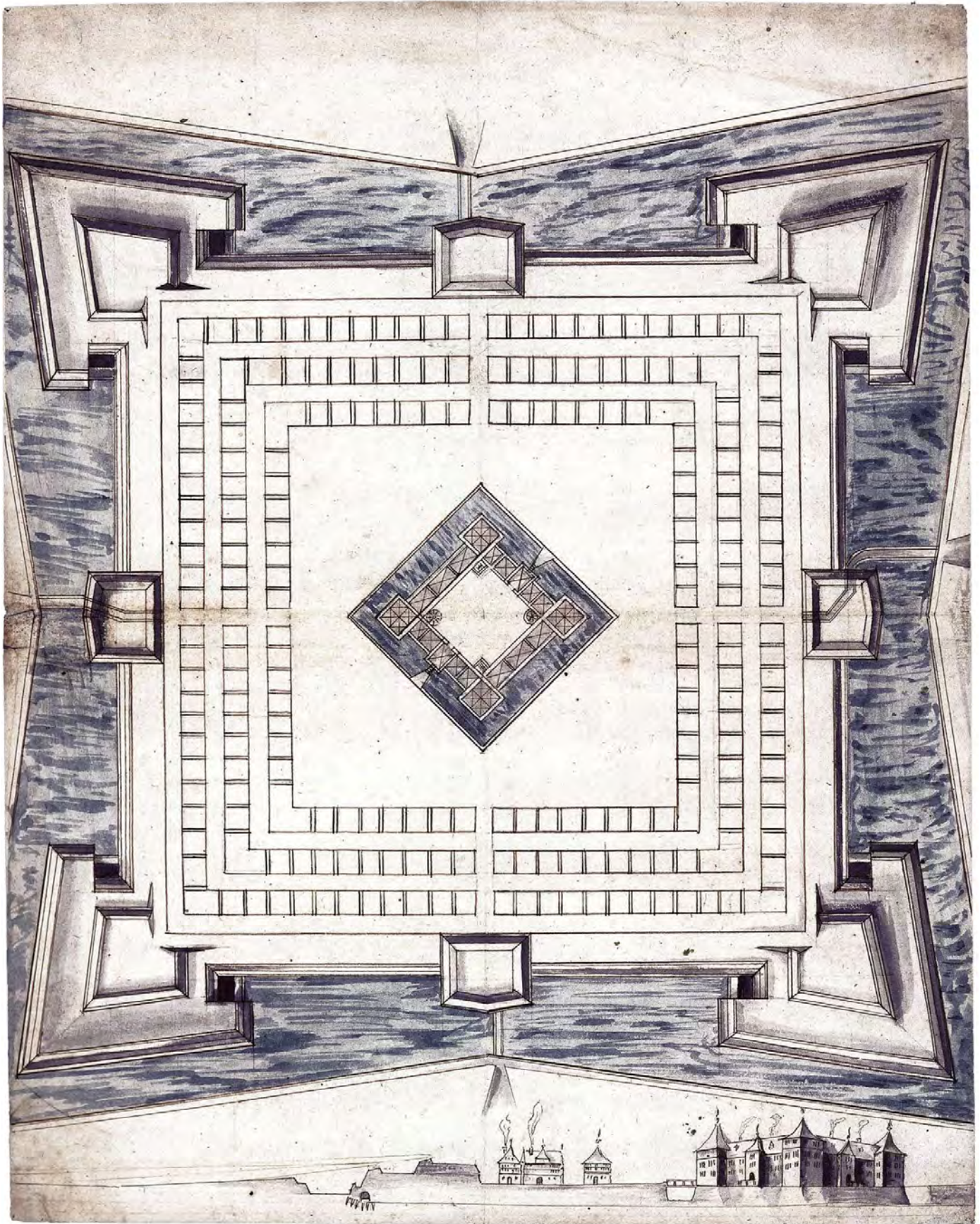


Abbildung 18: HEINRICH SCHICKHARDT: Plan der Stadt Freudenstadt, sog. «Dreizeilenplan», Federzeichnung um 1600.





Abbildung 19: Modell der Stadt Neuf-Brisach im Masstab 1:600, 1703–1706 vom Ingenieur MONTAIGU angefertigt.



Abbildung 20: Münster in Westfalen, Stadtbefestigung mit Zitadelle und Bebauung der Stadt, Federzeichnung von PETER PICTORIUS D. Ä.; um 1680.





Abbildung 21: Neustrelitz in Mecklenburg, Luftbild, vor 1997.

In der 1599 begonnenen quadratischen Anlage von Freudenstadt sollte das Herzogsschloss die Mitte einnehmen, das in seiner Höhe die umliegende Bebauung überragt hätte, jedoch nicht ausgeführt wurde (Abb. 18). Eigentümlich leer bzw. frei von Bebauung blieb der zentrale Platz von Neuf-Brisach, der von Vauban entworfenen Festungsstadt gegenüber von Breisach – als Exerzierplatz, auf dem also das Militär seine Anwesenheit demonstrieren konnte, stimmt die Relation allerdings wieder (Abb. 19). Am Platz befinden sich immerhin die wichtigsten Gebäude, Kirche und Gouverneurssitz (heute Rathaus) der Stadt.

Auf unbebautem Terrain ganz neue Städte zu verwirklichen, war freilich nur selten möglich, weswegen die in Idealform ausgeführten Entwürfe häufig auf kleine Festungen beschränkt blieben. Eine andere Möglichkeit war, sternförmige Festungen oder Zitadellen an eine bestehende – und gegebenenfalls ebenfalls neu befestigte – Stadt anzulagern. Als Beispiele hierfür mag die Stadt Münster in Westfalen dienen, in der 1661/62 auf fürstbischöflichen Befehl eine Teil der alten Stadtmauer abgebrochen wurde und eine mächtige Zitadelle die ungeschützte Flanke der Stadt dominierte (Abb. 20). Die von Herzog Alba errichtete Spanische Zitadelle in Antwerpen ist ein weiteres Beispiel.

Im 18. Jahrhundert machte das Modell der sternförmigen Stadt auch in nicht befestigten Orten Schule, so in der 1733 gegründeten Residenzstadt Neustrelitz in Mecklenburg (Abb 21).<sup>27</sup> Am zentralen Marktplatz, war neben der Kirche und dem Rathaus zweigeschossige Bauweise vorgeschrieben bzw. erlaubt, wohingegen in den sternförmig angeordneten Strassen nur eingeschossige Häuser stehen sollten. Die Platzmitte nahm im 19. Jahrhundert eine Statue des Herzogs ein. Die schnurgerade Strasse

<sup>27</sup> MARTIN MÖHLE, MICHAEL SCHEFTEL. Neustrelitz – eine barocke Planstadt in Mecklenburg. In: Historischer Hausbau zwischen Elbe und Oder (Jahrbuch für Hausforschung 49), Marburg 2002, S. 355–372.





Abbildung 22: Palermo, Stadtplan um 1900.

ergibt sich in dieser Grundrissfigur wie von selbst, so scheint es. Mit Descartes gesprochen wurde ihr die Qualität des geraden Gedankens zugebilligt. Während im Mittelalter die Höhe des Bauwerks Macht und Reputation anzeigte – man denke an die Geschlechtertürme – übernahm in der frühen Neuzeit die plane Sichtachse diese Funktion.<sup>28</sup> Mit ausreichender Durchsetzungskraft gelang es auch in mittelalterlichen Städten, Hierarchie und lineare Ordnung hineinzubrechen, wie das Beispiel des Strassenkreuzes aus Corso Vittorio Emanuele und Via Maqueda in Palermo zeigt, das ab 1563 bis etwa 1600 verwirklicht wurde (Abb. 22).

Ein 1676 erscheinener Stadtplan von Paris zeigt die unter König Ludwig XIV. vollendeten oder zumindest begonnenen Werke für das Gemeinwohl der Stadt, worunter zum Beispiel die Wasserversorgung zu verstehen ist, die links unten in einer kleinen separaten Karte wiedergegeben wird (Abb. 23).<sup>29</sup> Der Plan ist deutlich regularisiert: Die Seine fließt mittig zwischen annähernd gleichgrossen Stadthälften (die es bekanntlich nicht waren), die Stadt ist in eine Umrisslinie eingeschrieben, die eine nahezu symmetrische achteckige Figur darstellt. Diese schnurgeraden Begrenzungen, von denen einige an der Südseite (rechts) sich im Planungsstadium befinden, sind die ehemaligen Wälle der Bastionärsbefestigung. Das Signal ist deutlich: Durch die politischen und militärischen Erfolge des Königs konnte die Hauptstadt die Fortifikation entbehren und die Anlagen den Bürgern als baumbestandene Boulevards zur Verfügung stellen, die gleichwohl durch die geometrische Präzision die ordnende Macht des Souveräns anzeigen.

28 MAIER/REINISCH 2006 (wie Anm. 26).

29 KATHARINA KRAUSE. Louis XIV und die Erfindung des Boulevards. In: CHRISTOPH KAMPMANN et al. (Hrsg.): Neue Modelle im Alten Europa. Traditionsbruch und Innovation als Herausforderung in der Frühen Neuzeit. Köln/Weimar/Wien 2012, S. 164–175.





Abbildung 23: Paris, Stadtplan von PIERRE BULLETT und FRANÇOIS BLONDEL, 1676.

Die Vorliebe für die geometrische Konstruktion, für Symmetrie und Axialität ist mit dem Versuch der vernunftmässigen, logischen Ordnung der Welt in Zusammenhang zu bringen. Das eine wie das andere versucht, eine Totalität zu erfassen und regelhaft zu strukturieren. Das Ramische System, das in der logisch Aufgliederung eines jeden erdenklichen Komplexes in einer Baumstruktur besteht, war im 17. Jahrhundert von Philosophen zwar längst ad acta gelegt; geblieben war jedoch das Bestreben, Denk-Figuren flächig oder räumlich umzusetzen.

Ein gutes Beispiel, das Horst Bredekamp eingehend behandelt hat, ist hierfür der Leviathan von Thomas Hobbes, erschienen 1651 (Abb. 24).<sup>30</sup> Das Titelbild zeigt den aus Einzelindividuen geformten Staatskörper, aufragend über einer Stadt mit regelmässigem Strassensystem. Der Staat wird gebildet auf der Grundlage eines freiwilligen Vertrags der Menschen zu ihrem eigenen Wohl. In dem Register rechts unten sind die «Waffen der Logik» abgebildet: der dreizinkige Syllogismus sowie mehrere zweizinkige Gabeln mit der Beschriftung «Spiritual/Temporal, Directe/Indirecte, Real/Intentional»,

30 HORST BREDEKAMP. Thomas Hobbes visuelle Strategien. Der Leviathan, Urbild des modernen Staates (Acta humaniora). Berlin [1999]. – UPPENKAMP 2006 (wie Anm. 17), S. 70–73.





Abbildung 24: THOMAS HOBBS. Leviathan, or the Matter, Forme, & Power of a Common-wealth, ecclesiastical and civil. London 1651.

also Dichotomien nach dem Ramischen System oder dem System, das auch Theodor Zwinger anwandte.

Und in Basel? Boulevards und Sichtachsen mit Point de vues wurden in der bürgerlich dominierten Stadt nicht angelegt. Hingegen wurde im 17. Jahrhundert das Rheinpanorama bildwürdig und ästhetisch wertgeschätzt: Merian publizierte 1642 in der *Topographia Helvetiae* einen «anmutigen Prospekt» mit dem Blick am Chorhaupt des Münsters vorbei rheinabwärts. Der versierte Zeichner Emanuel Büchel griff im 18. Jahrhundert diese Sichtweise auf; in Herrlibergers Topografie der Eidgenossenschaft werden die Rheinbrücke und das Panorama der Grossbasler Uferbebauung zum Hauptthema der Darstellung. Über die Wasserfläche des Stroms hinweg gesehen, wandeln sich die Rückseiten der Häuser, die doch eigentlich die weniger schönen, oft mit hölzernen Vorbauten und Aborterkern versehenen waren, zum repräsentativen Gesicht Basels.

#### Abbildungsnachweis:

- 1: WERNER MÜLLER, GUNTHER VOGEL. dtv-Atlas zur Baugeschichte. Tafeln und Texte. Bd. 1, München, 3. Aufl. 1979, S. 214.
- 2: HANS PLANITZ. Die deutsche Stadt im Mittelalter. Von der Römerzeit bis zu den Zunftkämpfen. Weimar 5. Aufl. 1980, S. 15.
- 3: Wikimedia Commons.
- 4: Universitätsbibliothek Basel, Kartenslg Mappe 97:25a.
- 5: Kunstmuseum Basel, Inv. 1877.
- 6: Herzog-August-Bibliothek Wolfenbüttel, Inv. I 10759.
- 7–10: Bayerische Staatsbibliothek München, Signatur Res/4 It.coll. 30.
- 11: Staatliche Bibliothek Regensburg, Signatur 999/2Hist.pol.620.
- 12: Universitäts- und Landesbibliothek Darmstadt, [http://tudigit.ulb.tu-darmstadt.de/show/F0100\\_500/0001](http://tudigit.ulb.tu-darmstadt.de/show/F0100_500/0001).
- 13–14: Staatsarchiv des Kantons Basel-Stadt, Bild 1, 291.
- 15: Wikimedia Commons.
- 16: Historisches Museum Frankfurt, Inv. C09379.
- 17: ETH-Bibliothek Zürich, Signatur Rar 10096.
- 18: Landesarchiv Baden-Württemberg, Stuttgart, Signatur N 220 A 177.
- 19: Musée des Plans-Reliefs, Paris, Photo (C) RMN-Grand Palais / René-Gabriel Ojéda.
- 20: Landesarchiv NRW, Abteilung Westfalen, Münster, Signatur W 051/Karten A (Allgemein), Nr. 1214.
- 21: Aus: 46x Stadterneuerung in Mecklenburg-Vorpommern, hg. v. BIG Städtebau Mecklenburg-Vorpommern GmbH, Stralsund 1997, S. 124.
- 22: Aus: KARL BAEDEKER. Italy: Handbook for Travellers. Third Part, Southern Italy and Sicily. Leipzig 1900, nach S. 252.
- 23: Aus: Atlas des anciens plans de Paris. Reproduction en fac-similé des originaux les plus rares et les plus intéressants pour l'histoire de la topographie parisienne, avec une table analytique présentant la légende explicative de chaque plan et un appendice consacré aux documents annexes. Paris 1880. Bibliothèque Historique de la Ville de Paris, Signatur A 1027.
- 24: British Library, London, Signatur 522.k.6 frontispiece.



## «unndt wiederumb curiert undt gesund hinauß»?

### Ein interdisziplinärer Blick auf einen Friedhof des 17. Jahrhunderts im Basler Almosen

Elias Flatscher, Laura Rindlisbacher

Der vorliegende Beitrag möchte einen Blick auf die Menschen hinter den Fronten des Dreissigjährigen Krieges werfen. Das in der Reformation profanierte Basler Barfüsserkloster bietet sich dafür als ergrabenes archäologisches Beispiel an. Bis ins 19. Jahrhundert wurde es als Abteilung des Spitals («Almosen») umgenutzt, der Kreuzganhof im 17.–18. Jahrhundert auch als Bestattungsort, während die profanierte Kirche 1799–1815 als Salzlager diente. Dies führte zu nicht unerheblichen Beschädigungen an der Bausubstanz.<sup>1</sup> 2016–2017 wurden Teile des Klosters im Zuge des Umbaus des an das Casino anstossenden Musiksaals<sup>2</sup> archäologisch untersucht (Abb. 1).

Der Beitrag wird kleinräumig die faktische Implementierung von grösseren historischen Rahmenbedingungen aufzeigen, sowohl mit Blick auf Deckungsgleichheit von historischer und archäologischer Überlieferung als auch auf mögliche Abweichungen im Detail. Bevor auf die Geschichte des Heilig-Geist Spitals, die Grabungsergebnisse und die anthropologische Auswertung eingegangen wird, sollen kurz die relevanten historischen Ereignisse und Entwicklungen in Basel während des Dreissigjährigen Krieges besprochen werden.

Auch wenn Basel im Dreissigjährigen Krieg nie direkt von Kampfhandlungen betroffen war, waren unterschiedliche Auswirkungen desselben deutlich spürbar, fanden die Kampfhandlungen doch mehrfach in direkter Nähe statt.<sup>3</sup> Wiederholt machten Gerüchte die Runde, kaiserliche Truppen würden beabsichtigen, die Stadt zu erobern – eventuell mit Hilfeleistung durch kaisertreue Adelige, die in der Stadt Zuflucht gesucht hatten<sup>4</sup> – und zudem eine Rückgabe der im Zuge der Reformation beschlagnahmten Kirchengüter zu erzwingen.<sup>5</sup> Vielleicht nicht zuletzt deswegen scheint die Haltung Basels trotz offizieller Neutralität zumindest zeitweise von Sympathien gegenüber Schweden geprägt gewesen zu sein, während das Basler Umland eher reichstreu eingestellt war.<sup>6</sup>

Auch wenn Basels Neutralität bedingte, dass man mit beiden Seiten Geschäfte machen konnte, was teilweise zu einer regelrechten Kriegskonjunktur führte,<sup>7</sup> waren im Stadtbild fraglos die zahlreichen Flüchtlinge, Bettler\*innen und Soldatenkinder<sup>8</sup> bemerkbar. Nach Peter Ochs waren es 7.561 im Februar 1638, bei einer regulären Einwohnerzahl von ca. 11.000.<sup>9</sup> Mehrfach wurde die Aufnahme

1 DOROTHEE RIPPMMANN. Einleitung und Teil I–IV. In: DOROTHEE RIPPMMANN, BRUNO KAUFMANN, JÖRG SCHIBLER, BARBARA STOPP (Hg.). Basel Barfüsserkirche. Grabungen 1975–1977. Ein Beitrag zur Archäologie und Geschichte der mittelalterlichen Stadt. Schweizer Beiträge zur Kulturgeschichte und Archäologie des Mittelalters, Band 13. Olten 1989, S. 9–284, hier S. 9.

2 Im Bereich des heutigen Musiksaals des Stadtcasinos am Steinenberg 14, 4051 Basel, Ausgrabung ABBS 2016/10.

3 ROBERT STRITMATTER. Die Stadt Basel während des Dreissigjährigen Krieges. Politik, Wirtschaft, Finanzen (Europäische Hochschulschriften, Reihe III, Bd. 84). Bern/Frankfurt a.M./Las Vegas 1977, S. 44–48, S. 51, S. 53–56, S. 63–65.

4 Ebd., S. 57–58, S. 65.

5 Ebd., S. 26–27.

6 Ebd., S. 42–43.

7 Ebd., S. 10–13.

8 Ebd. S. 61–78.

9 PETER OCHS. Geschichte der Stadt und Landschaft Basel, 8 Bde., Basel 1786–1832, zit. n. STRITMATTER 1977 (wie Anm. 3), S. 75.



Abbildung 1: Grabung bei Unterkellerung des Musiksaals im Basler Stadtcasino 2016, Blick nach Südost.

derselben reglementiert und illegal beherbergte Flüchtlinge sowie gesunde Bettler\*innen der Stadt verwiesen, die Elendenherberge und die Spitäler waren überfüllt. Der Basler Rat sah diese Bevölkerungsdichte als erhöhtes Seuchenrisiko, und tatsächlich kam es zu mehreren Seuchenwellen, namentlich zu Ausbrüchen von Pest und Typhus. Die Schwerkranken («Bettrysen») wurden im Spital versorgt, die «Halbkranken» in der Elendenherberge. Für den Unterhalt dieser Einrichtungen wurden Gelder bei den Basler Bürgern gesammelt,<sup>10</sup> auch Geldstrafen wurden teilweise direkt an diese entrichtet.<sup>11</sup>

### Das Basler Heilig-Geist Spital bis zum 17. Jahrhundert

Das Basler Heilig-Geist Spital ist erstmals 1265 urkundlich als «*Hospitale Novum*» erwähnt, die Beifügung «*sancti spiritus*» tritt erstmals 1418 hinzu.<sup>12</sup> Es besteht jedoch die Möglichkeit, dass ein Vorgängerbau des Heilig-Geist Spitals 20 m weiter südlich unter der heutigen Barfüsserkirche lag, so zumindest die Interpretation des um 1200 datierten «Bau 5» durch Dorothee Rippmann. Es handelt sich dabei um ein zumindest im Fundament gemauertes Gebäude von rund dreissig Metern Länge und unbekannter Breite, das im Aufgehenden wohl als Fachwerk ausgeführt war. In Ermangelung von Schriftquellen führte Rippmann als Argumente für die Funktionsansprache die Grundrissform und eine Gruppe von sieben in die erste Hälfte des 13. Jahrhunderts datierten Bestattungen an,<sup>13</sup> an anderer Stelle argumentierte Jürg Tauber auch bezüglich des Fundguts in diese Richtung, namentlich Bezug nehmend auf das gehäufte Auftreten von Bügelkannen<sup>14</sup> (häufig als Attribute der Heiligen Verena im Kontext der Krankenwaschungen dargestellt, daher auch als Verena-Krüge bezeichnet) in

10 Ebd., S. 67–73.

11 Ebd., S. 247–249.

12 PETER ROTH. Das Almosen im Klosterkreuzgang. In: Archäologische Bodenforschung des Kantons Basel-Stadt (Hg.), 1000 Jahre Basler Stadtgeschichte. Basel 2020, S. 94–111, hier S. 94–95.

13 RIPPMAN 1989 (wie Anm. 2), S. 59–60, S. 76–78, S. 278–280, S. 284.

14 So auch RIPPMAN 1989 (wie Anm. 2), S. 71.



der Grabung von 1975–1977.<sup>15</sup> Rippmann datierte diese nach 1250 und führte sie als mögliches Argument für ein Fortbestehen des Baus über die Klostergründung hinaus – bis mindestens 1274, vielleicht sogar bis 1288 – an.<sup>16</sup> Sie schlug zudem vor, das 1274 erwähnte «*vetus Hospitale*» mit diesem Bau in Verbindung zu bringen, während diese Passage in der älteren Forschung als Verweis auf das St. Leonhardsspital gewertet wurde.<sup>17</sup>

Die Beziehung des Klosters zum Heilig-Geist Spital scheint bereits in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts recht eng gewesen zu sein; so wurde von den Barfüßern zwecks Friedhofserweiterung vor 1288 Spitalland erworben, das in Folge auch der Standort für den Kirchenneubau wurde. Die Barfüßler stellten Teile des Spitalpersonals, bis zur neuen Spitalordnung 1380 war auch die Spitalleitung in klerikaler Hand, ging danach aber an die Stadt Basel über.<sup>18</sup> Bereits im 15. Jahrhundert ging das Vermögen des Klosters formell an das Spital über, nach Aufhebung des Klosters 1529 auch die Klostergebäude. Dieser Komplex taucht fortan auch als «*Grosses Almosen*» in den Schriftquellen auf. In die Zuständigkeit desselben fielen nicht nur die Krankenpflege, sondern auch die Armenfürsorge, etwa in Form von täglichen Armenspeisungen für Witwen, Waisen, Alte und Arbeitslose.<sup>19</sup>

Ab 1655 wird auch das «*Kleine Almosen*» im «*hinteren Spital*», somit im Bereich der ehemaligen Klostergebäude, als eigene Abteilung im Spitalinventar erwähnt, wobei nicht auszuschliessen ist, dass eine entsprechende räumliche Aufteilung schon länger praktiziert wurde.<sup>20</sup> Diese hatte Separierungscharakter und fing die als problematisch angesehenen Fälle auf, welche im normalen Spitalbetrieb aufgrund ihrer Auffälligkeit und den damit verbundenen Konnotationen vermutlich als störend empfunden wurden. Die Spitalordnung von 1626 sah vor, dass im Spital nur Personen aufgenommen werden durften, welche das Aufenthaltsrecht in Basel besaßen, «*ihr Leben in der forcht Gottes zugebracht/und durch lasterhaftes Betragen dessen nit unwirdig gemacht haben*». Hier kann man einerseits klar theologisch-moralisches Kategoriendenken erkennen. Zudem durften die Patient\*innen nicht an «*abscheuh- und erblichen Kranckheit/als fallender Sucht/Erbgrind/bösen Blattern*» leiden.<sup>21</sup> Aus heutiger Sicht mögen die drei Krankheitsbilder «*Erbgrind*» (Tinea Favus, eine aggressive Hautpilzerkrankung), «*böse Blattern*» (Syphilis) und «*Fallsucht*» (Epilepsie) medizinisch wenig gemeinsam haben und die Beifügung «*abscheulich*» suggerieren, dass der Grund möglicherweise wieder moralisch, etwa in Hinblick auf eine mögliche Verunsicherung der anderen Patient\*innen durch die Symptome der Betroffenen, sein könnte. Es ist schwierig zu beurteilen, inwiefern es sich hier um eine bewusste Diskriminierung oder um den Versuch einer Quarantäne handelte. Gerade in Hinblick auf Epilepsie mag dies überraschen, jedoch galt diese noch im 18. Jahrhundert teilweise als eine ansteckende Krankheit. Für eine natürliche Ursachenerklärung der Epilepsie – gegenüber der im Mittelalter verbreiteten Anschauung als Strafe Gottes – hatte sich nicht zuletzt Paracelsus ausgesprochen.<sup>22</sup>

Die genannten moralischen Einschränkungen scheinen im «*Kleinen Almosen*» allenfalls partiell gegolten zu haben, wurden hier doch zumindest zeitweise auch Personen festgesetzt, die der Sodomie oder Hexerei beschuldigt wurden.<sup>23</sup> In der Regel scheint das Almosen jedoch primär als «*Irrenhaus*»

15 JÜRIG TAUBER. Symbole im Alltag aus archäologischer Sicht. Ein Annäherungsversuch. In: GERHARD JARITZ u.a. (Hg.), *Symbole des Alltags – Alltag der Symbole*. Festschrift H. Kühnel. Graz 1992, S. 701–732, hier S. 713–714.

16 RIPPMMANN 1989 (wie Anm. 2), S. 84.

17 RIPPMMANN 1989 (wie Anm. 2), S. 284.

18 ROTH 2020 (wie Anm. 12), 95. Eine Übernahme des Spitals durch den Rat ist z.B. auch in Strassburg belegt, hier bereits vor 1300. Siehe RIPPMMANN 1989 (wie Anm. 2), S. 280.

19 ROTH 2020 (wie Anm. 12), 96–97. SUSANNA BURGHARTZ. Im Angesicht der Armut. Ordnung, Regulierung und Fürsorge. In: JOSEF MOOSER, WENGER SIMON (Hg.). *Armut und Fürsorge in Basel. Armutspolitik vom 13. Jahrhundert bis heute*. Basel 2011, S. 49–72, hier S. 52–58.

20 ROTH 2020 (wie Anm. 12), 97. StABS Spital T3, Inventarien. Transkription Peter Roth.

21 StABS Spital V1, Kranke und Pfründer überhaupt. Transkription Peter Roth.

22 Siehe HANSJÖRG SCHNEBLE. *Heillos, Heilig, Heilbar: Die Geschichte der Epilepsie von den Anfängen bis heute*. Berlin 2003, S. 75–79.

23 ROTH 2020 (wie Anm. 12), S. 97. StABS Spital V7.1, Krankenregister 1594–1606, fol. 26 und fol. 29. Tran-

gedient zu haben. Was genau der Einlieferungsgrund war, ist nur in Einzelfällen zu ermitteln, wobei sich meistens die generellen Zuschreibungen «blöd» und «toub» in den Quellen finden,<sup>24</sup> somit Hinweise auf Verwirrung oder geistige Umnachtung. Eine detailliertere zeitgenössische Aufschlüsselung dieser Phänomene liefert der Basler Stadtarzt Felix Platter in seiner *Praxis Medica* (1602). Er unterteilt die «*Mentis laesiones*» in vier Klassen, nämlich «*Imbecillitas mentis*» (Schwachsinn und Verblödung [u. U. auch Demenz und/oder Alzheimer?]), «*Consternatio mentis*» (Syndrome sowohl des Bewusstseinsverlustes als auch von Entäusserungssperren), «*Alienatio mentis*» (Wahnsinn, inkl. Trunkenheit, Liebestollheit/-rausch, «Melancholie», Tollwut, Veitstanz [«Hysterie»], Delirium, sowie Folgen von Hirnstörungen) und «*Defatigatio mentis*» (Erschöpfung [u.a. Burnout?], Schlaflosigkeit und Schlafstörungen).<sup>25</sup> In den Ratsprotokollen finden sich gelegentlich Einweisungen mit den genannten Zuschreibungen bzw. Symptomen, jedoch in der Regel mit dem Vermerk «*ins Spital*», nur in Einzelfällen «*ins Almosen*».<sup>26</sup> Es ist also davon auszugehen, dass die Patient\*innen im Spital entsprechend der Einschätzung des Personals in die entsprechende(n) Abteilung(en) weitergeleitet wurden.

Über die Therapieansätze im «Almosen» im 17. Jahrhundert sind wir durch Behandlungsverzeichnisse der Ärzte informiert. So schrieb «*Das 29 Juny Anno 1640 [...] der Ehrenvest und Hochgelert, Herr Doctor Emanuel Stupanus*»<sup>27</sup> seine erfolgten Therapien akribisch nieder. Auffällig ist dabei die hohe Anzahl von verordneten Laxativen unterschiedlichster Art: «*Suppositoria*», «*stuol zepflein*», «*clystier*», «*purgiertrencklein*», «*flüsswasser*», «*laxin syrup*», «*manus christi*» (Rhizinus). Dies allein auf die im 16. und 17. Jahrhundert erneut populäre Galen'schen Säftelehre zurückzuführen, nach welcher psychische Krankheiten als Folge von Schadstoffen im Körper erklärt werden, die auf unterschiedliche Weise ausgeschieden werden sollten,<sup>28</sup> ist vermutlich aus medizinischer Perspektive etwas einseitig. So fällt auf, dass Verstopfungen auch in der modernen Psychiatrie ein gängiges Problem darstellen, das je nach Studie mindestens 20% der gesamten psychiatrischen Patient\*innen, bei bestimmten Erkrankungen wie Depressionen sogar bis zu 57% betrifft.<sup>29</sup> Die medizinischen Gründe hierfür sind chronischer Stress, eventuell gepaart mit Bewegungsmangel und ggf. ballaststoffarmer Ernährung.<sup>30</sup> Entsprechende Analysen stehen an den Skeletten aus dem Kreuzgang-Hof noch aus. Es ist daher aber davon auszugehen, dass die Gabe von Laxativen den Patient\*innen tatsächlich im wahrsten Sinne des Wortes Erleichterung verschafft haben dürfte. Erwähnt werden weiter vor allem relativ unspezifische Arzneien, namentlich «*selblein*», «*kraft wasser*».<sup>31</sup> Bei letzterem handelt es sich um eine Präparat mit «stärkender» Wirkung,<sup>32</sup> das offenbar unterschiedlich zusammengesetzt sein konnte.

In Ausnahmefällen wurde das «Almosen» auch anderweitig genutzt, nämlich zur Unterbringung von durchziehenden Truppen, die nicht alle von den städtischen Herbergen aufgenommen werden konn-

---

skription Peter Roth.

24 Siehe MADELAINE ZIEGLER. Die Entwicklung des Irrenwesens in Basel. Vom XV. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Solothurn 1933, S. 10–21.

25 Nach HANS CHRISTOFFEL. Psychiatrie und Psychologie bei Felix Platter (1536–1614). In: Monatsschrift für Psychiatrie und Neurologie 127. Basel 1954, S. 213–227.

26 ROTH 2020 (wie Anm. 12), S. 97. Siehe auch ZIEGLER 1933 (wie Anm. 24), S. 10–21.

27 StABS, Spital V.16, Transkription Peter Roth.

28 Siehe FRANK HATJE, Leben und Sterben im Zeitalter der Pest. Basel im 15. bis 17. Jahrhundert (Basel 1992), S. 31–32. ZIEGLER 1933 (wie Anm. 24), 24–25.

29 JANIQUE G. JESSURUN, PETER N. VAN HARTEN, TOINE C. G. EGBERTS, YSBRAND J. PIJL, INGEBORG WILTING, DIEDERIK E. TENBACK. The Relation between Psychiatric Diagnoses and Constipation in Hospitalized Patients: A Cross-Sectional Study. In: Psychiatry Journal 2016; Article ID 2459693. UNAX LERTXUNDI, RAFAEL HERNANDEZ, SONIA SAN MIGUEL, BEATRIZ CORCOSTEGUI, MARTA PRIETO, UNAI GONZALEZ, ANUNCIACION ARANA, JUAN MEDRANO. The burden of constipation in psychiatric hospitals. In: International Journal of Psychiatry in Clinical Practice, 22:2 2018, S. 143–150.

30 Freundlicher Hinweis Dr. med. Spela Salamon, LKH Hochsteiermark Leoben.

31 StABS, Spital V.16, Transkription Peter Roth.

32 Schweizerisches Idiotikon Band XVI, S. 1818–1819 s.l. «Kraftwasser».



ten, so etwa 1570 im Zuge der Rückkehr der Eidgenossen aus Frankreich<sup>33</sup> sowie zweimal 1588.<sup>34</sup> In der Zeit des Dreissigjährigen Krieges wurden im Heilig-Geist Spital vermehrt auch Soldaten als Spitalpatienten aufgeführt, insbesondere 1618 und 1640–1643. So schrieb der Arzt Niclaus Marpach 1618 an die Spitalpfleger betreffend seine Arbeit und Besoldung in Hinblick auf die anfallende Mehrbelastung *«Iten (m?) in disem Jetzigen Jahr die menge vieler Armer, Krankhen, und allerhandt bresthaffter Soldaten so mit Kärren in die Ellende Herberg gefühert worden»*.<sup>35</sup> In einigen Fällen haben sich auch konkrete Nachweise erhalten, wofür diese Soldaten im Spital behandelt wurden. Mehrfach erwähnt sind Handverletzungen in Folge einer «ausspringenden» Muskete. Im Behandlungsverzeichnis (*«Verzeichnis Jeniger Patienten undt schadhaften Personen, so ich Unterzeichneter, in den Spittal unndt außserhalb curiert habe»*) des Spitalscherers aus den Jahren 1642–1644 lesen wir diesbezüglich:

*«1. Hans Jacob Hochlandt von Basel, ein under unser gne:(digen) Herren bedienter Soldat, deme die Mußqueten Ußsprungen (?), undt den daumen an der rechten hand weggeschlagen, auch die handt etwas geschändet; wurde in Spittal genommen den 21 May 1642. Undt kam wiederumb curiert undt gesund hinauß, dem 1 Augusti Anno 1642. [...]*

*3. Christoff Secklin von Steinstatt, ein under unser gne:(digen) He:(rren) bedienter Soldat, deme auch die Mußqueten versprungen undt alle vier finger an der linken hand weggenommen, kam in Spital den 31 May 1643. unndt wiederumb curiert undt gesund hinauß den 27 (?) July 1643.»*<sup>36</sup>

In drei weiteren Fällen sind im Jahr 1640 Soldaten im Behandlungsverzeichnis des Arztes (*«Anno 1640 Ordnet der Ehrenvest und Hochgelert, Herr Doctor Emanuel Stupanus»*) erwähnt. In einem Fall scheint eine Verletzung durch einen Sturz vorzuliegen, einmal eine Stichverletzung und einmal (Wund-?) Fieber. *«Den 26 dito, den Soldaten so gefallen ein brust Syrup», «Den 14 dito, für den gestochenen Soldaten, ein brust safft»* [fol. 6] *«Für den Schuehmacher so ein Soldat, ein trencklein, vor dem Feber (?) einzunehmen»* [fol. 6].<sup>37</sup>

Ebenfalls im Zeitraum des Dreissigjährigen Krieges scheinen sich die Konfessionsstreitigkeiten auch in Basel stärker bemerkbar gemacht zu haben. 1638 wurde hier auf Befehl von höchster Ebene die Ehefrau eines offensichtlich katholischen Mannes zur Entbindung ihres Kindes im Heilig-Geist Spital aufgenommen, wo sie entband. Die Formulierung des letzten Satzes scheint zumindest nach modernem Verständnis indirekt nahezu legen, dass der gut zweiwöchige Spitalaufenthalt nicht ganz ohne diesbezügliche Spannungen abgelaufen sein dürfte:

*«Anno ut supra [1638] den 3. Augusti. Wurde auß befelch Ihr St: E. Whl: Herren Burgermeisters Johann Rudolph Fäschen, Unseres gebüetenden Hochehrenden Herren Pflegers in Spittal genommen, Maria Reumlerin, Melcher Rochusen Zue Hagenbach Eheweib, Welche groß schwangers Leib, Sie genaß obgemeinten Tag in Spittal, unndt gebahr ein Meydtelin. Daß lüeße deß Khindts Vatter (Weilen er Unserem Herren Spittals Predigern nicht versprechen wollen, daß er solches Khind in Unserer Christenlichen Religion wolle aufferzüechen) draußen Zue Arleßheimb im Bistumb Basel, durch ein Pfaffen Tauffen, Namens Anna Maria. Sonst bracht Sie nichts hinein weder was Sie an Ihrem Leyb hatte. Sie kham wider sampt Ihrem Khind gesund hinauß den 18. Augusti, unndt gelobte den Spittal auff solche weiß nicht mehr zuebeschwären.»*<sup>38</sup>

Dass die Konfession eine wichtige Rolle im «Almosen» gespielt haben dürfte, lässt sich auch an der theologischen Komponente der Behandlung bis in das 19. Jahrhundert ersehen. So empfahl man die Kranken insbesondere bei ausstehendem Behandlungserfolg der *«Gnade und Barmherzigkeit Gottes,*

33 WILHELM FISCHER, ALFRED STERN (Hg.). Basler Chroniken Band 1. Leipzig 1872, S. 174.

34 StABS Protokolle Kleiner Rat 1, fol. 3 (3. Januar 1588) und fol. 12 (20. Januar 1588). Transkription Peter Roth.

35 StABS, Spital D.2, Transkription Peter Roth.

36 StABS, Spital J.4, Transkription Peter Roth.

37 StABS Spital V.16, Transkription Peter Roth.

38 StABS Krankenregister V.8, Transkription Peter Roth.

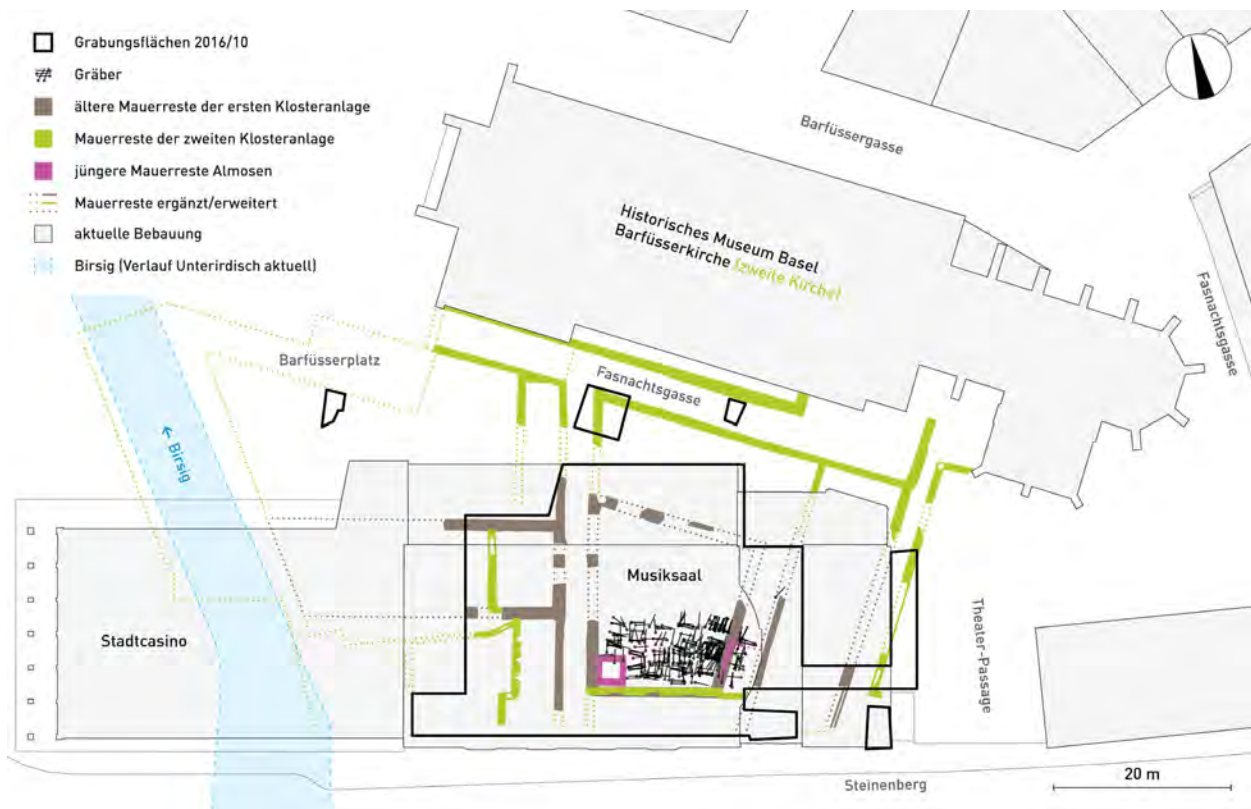


Abbildung 2: Grabungsplan der Untersuchungen im Musiksaal des Basler Stadtcasinos 2016/17.

als des besten Arztes»<sup>39</sup> und legte den regelmässigen Besuch von Gottesdiensten in der Spitalkirche nahe.<sup>40</sup> Insgesamt sind wir deutlich besser über die zweite Hälfte des 18. und die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts als über die Zeit zwischen 1529 und ca. 1750 im «Almosen» unterrichtet, also den Zeitraum, in den die Friedhofsnutzung des Kreuzgangs fallen dürfte.<sup>41</sup> Inwieweit sich daraus Rückschlüsse auf die Behandlung der Almoseninsass\*innen vor 1750 zu ziehen sind, gilt es noch anthropologisch zu untersuchen.

### Der Friedhof im Kreuzgarten des Basler Barfüsserklosters

Im ehemaligen Kreuzgarten (Abb. 2 und 3) des Basler Barfüsserklosters wurde ein Friedhof mit rund 260 Bestattungen ergraben, die nach vorläufiger Auswertung der Befunde schwerpunktmässig in das 17. Jahrhundert zu datieren sind.

In den Schriftquellen ist der Friedhof im Kreuzganghof nicht direkt fassbar. So ist bereits aus den mittelalterlichen Quellen bekannt, dass es einen Bestattungsplatz bzw. Bestattungsplätze in Kloster- bzw. Spitalnähe gab. Vor 1288 vergrösserte das Barfüsserkloster seinen Friedhof durch Ankauf von Spitalgrund, und 1339 gab ein Mönch aus Colmar an, dass der Birsig «*zuo den Barfuossen*» bei einer Überschwemmung etwa 100 Tote aus den Gräbern und in den Rhein gespült hätte. Bis zur Reformation lag der Friedhof im Bereich des heutigen Barfüsserplatzes.<sup>42</sup> Archäologisch wurden bereits 1975–1977 rund 200 Bestattungen unterhalb der zweiten Barfüsserkirche bzw. ausserhalb davon erfasst, die z. T. noch in die erste Kirchenbauphase zu datieren sind.<sup>43</sup> In der spätgotischen,

39 StABS Spital D6, Irrenanstalt und Irrenarzt, Transkription Peter Roth.

40 StABS Spital V25, Einzelne Geisteskranke (Bericht Dr. Schwab 1828). ZIEGLER 1933 (wie Anm. 24), S. 21–22.

41 Siehe ROTH 2020 (wie Anm. 12), S. 98–99. ZIEGLER 1933 (wie Anm. 24), S. 21–39.

42 RIPPMANN 1989 (wie Anm. 1), S. 41.

43 Ebd., S. 39–44, 285–306.



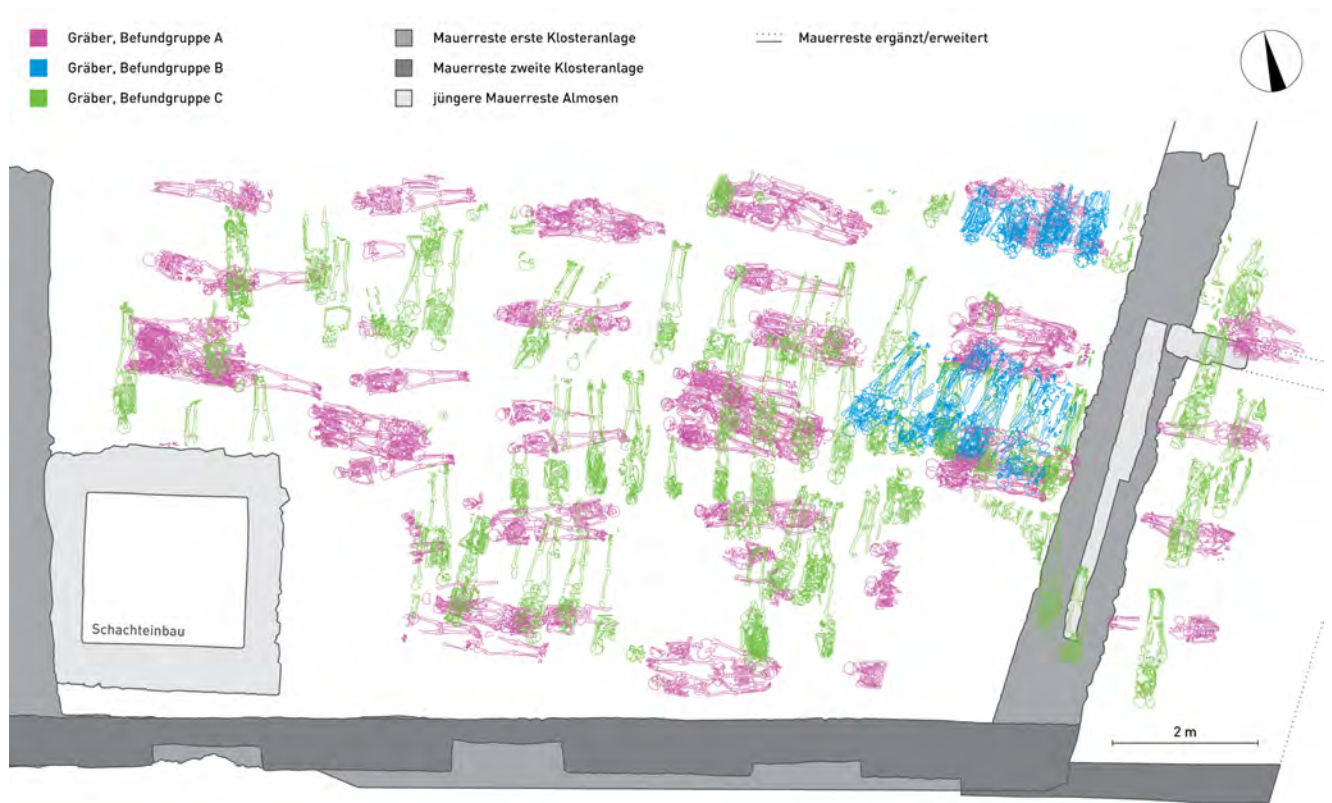


Abbildung 3: Belegungsplan des Friedhof im Almosen im Bereich des ehemaligen Kreuzganhofs des Basler Barfüsserklosters unterhalb des Musiksaals.

heute noch stehenden Barfüsserkirche wurde bis 1794 bestattet, wobei insbesondere die sogenannte Barfüssermumie zu erwähnen ist.<sup>44</sup>

Später finden sich auch Nachweise in den Archivalien des Spitals («im Almosen begraben» o. ä.) jedoch nicht die konkrete Lage im Gebäudekomplex. Es liegt zudem nahe, dass es mehrere Bestattungsplätze gab, die je nach Bedarf genutzt wurden.<sup>45</sup>

Der Friedhof weist drei Belegungsphasen bzw. Bestattungsgruppen auf (siehe Abb. 3): Die älteste Belegungsphase A ist Ost-West orientiert und weist häufig Mehrfachbestattungen auf, Beifunde sind spärlich, offenbar handelt es sich primär um Bestattungen mit Leichentüchern. Später finden sich Nord-Süd orientierte Bestattungen mit zahlreicheren Beifunden und vermehrt in Särgen, wobei die Gruppe B ebenfalls vermehrt Mehrfachbestattungen aufweist, während es sich bei Gruppe C um Einzelgräber handelt. Zusätzlich finden sich in den obersten Schichten des Friedhofs mehrere Knochengruben (Abb. 9), die eventuell auch als Wiederbestattungen im Zuge des Kaufhausbaus (nach 1843) anzusprechen sind, was zum gegenwärtigen Zeitpunkt der Auswertung noch nicht eindeutig abschätzbar ist.

Das Spektrum der Beifunde reicht von Sargbestandteilen (darunter auch Schlösser und Schlüssel) über Gewandbestandteile wie Haken und Ösen sowie Gürtelbeschläge (Abb. 4) bis hin zu persönlichen Gegenständen wie Messer, Nadeln und Nähnäringe (Abb. 5), Keramikfiguren, eine Pfeife und Münzen (soweit feststellbar in die Kleidung eingenäht, nicht als Charonspfennig o. ä.). Die Keramikfiguren stammen aus Kindergräbern und dürften im weitesten Sinne als (didaktische) Spielutensilien anzusprechen sein. Die Kinderfigur mit Vogel (Abb. 6) war ursprünglich als Jesuskind mit Taube interpretiert worden, ein analoger Vergleichsfund aus England wird allerdings profaner als «cupid

44 Ebd., S. 39.

45 So ist auch mindestens bereits in der Grabung 1975–1977 eine Bestattung (Grab 219) mit einem Rechenpfennig (nach 1643, vor 1709) münzdatiert. Siehe RIPPmann 1989 (wie Anm. 1), S. 258 Kat. Nr. 11.



2016/10.510 FK 153456

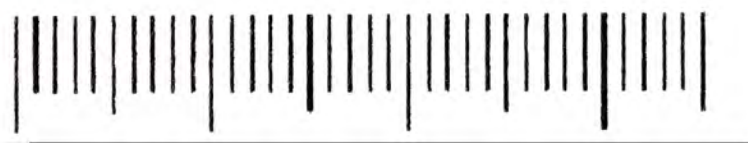


Abbildung 4: Basel, Almosen. Gürtelzunge aus Buntmetall aus Grab 150.5



2016/10.576 FK 15575



Abbildung 5: Basel, Almosen. Beigabe aus Grab 149.2: Nahrung aus Buntmetall, innen ankorrodiert ein kugelförmiger Knopf (?) aus Buntmetall.



2016/10.179 FK 153162



Abbildung 6: Basel, Almosen. Keramikfigur eines Kindes mit Vogel, vermutlich 2. Hälfte 17. Jh., aus Grab 103.





Abbildung 7: Basel, Almosen. In Sevilla zwischen 1615 und 1621 geprägter goldener Escudo des spanischen Habsburgers Philipp III. (1578–1621) aus Grab 274.2/274.3.

*holding dove*» angesprochen und zwischen 1680 und 1700 datiert.<sup>46</sup>

Die Münzen, darunter auch ein in Sevilla zwischen 1615 und 1621 geprägter goldener Escudo (Abb. 7) des spanischen Habsburgers Philipp III. (1578–1621) geben einen ersten groben absolutchronologischen Datierungsrahmen für die Bestattungen vor. Der jüngste klar datierbare Fund aus der jüngsten Belegungsgruppe C ist die Keramikpfeife, deren Herstellermarke auf den Pfeifenbäcker Reichard West<sup>47</sup> (belegt in Mannheim 1673–1675) verweist.<sup>48</sup>

Einen bemerkenswerter Beifund stellt auch ein Komposit-Amulett (schweizerdeutsch: Bündeli) aus Grab 227.4 dar (Abb. 8). Es besteht aus einer Buntmetallkapsel mit einem Sichtfenster aus Glas und beinhaltet einen bedruckten, stark fragmentierten Zettel (Typografie: Barock Antiqua?), auf dem einzelne Wörter in deutscher Sprache zu entziffern sind, sowie ein faseriges Fragment, dessen genaue Bestimmung noch aussteht. In der Restaurierung wurde es als «Haarbüschel» angesprochen, für den Bearbeiter scheint es aber eher pflanzlichen Ursprungs zu sein. Es könnte sich beispielsweise um Allermannsharnisch/Siegwurz (*Allium victorialis*) oder ein entsprechendes Surrogat handeln, eine Pflanze, der man in der frühen Neuzeit und sogar noch im ersten Weltkrieg unter anderem Blut stillende, apotropäische und sogar Unverwundbarkeit verleihende («fest machende») Wirkung zuschrieb.<sup>49</sup> Im reformierten Glauben gehörten Amulette aller Art, inklusive der im katholischen Raum beliebten Wallfahrtsanhänger und Benediktuspfeffnige, nicht zum Glaubenskanon. Jedoch dürfte der Unterschied zwischen Theorie und Praxis auch hier z. T. beträchtlich gewesen sein: Der aus Basel

46 DAVID GAIMSTER. Of «idols and devils». Devotional pipeclay figurines from southern Britain in their European context. In: CAROLA JÄGGI, JÖRN STAECKER (Hg.). Archäologie der Reformation. Studien zu den Auswirkungen des Konfessionswechsels auf die materielle Kultur (Arbeiten zur Kirchengeschichte 104). Berlin 2007, S. 259–283, hier S. 283.

47 Zuordnung durch Andreas Heege, Zug.

48 Reichard West tritt in diesem Zeitraum in den Mannheimer Ratsprotokollen in Erscheinung. Es ist jedoch davon auszugehen, dass er bereits deutlich vor diesem Zeitpunkt Pfeifen produzierte, da bereits um 1676 sein Sohn Julius West in den Protokollen als Pfeifenbäcker genannt wird (bis 1686 fassbar). Siehe INKEN JENSEN. Datierete Tonpfeifen des 17. Jh. aus der Kurpfalz. Erste Ergebnisse. In: MICHAEL SCHMAEDECKE (Hrsg.), Tonpfeifen in der Schweiz. Beiträge zum Kolloquium über Tabakpfeifen aus Ton in Liestal am 26. März 1998 (Archäologie und Museum – Berichte aus Archäologie und Kantonsmuseum Baselland, Band 40). Liestal 1999, S. 19–26, hier S. 24–25.

49 HEINRICH MARZELL. S.l. Allermannsharnisch. In: Handwörterbuch des Deutschen Aberglaubens, 1927, Band 1, Sp. 264–267.



2016/10.2671.1 FK 153865



Abbildung 8: Basel, Almosen: Kompositamulett aus Grab 227.4

stammende Hofarzt und Alchemist Leonhard Thurneysser (1531–1596) handelte ausgiebig mit Horoskopern und Amuletten.<sup>50</sup> Hinzu kommt, dass der Amulettbrauch und -glaube vor allem bei Krisenereignissen angestiegen sein dürfte, ein Phänomen, das wiederholt zu beobachten ist. Im 16. und 17. Jahrhundert waren Amulette, «Schutzbriefe» (regional auch als «Passauer Kunst» bekannt) und Festmachzauber aller Art laut Freytag auch insbesondere bei Soldaten beliebt, die man aufgrund dieser Praktiken als «Pessulanten» oder «Charakteristiker» bezeichnete; wer solche «Zauber» lösen konnte, galt als «Solvent».<sup>51</sup>

Vergleicht man dieses Fundspektrum mit typischen zeitgenössischen Grab-Beifunden aus katholischen Gebieten, so fällt zunächst und vor allem das Fehlen von Rosenkränzen und anderen Devotionalien auf.<sup>52</sup> Der Besitz von Paternostern, Rosenkränzen und sogar improvisierten Zählhilfen war in reformierten Gebieten in der Zeit um 1600 nicht nur unüblich, sondern z. T. – wie im Bernischen Hoheitsgebiet – sogar strafbar, wenn er auch anderenorts geduldet wurde, wie Renward Cysat festhält.<sup>53</sup> Nicht nachgewiesen werden konnten auch Kleinbücher mit religiösem Inhalt, die allerdings

50 THOMAS HOFMEIER, DANIEL ARPARGUS. Leonhard Thurneyssers Quinta Essentia 1574. Berlin und Basel 2007, insbes. S. XVIII. Im Detail und mit Beispielabbildungen von Thurneyssers Talismanen siehe JOHANN KARL WILHELM MOEHSEN. Beiträge zur Geschichte der Wissenschaften in der Mark Brandenburg: Von den ältesten Zeiten an bis zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts. Berlin und Leipzig 1783., S. 55–228, v.a. S. 131–139, S. 227 und Tafel 1.

51 Zu unterschiedlichen Festmachzaubern im Dreissigjährigen Krieg siehe GUSTAV FREYTAG. Bilder aus der deutschen Vergangenheit. Band 3: Das Jahrhundert des grossen Krieges (1600–1700). Leipzig 1867, S. 73–89. Vgl. auch KARL AMERSBACH, Aberglaube, Sage und Märchen bei Grimmelshausen. II. Teil Baden-Baden 1893, S. 37–42.

52 Vgl. CHRISTIAN HESSE. Devotionalien. In: HANS RUDOLF SENNHAUSER (Hg.). Ausgrabungen in Stadtkirche und Dreikönigskapelle Baden 1967/1968. Kirchen und Siedlungsgeschichte von der Frühzeit bis ins späte Mittelalter. Zürich 2008, S. 206–227.

53 Siehe THERESE BRUGGISSER. Frömmigkeitspraktiken der einfachen Leute in Katholizismus und Reformertentum. Beobachtungen des Luzerner Stadtschreibers Renward Cysat (1545–1614). In: Zeitschrift für Histori-





Abbildung 9: Knochengrube mit Sekundärbestattungen in der obersten Lage des Friedhofs im Basler Almosen.

bei beiden Konfessionen vorkommen können und um den Hals getragen oder den gefalteten Händen beigegeben wurden.<sup>54</sup> Das Fehlen dieser Fundgruppe könnte jedoch auch zumindest zum Teil auf die stark wechselfeuchte Milieu im Untergrund zurückzuführen sein.

### **Anthropologie zu den Bestattungen im ehemaligen Kreuzganggarten des Barfüsserklosters in Basel**

Die osteologische Auswertung der Bestattungen aus dem Kreuzgarten des ehemaligen Barfüsserklosters dauert zum jetzigen Zeitpunkt noch an, aber bereits auf der Grabung fand eine erste Befundung der Individuen statt. Anhand dieser – vorläufigen – Alters- und Geschlechtszuweisungen können erste Tendenzen beobachtet werden. Die Demographie über den gesamten Friedhof ist auffällig. Es sind zwar alle Altersgruppen (bis auf die über 70-jährigen Individuen) vertreten und das Geschlechterverhältnis erscheint in etwa ausgeglichen (Diagramm 1 u. 2), aber die massiv erhöhte Zahl der juvenilen Individuen (14–19 Jahre) ist überraschend. Diese Altersgruppe weist in der Regel eine verminderte Sterblichkeit auf.<sup>55</sup> Trotzdem beträgt der gesamte Anteil der Subadulten (alle Individuen unter 20 Jahren) nur etwas mehr als einen Drittel (Diagramm 3).

---

sche Forschung, 1990, Vol. 17, No. 1 (1990), S. 1–26, hier S. 16–17.

54 Vgl. HANS RUDOLF SENNHAUSER, KATHRIN ROTH-RUBI. Miniaturbüchlein aus den Gräbern G45, G107, G108 und G110. In: HANS RUDOLF SENNHAUSER (Hg.). Ausgrabungen in Stadtkirche und Dreikönigskapelle Baden 1967/1968. Kirchen und Siedlungsgeschichte von der Frühzeit bis ins späte Mittelalter. Zürich 2008, S. 234–244.

55 GISELA GRUPE, MICHAELA HARBECK, GEORGE C. MCGLYNN. Prähistorische Anthropologie. Berlin Heidelberg 2015, S. 409–422.

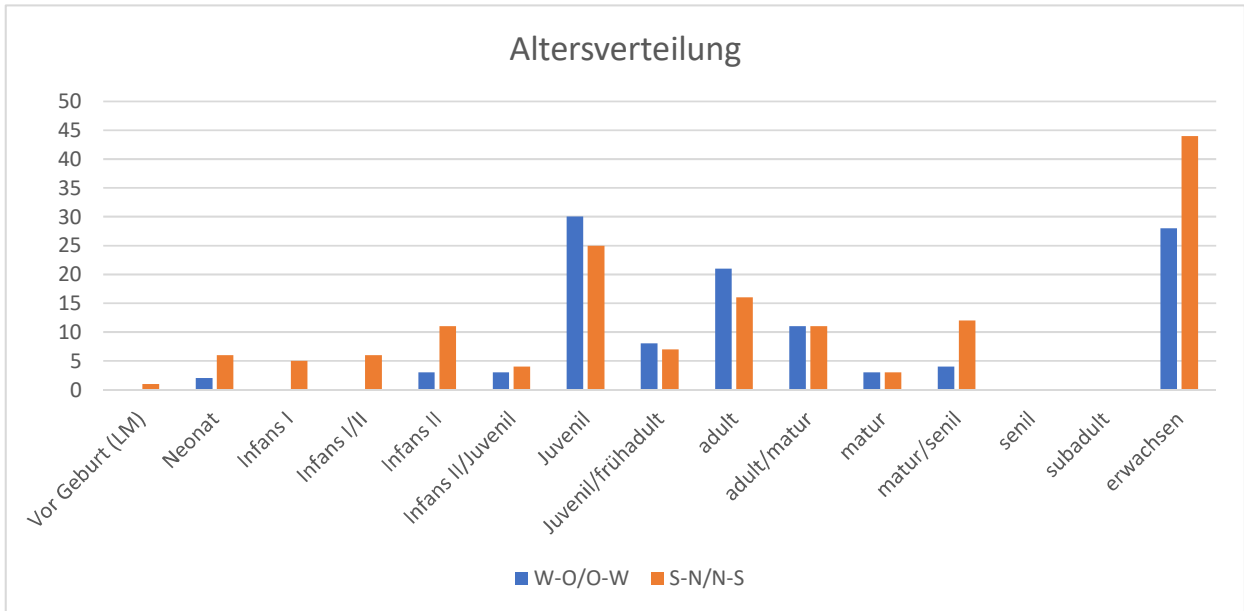


Diagramm 1: Vorläufige Demographie der Bestattungen im Basler Almosen, Altersverteilung. Die ältere W-O/O-W orientierte Phase weist insgesamt 113 Individuen auf, die jüngere S-N/N-S orientierte Phase 151 Individuen.

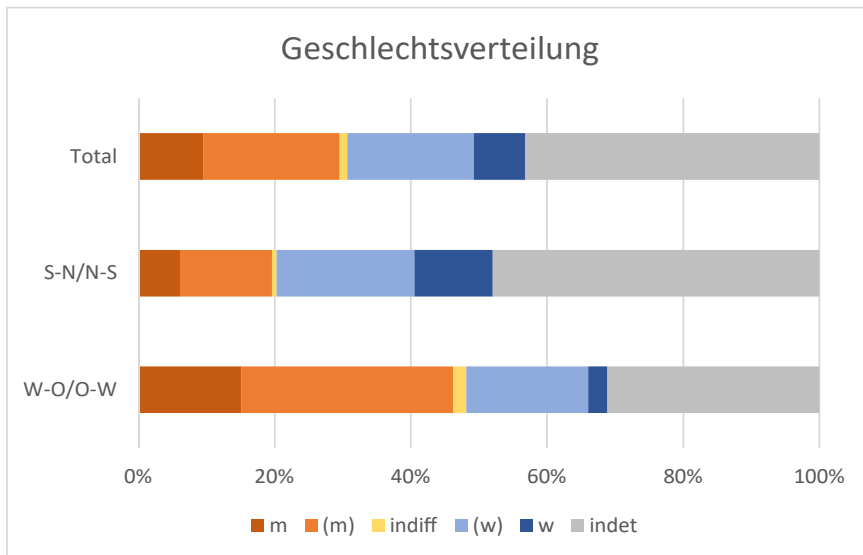


Diagramm 2: Vorläufige Demographie der Bestattungen im Basler Almosen, Geschlechtsverteilung. Die Stückzahlen sind identisch mit jenen in Diagramm 1.

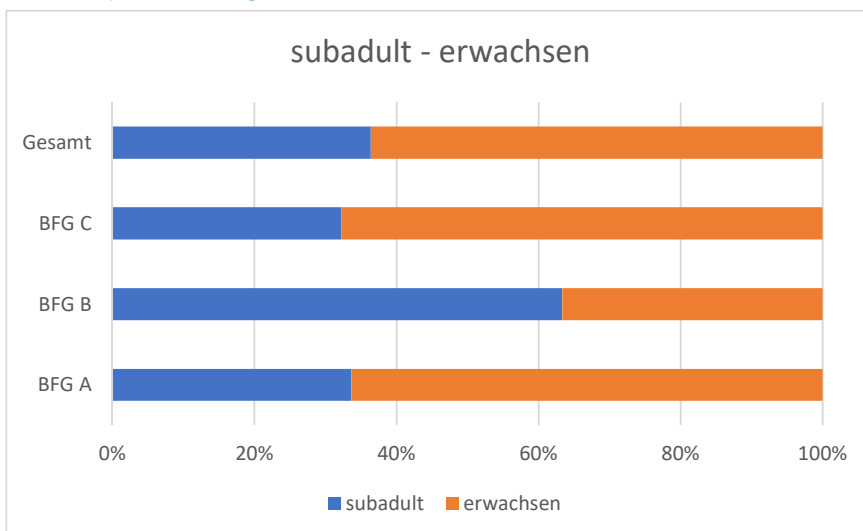


Diagramm 3: Vorläufige Demographie der Bestattungen im Basler Almosen, Verhältnis von subadulten zu erwachsenen Individuen. BFG A weist 113 Individuen auf, BFG B 30 Individuen und BFG C 121.



Wenn man die Alters- und Geschlechtsverteilung für die einzelnen Belegungsphasen des Friedhofs aufschlüsselt, zeigt sich ein differenziertes Bild. Die relativchronologisch ältere Phase (Befundgruppe [ab hier kurz BFG] A, n=113), charakterisiert durch die Ausrichtung an der Ost-West Achse, Leichentuch- und Mehrfachbestattungen, unterscheidet sich klar von denjenigen der jüngeren Phase. Die jüngere Phase, definiert an der Ausrichtung an der Nord-Süd Achse und Sargbestattungen, lässt sich grob in zwei Gruppen aufteilen. Eine, welche mehrere Bestattungen in der gleichen Grube aufweist (BFG B, n=30) und eine mit Einzelgräbern (BFG C, n=121). Zum jetzigen Zeitpunkt ist die Zuweisung der Bestattungen aus der jüngeren Phase in die jeweilige Befundgruppe noch nicht abgeschlossen und die einzelnen Zahlen daher vorläufig. Befundgruppe B umfasst zum jetzigen Zeitpunkt zwei Befunde, bei welchen klar erkennbar mehrere Bestattungen übereinander in die gleiche Grube gelegt wurden.

Die vorläufige Demographie zeigt in der älteren Phase einen leichten Männer- und in der jüngeren Phase (BFG B und C zusammen) einen leichten Frauenüberschuss ([Diagramm 2](#)). Die weiteren Untersuchungen werden zeigen, ob diese Zahlen Bestand haben werden.

Die Altersverteilung der unterschiedlichen Befundgruppen ist ebenfalls sehr spannend ([Diagramm 1 u. 3](#)). Zwar ist der Anteil der subadulten Individuen in der älteren und jüngeren Phase ähnlich (33.6% und 38.4%), aber sie unterscheiden sich in der Verteilung der Altersklassen. Befundgruppe A weist nur 8 Individuen unter 14 Jahren auf, wobei nur eines in einem Alter unter 6 Jahren verstorben ist. Bei den anderen Individuen (n=30) handelt es sich um Juvenile. Im Gegensatz dazu sind in der jüngeren Phase alle Altersklassen der subadulten Lebensphase vertreten. Allerdings sind auch hier die Juvenilen mit 25 Individuen klar in der Überzahl. Betrachtet man die Befundgruppen B und C der jüngeren Belegungsphase getrennt, zeigt sich, dass Unterschiede im Anteil von subadulten zu erwachsenen Individuen vorhanden sind: Während in Befundgruppe C nur ein gutes Drittel der Individuen der subadulten Altersklasse angehören, sind es bei Gruppe B gut 63%. Diese Beobachtung ist insofern interessant, als es für Epidemien – insbesondere für verschiedene grössere Wellen – klare demographische Anzeiger gibt. So zeigt sich z. B. in Pestwellen der frühen Neuzeit eine erhöhte Mortalität der juvenilen Individuen.<sup>56</sup> Allerdings können Seuchenereignisse nur anhand von genetischen Analysen oder durch die Identifikation von urkundlich verbürgten Friedhöfen aus schriftlichen Quellen einwandfrei nachgewiesen werden, da die Krankheit aufgrund ihres rapiden Verlaufs keine Spuren am Knochen hinterlässt. Solche Analysen sind für verschiedene Individuen aus dem Kreuzgarten in Arbeit. Bis die Resultate dieser Untersuchungen vorliegen, muss die Vermutung, dass diese Befundgruppe als Folge einer Epidemie entstanden ist, eine Hypothese bleiben.

Die abweichenden demographischen Verteilungen in den unterschiedlichen Befundgruppen zeigen, dass der Friedhof im Kreuzgarten wahrscheinlich nicht einheitlich genutzt wurde, sondern sowohl als Not- als auch als Spitalfriedhof, vielleicht sogar als regulärer Bestattungsplatz für die umgebende Kirchgemeinde diente.

Ein Zusammenhang mit kriegerischen Auseinandersetzungen konnte bisher nicht festgestellt werden, da kaum perimortale – also um den Zeitpunkt des Todes verursachte – Verletzungen festgestellt werden konnten. Dies kann sich aber im Verlaufe der Auswertung noch ändern. Es gibt aber verschiedene Pathologica, die zumindest einzelne Bestattungen in einen Spitalkontext stellen. Hier sind das erhöhte Auftreten von Trepanationen (Spuren von Schädeloperationen), sowie der Nachweis eines Sektionsschnitts an einem der Schädel zu erwähnen.

Ein spannendes Einzelschicksal lässt sich an Individuum 241.2 aus der älteren Bestattungsphase erkennen ([Abb. 10](#)). Die als männlich bestimmte Bestattung lag mit einer weiteren Person in einer Grabgrube. Das Individuum verstarb wahrscheinlich in einem Alter zwischen 35 und 45 Jahren und weist starke pathologische Veränderungen auf. An beinahe allen Knochen der Extremitäten sind periostale Läsionen, also Verletzungen und Entzündungen in der Knochenhaut, nachweisbar ([Abb. 11](#)).

---

56 GUIDO ALFANI, TOMMY E. MURPHY. Plague and Lethal Epidemics in the Pre-Industrial World. *Journal of Economic History* 77. 2017, S. 314–343; ANDREW CHAMBERLAIN. *Demography in Archaeology*. Cambridge 2006.



Abbildung 10: Basel, Almosen: Skelett des Individuums 241.2





Abbildung 11: Basel, Almosen: Linker und rechter Femur von Individuum 241.2 mit periostalen Läsionen bedingt durch tertiäre Syphilis.

Abbildung 12 (rechts oben): Blick von unten in den Schädel von Individuum 241.2, Sicht auf die mutmasslichen Trepanationslöcher.

Abbildung 13 (rechts unten): Schädel von Individuum 241.2, Aussenansicht der mutmasslichen Trepanationen.

Auch am Schädel finden sich knochenzerstörende Läsionen. Diese Veränderungen lassen sich als eine Tertiäre Syphilis identifizieren. Die Syphilis wird durch das Bakterium *Treponema pallidum*, Subspecies *pallidum* ausgelöst. Wie diese Krankheit nach Europa gekommen ist, wird bis heute stark diskutiert; die erste grosse Welle ist aber für das ausgehende 15. Jahrhundert nachgewiesen.<sup>57</sup> Die Syphilis verläuft in vier Stufen, wobei erst das dritte Stadium am Knochen erkennbar ist.<sup>58</sup> In diesem Stadium hat die Krankheit sich bereits im ganzen Körper ausgebreitet und die inneren Organe befallen, was zu schweren körperlichen und geistigen Beeinträchtigungen führen kann.

Bei Individuum 241.2 sind neben den Läsionen im Schädelinnern (Abb. 12) auch zwei runde Schädelöffnungen (Abb. 13) erkennbar. Bei diesen beiden Löchern könnte es sich um Trepanationen, also Schädeloperationen, handeln. Es ist aus medizinischen Quellen bekannt, dass zur Behandlung von syphilitischen Kopfschmerzen tatsächlich Schädeloperationen durchgeführt wurden.<sup>59</sup> Ob solche Behandlungen im Spital in Basel vollzogen wurden, ist zum jetzigen Zeitpunkt jedoch nicht bekannt.

Kriegszüge, damit auch die Kampagnen des Dreissigjährigen Krieges, haben sicher dazu beigetragen, diese Infektionskrankheit in Europa weiterhin zu verbreiten.<sup>60</sup> In welchem Zusammenhang sich das

57 WOLFGANG HACH, VIOLA HACH-WUNDERLE. Die Geschichte der Syphilis und der syphilitischen Gefässkrankheiten. In: Gefässchirurgie 18. 2013, S. 581–588.

58 BETTINA JUNGKLAUS. Parasiten- und Seuchenbefall der Wittstocker Soldaten. In: SABINE EICKHOFF, ANJA GROTHE, BETTINA JUNGKLAUS, GISELA GRUPE, FRANZ SCHOPPER (Hg.). 1636. Ihre letzte Schlacht. Leben im Dreissigjährigen Krieg. [Katalog der Ausstellung: Archäologisches Landesmuseum Brandenburg im Paulikloster; Brandenburg a.d. Havel, 31.03.–09.09.2012; Archäologische Staatsammlung München, 01.10.2012–31.03.2013; Militärhistorisches Museum Dresden, 01.04.–31.08.2013]. Berlin 2013, S. 128–129.

59 JOSÉ M. GONZÁLEZ-DARDE. Trepanation, Trephining and Craniotomy. History and Stories. Cham 2019, S. 130.

60 JUNGKLAUS 2013 (wie Anm. 58)

Individuum aus dem Basler Stadtcasino seine Syphilis-Erkrankung zugezogen hat, kann heute natürlich nicht mehr rekonstruiert werden. Die Krankheit war aber zum Zeitpunkt des Dreissigjährigen Krieges bereits in der Region vorhanden, wie einzelne Nachweise aus dem 16. Jahrhundert belegen.<sup>61</sup>

## Fazit

Ähnlich wie bei dem archäologischen Beitrag zur Erforschung der Reformationszeit<sup>62</sup> verhält es sich auch mit der Erforschung des Dreissigjährigen Krieges, wobei der archäologische Part keineswegs nur auf die Schlachtfeldarchäologie beschränkt sein muss. In beiden Fällen geht es darum, das normative historische Narrativ mit dem konkreten Einzelfall zu vergleichen. Der vorliegende Beitrag stellt einen Werkstattbericht dar, da die Auswertung der Artefakte sowie der Stratigraphie noch nicht abgeschlossen ist.

Es ist nicht ganz auszuschliessen, dass es sich bei einzelnen Individuen des Friedhofs im ehemaligen Kreuzgang des Basler Barfüsserklosters um (ehemalige) Soldaten handeln könnte. Bei einigen wenigen Individuen liegen Läsionen vor, welche durch interpersonelle Gewalt verursacht wurden, aber zum Zeitpunkt des Todes bereits vollständig verheilt waren. So weist Individuum 149.2 eine verheilte Schädelverletzung an der Stirn auf, welche wahrscheinlich durch ein stumpfes Trauma verursacht wurde. In der gleichen Grabgrube konnte zudem ein Individuum mit einer gebrochenen Nase nachgewiesen werden. Allerdings können beide Verletzungen nicht nur in einem militärischen Konflikt entstanden sein, denn sowohl die Quellen des Spitals als auch der Basler Gerichte bezeugen genügend Beispiele von interpersoneller Gewalt im zivilen Kontext.

Insgesamt lassen die bisher erhobenen Daten den Schluss zu, dass es sich bei den bestatteten Individuen um Teile einer hart arbeitenden Bevölkerung handelt, welche mit einer gewissen Regelmäßigkeit infektiösen Erkrankungen ausgesetzt waren. Ebenso sind Spuren von Mangel fassbar, allerdings in den meisten Fällen relativ diskret, wenn auch regelmässig. Ob diese mit einer allgemeinen Verschlechterung der Nahrungsmittelversorgung aufgrund der klimatischen Veränderungen im Zuge der kleinen Eiszeit<sup>63</sup> zusammenhängen oder einfach nur saisonale Engpässe widerspiegeln, oder gar mit den kriegerischen Auseinandersetzungen zusammenhängen, lässt sich zum jetzigen Zeitpunkt nicht entscheiden.

Wie oben angeklungen, ist für die Zeit des Dreissigjährigen Krieges auch mit einer beträchtlichen Anzahl von Flüchtlingen zu rechnen. Mobilität von Personen lässt sich ggf. durch Isotopenanalysen nachweisen, wie wir aber aus den Schriftquellen wissen, war die Mehrheit der Flüchtlinge im näheren Umfeld von Basel ansässig.<sup>64</sup> Einfacher wäre es vermutlich, aus grösserer Entfernung kommende (Glaubens-) Flüchtlinge aus Frankreich oder Graubünden oder Soldaten mit deutlich abweichender geographischer Herkunft nachzuweisen, jedoch wäre dafür eine systematische Beprobung möglichst aller Skelette erforderlich.

Ähnliches gilt für Seuchennachweise, insbesondere für Pestnachweise. Hier wurde eine Reihe von Skeletten beprobt, die Resultate stehen noch aus und sollen daher an anderer Stelle vorgestellt werden.

---

61 Siehe z.B. SIEGFRIED SCHEIDEGGER (Hg.). Tertiäre Syphilis im 16. Jahrhundert: Eine Bestattung aus der ehemaligen Klosterkirche Schöntal bei Langenbruck BL. Liestal 1989.

62 Für methodische Fragestellungen sowie Diskussion der Begriffe «Reformation» und «Reformationszeit» siehe BARBARA SCHOLKMANN. Forschungsfragestellungen, Möglichkeiten und Grenzen einer Archäologie der Reformation in Mitteleuropa. In: CAROLA JÄGGI, JÖRN STAECKER (Hg.). Archäologie der Reformation. Studien zu den Auswirkungen des Konfessionswechsels auf die materielle Kultur (Arbeiten zur Kirchengeschichte 104). Berlin 2007, S. 3–24, hier S. 7–11, S. 14–21.

63 OTHMAR GISLER. Das Wetter zu Ende des 18. Jahrhunderts. *Geographica Helvetica* 40. 1985, S. 205–222.

64 Siehe STRITMATTER 1977 (wie Anm. 3), S. 72.



Es ist zudem geplant, die Belegungsphasen des Friedhofs genauer aufzuschlüsseln und mit den Befunden abzugleichen. Parallel ist in Kooperation mit der ETH Zürich eine Reihe von C14 Proben zur wechselseitigen Überprüfung der Ergebnisse angedacht.

Abbildungsnachweis:

Abb. 1, 9: ABBS.

Abb. 2–3: ABBS, Peter von Holzen.

Abb. 4–13: ABBS, Philippe Saurbeck.

Diagr. 1–3: ABBS, Laura Rindlisbacher.





# Von «kottigen Massen» und Gerbereigestank: Basler Gewerbebauten zwischen dem 16. und 18. Jahrhundert im archäologischen Befund

Johann Savary

Zwischen dem 16. und dem 18. Jahrhundert erlebte Basel eine präindustrielle Entwicklung und blieb von kriegerischen Verwüstungen weitgehend verschont. Im Gegenteil, dadurch konnte die Stadt von der Einwanderung teils reicher Flüchtlinge mit grossen Handelsnetzwerken und neuen Ideen profitieren. So entwickelte sich die Industrie der Seidenband-, Seidenstoffweberei und der Färberei, die für die Regionen der Nordwestschweiz und für Zürich bis ins 19. Jahrhundert hinein von grosser Bedeutung waren, und aus der schlussendlich die Chemieindustrie entstand. Auf der anderen Seite blieb der Einfluss der Zünfte in Basel bis ins 19. Jahrhundert hinein sehr stark. Regelmässig wurde der Zugang zum Gewerbe für fremde Arbeiter und Importe kontrolliert und eingegrenzt.

Der Blickwinkel wird sich hier auf die archäologischen Zeugnisse verschiedener Gewerbe konzentrieren. Gewisse Handwerke benötigten eine umfangreiche Infrastruktur, die archäologisch leicht fassbar ist, andere hinterliessen kaum Spuren. Dies kann auf verschiedene Ursachen zurückgeführt werden.

1. Erhaltung: Möglicherweise sind die Befunde gar nicht mehr vorhanden.

Die Befunde wurden bereits zerstört. Eine frühe Unterkellerung von Häusern oder der Bau von Leitungen und umfangreiche Neubauten vernichten wertvolle Informationen zur Geschichte eines Ortes. Da das Basler Stadtzentrum sich in einer andauernden dynamischen Bauentwicklung befindet, lässt sich diese Zerstörung selten verhindern.

Das Gewerbe an sich hinterlässt keine oder kaum Spuren. Wenn die Werkzeuge, die Produkte oder die Einrichtungen aus vergänglichen Materialien bestehen, lässt sich das Gewerbe kaum noch oder gar nicht feststellen. Da hilft der Rückgriff auf zeitgenössisches Bildmaterial wie das Ständebuch<sup>1</sup> von Jost Ammann aus dem Jahr 1568 oder die Enzyklopädie von Diderot und D'Alembert aus den Jahren 1751 bis 1780. Dabei wird offensichtlich, dass ein Knopfersteller kaum Inneneinrichtungen braucht, und dass seine Kunst lediglich an Metallpunzen oder durchbohrten Knochenscheiben festzustellen wäre. Ebenfalls hinterlässt ein Weber oder ein Seidenbandhersteller keine bedeutenden Spuren. Während frühe Webstühle vertikal aufgebaut waren und möglicherweise am Abdruck zweier Pfosten im Boden nachzuweisen wären, brauchten die horizontal aufgebauten, frühneuzeitlichen Typen keine Bodenverankerung und hinterliessen somit keine Spuren.

Vielleicht war das Gewerbe in Basel nicht oder nur begrenzt vorhanden. Die Seidenindustrie hat sich zwischen dem 16. und 18. Jahrhundert weitgehend im Verlagswesen entwickelt. Ein Grossteil der Belege wäre also eher in den Privathäusern im Baselland/Bezirk Liestal, im Wiesental in Deutschland und in Mulhouse in Frankreich zu suchen.

2. Grabungstechnik: Möglicherweise finden wir die Befunde nicht mehr.

Die Befunde sind möglicherweise nicht fassbar, weil sie nur begrenzt Spuren hinterlassen. Dabei hilft die Mikromorphologie, um zum Beispiel unsichtbare Gehhorizonte zu fassen.

Je nach Grabungsumständen ist es schwierig, die Befunde überhaupt zu dokumentieren. In einem 1 m breiten und 2 m tiefen Leitungsgraben bei Regen und Negativtemperaturen lassen sich feine Details des Gewerbes nur mit grosser Mühe beobachten.

3. Forschungsinteresse und Budget:

---

1 «Eygentliche Beschreibung aller Stände auff Erden hoher und nidriger, geistlicher und weltlicher, aller Künsten, Handwerken und Händeln und vom grössten bis zum kleineren auch von irem Ursprung Erfindung und Gebreuchen», auch Ständebuch. Holzschnittserie mit Versen von HANS SACHS, 1568.

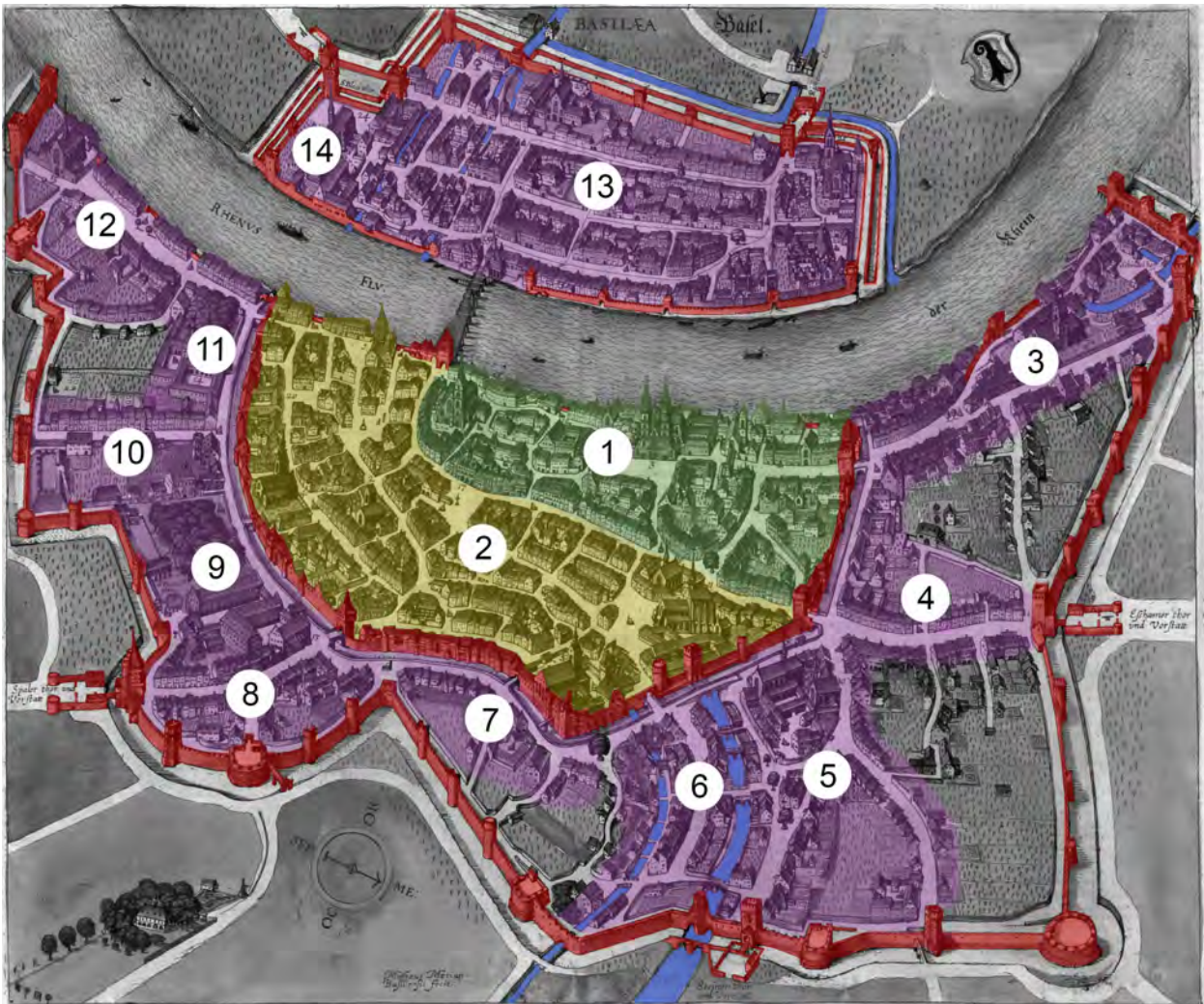


Abbildung 1: Ansicht der Stadt Basel aus dem Südwesten von Matthäus Merian d. Ä. um 1626. Der historische Stadtkern besteht aus dem Münsterhügel (1) und der Talstadt (2). Kanäle (blau eingefärbt) und Vorstädte spielten für das Gewerbe eine wichtige Rolle. (3) St. Alban-Vorstadt; (4) Aeschen-Vorstadt; (5) „ze Spitalschüren“/Elisabethenstrasse; (6) „an den Steinen“/Steinenvorstadt; (7) „ze Kolahüser“/ausserhalb Leonhardsgraben; (8) Spalenvorstadt; (9) „an dem Blazze“/Petersplatz; (10) Neue oder Pfaffenvorstadt/innere Hebelstrasse; (11) „ze Krüze“/Totentanz; (12) St. Johannis-Vorstadt; (13) Kleinbasel; (14) Erweiterung Kleinbasels: Kloster Klingental.

Die Dokumentation archäologischer Objekte unterliegt dem Forschungsinteresse, das mit neuen Erkenntnissen permanent neue Fragestellungen entwickelt. Die Neuzeit wurde lange und wird heute noch häufig geringgeschätzt.<sup>2</sup> Trotzdem findet seit den 2000-er Jahren ein Wandel statt: «Bodenfunde aus dem 17., 18. und frühen 19. Jahrhundert – vor kurzem noch als 'jung' oder 'unergiebig' bezeichnet – stossen heute auf das gleiche Interesse wie urgeschichtliche Artefakte oder Relikte aus keltischer, römischer und mittelalterlicher Zeit – und zwar nicht nur bei Fachleuten!»<sup>3</sup>

Das Diktat des Budgets spielt häufig auch eine Rolle, wenn es darum geht, welche Befunde mit Priorität gerettet werden müssen.

<sup>2</sup> So ein mittelalterlicher-neuzeitlicher Friedhof in Urnäsch im Kanton Appenzell im Jahre 2020. Die Regierung fand es nicht wert, archäologische Untersuchungen trotz positiven Resultats durchzuführen, also wurden Gräber ohne wissenschaftliche Begleitung ausgebagert (<https://www.tagblatt.ch/ostschweiz/ausserrhoden-hat-kein-geld-fuer-historischen-grabfund-urnaescher-knochen-bleiben-in-der-erde-liegen-ld.1170391>, konsultiert am 29.05.2020; ergänzend dazu: SANDRA LÖSCH, GUIDO LASSAU, THOMAS REITMAIER. Nur 100 Jahre alt? Historische Friedhöfe zwischen Ignoranz, Akzeptanz und Relevanz. *Archäologie Schweiz* 42, 2019.4, S. 4–15).

<sup>3</sup> PETER-ANDREW SCHWARZ, CHRISTOPH PHILIPP MATT. *Industrie-Archäologie in Basel*. Basler Stadtbuch 122/2001, 2002, S. 250–255, hier S. 255.



Im Folgenden werden einige aussagekräftige Beispiele vorgestellt, die einzelne Gewerbebereiche abdecken. Um die Entwicklung des Gewerbes zu verstehen, lohnt sich zuerst ein Blick auf die Entwicklung der Stadt. Während der historische Kern sich auf dem Münsterhügel befand, wo der Bischof seinen Sitz hatte, entwickelte sich ab dem 10./11. Jahrhundert die Besiedlung der Talstadt entlang des Birsigs (Abb. 1). Dort befand sich unter anderem ein Gewerbebereich. Am Petersberg in der unteren Talstadt sind Leder-, Textil- und Metallverarbeitung nachgewiesen, während das Areal der Gerbergasse, Münzgasse und Schneidergasse für Gerber, Müller, Färber und Metallverarbeiter bekannt ist. Dabei spielte der Bau des Rümelinkanals eine zentrale Rolle: Es erlaubte den Gewerben, fließendes Wasser für ihre Handwerke heranzuleiten, entsprechend die Wasserkraft für eine Mühle zu nutzen oder ferner den Kanal als Entsorgungsweg zu brauchen. Weitere Gewerbekanäle, auch Teiche oder baseldeutsch Dyche genannt, wurden vielleicht bereits ab dem 11. Jahrhundert errichtet, teilweise im Zusammenhang mit den ab dem 13. Jahrhundert entstehenden Vorstädten ausgebaut, die sich ausserhalb der Burkhard'schen Mauer des 11. Jahrhunderts entwickelten. So siedelten sich an der Spalenvorstadt Schlosser und Wagner an, an der Steinenvorstadt das Tuchgewerbe und die Hafner sowie an der St. Alban-Vorstadt das papierherstellende Gewerbe und die Buchproduktion.<sup>4</sup>

Aus dieser Entwicklung schöpfte das Gewerbe nicht nur einen wirtschaftlichen Wert für Basel, sondern erhielt in der Folge auch ein entsprechendes politisches Gewicht. Die Verleihung des Zunftrechtes durch den Bischof im 13. Jahrhundert erfolgte durch Zunftbriefe und wirkte bis 1798, wobei Elemente der alten Zunftverfassung in Basel sogar bis 1875 anhielten.<sup>5</sup> Dies erlaubte den Handwerkern und Kaufleuten, sich in Zunftvereinen zu organisieren und am politischen Leben teilzunehmen. Dass die Zünfte immer mehr Macht für sich beanspruchten dürfte auch damit in Zusammenhang stehen, dass der Bischof sich im Laufe des 14. und 15. Jahrhunderts immer wieder in einer schwierigen finanziellen Lage befand.<sup>6</sup> Besitz und Rechte musste er regelmässig verpfänden oder verkaufen.<sup>7</sup> 1515 war Jakob Meyer zum Hasen der erste Bürgermeister, der aus einer Zunft stammte, 1529 verlor der Bischof durch die Reformation definitiv die politische wie geistliche Kontrolle der Stadt.<sup>8</sup>

Einen grossen Einfluss auf das wirtschaftliche und politische Leben hatten ebenfalls vermögende Flüchtlinge, sogenannte Refugianten. Diese wanderten in Wellen ein, die häufig mit Religionsverfolgungen zusammenhingen. Zwischen 1540 und 1600 erreichten protestantische Kaufmannsfamilien aus Italien, Frankreich, Spanien und aus den spanischen Niederlanden sowie dem Tessin die Stadt am Rheinknie. Die Aufnahmebedingungen der Zünfte war unter anderem, dass sie die einheimischen Gewerbe nicht konkurrenzieren durften. Viele der Refugianten stammten aus Grosskaufmannsfamilien, die im internationalen Handel und im luxuriösen Samt- und Seidengewerbe tätig waren und erwarben das Bürgerrecht relativ leicht. Den ärmeren Flüchtlingsfamilien war nur der Aufenthalt in der Stadt erlaubt, wo sie gegen Lohn in den entstehenden Manufakturen arbeiteten. Sie konnten jederzeit ausgewiesen werden.

---

4 Diese wurde durch das Basler Konzil von 1431–1449 gefördert, welches eine Vielzahl von Publikationen benötigte (GUIDO HELMIG, BERNHARD JAGGI, CHRISTINE KELLER (u. a.) (mit einem Beitrag von BEATRICE SCHÄRLI). Lörtscher's des Schindlers Hus – Untersuchungen an der St. Alban-Vorstadt 28, 1995/1. Jahresbericht der Archäologischen Bodenforschung des Kantons Basel-Stadt 1995, 1998, S. 80–166, hier S. 83–86; NIKLAUS RÖTHLIN. Wirtschaft vom 16. bis 18. Jahrhundert. In: BERNARD DEGEN. Basel (Kanton). Historisches Lexikon der Schweiz (HLS). Version vom 13.01.2016. Online: <https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/007387/2016-01-13/>, konsultiert am 10.06.2020).

5 RENÉ TEUTEBERG. Basler Geschichte. Basel 1986, hier S. 119–120; ANNE-MARIE DUBLER. Zunftstädte. In: Historisches Lexikon der Schweiz (HLS). Version vom 25.01.2015. Online: <https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/009917/2015-01-25/>, konsultiert am 9.12.2020.

6 TEUTEBERG 1986 (wie Anm. 5), hier S. 114; WERNER MEYER. Kommunale Emanzipation im Spätmittelalter. In: BERNARD DEGEN. Basel-Stadt. Historisches Lexikon der Schweiz (HLS), Version vom 30.05.2017. Online: <https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/007478/2017-05-30/>, konsultiert am 1.05.2020.

7 MEYER 2017 (wie Anm. 6): Durch Pfand oder Kauf brachte die Stadt die wichtigsten Herrschaftsrechte an sich (u. a. Steuer, Zoll, Münze, Judensteuer, Vogtei, Schultheissenamt), was ihre Souveränität sicherte, allerdings ihr nicht der Status einer freien Reichsstadt gab. Die Ablösung vom Bischof fand erst im 16. Jahrhundert statt.

8 FRANÇOIS NOIRJEAN. Basel (Fürstbistum). In: Historisches Lexikon der Schweiz (HLS). Version vom 12.08.2019. Online: <https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/008558/2019-08-12/>, konsultiert am 1.05.2020.

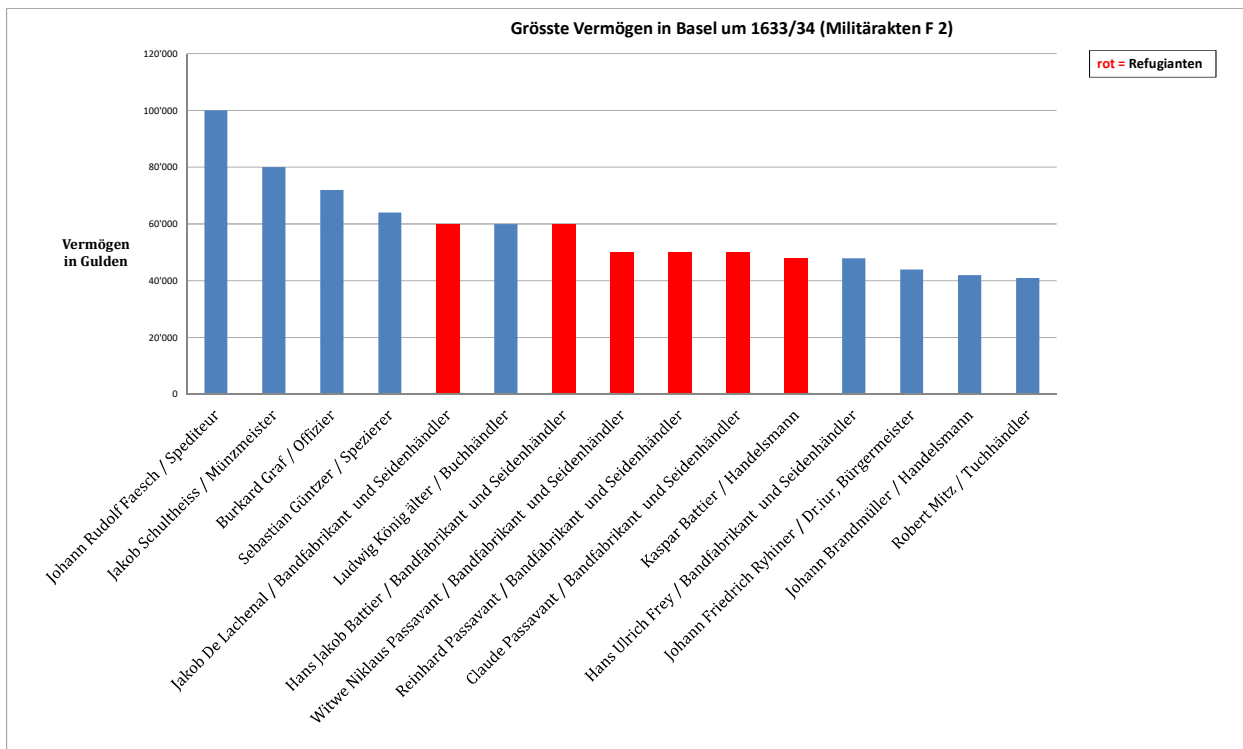


Abbildung 2: Grösste Vermögen in Basel um 1633/1634.

Während des Dreissigjährigen Kriegs von 1618–1648 erlebte Basel ein Bevölkerungswachstum von 40%. Auf 10'000 Einwohner wanderten 7'500 Refugianten ein. Viele waren protestantische Kaufmannsfamilien, mehrheitlich aus Lothringen und dem Elsass. Ärmeren war es nicht gestattet, sich dauerhaft niederzulassen. Zuletzt wurde 1685 die Religionsfreiheit, die durch das Edikt von Nantes von 1598 gewährt worden war, wieder aufgehoben. Für die fliehenden Hugenotten wurde ein provisorischer Aufenthalt genehmigt, die meisten aber mussten weiterziehen.<sup>9</sup>

Den Reichtum mancher Refugianten wird anhand der Einträge in den Steuerlisten deutlich (Abb. 2). Zu Beginn des 17. Jahrhunderts gehörten zu den 40 reichsten Familien Basels bereits 17 Familien, die als Flüchtlinge nach Basel gekommen und relativ neu eingebürgert worden waren. Die meisten waren im Speditions-, im Geldgeschäft und in der Bandfabrikation gleichzeitig tätig (Abb. 3). Einige waren auch im Sklavenhandel aktiv und bedienten ganze Abläufe vom Sklavenhandel für die Plantagenarbeit über den Baumwollimport bis zur -verarbeitung.<sup>10</sup> Ein wichtiges Ereignis für die Textilverarbeitung in Basel war die Einführung des Kunststuhls, auch Bündelmühle genannt, die durch den Wollweber Emanuel Hoffmann im Jahre 1667 aus den Niederlanden eingeführt wurde. Dieser neuartige Webstuhl erlaubte, 16 Seidenbänder anstatt nur eines parallel zu weben. Diese Erfindung wurde in der Stadt flugs verboten, denn die Zünfte fürchteten sich vor Konkurrenz. Als Reaktion entstand die Produktion im so genannten Verlagswesen: Der Händler belieferte über einen Fuhrmann Familien auf dem Land mit Webstuhl und Rohmaterial. So sicherte die Seidenbandindustrie das Einkommen

9 BARBARA ALDER, NATHALIE UNTERNÄHRER. Seidenband. Kapital, Kunst & Krise [Publikation zur gleichnamigen Ausstellung im MUSEHUM.BL, Eröffnung 12. September 2003]. Liestal 2003, hier S. 10, 32; WERNER MEYER. 2.3. Bevölkerung und Siedlung vom 13. bis 15. Jahrhundert. In: DEGEN 2016 (wie Anm. 4). Am Ende des 18. Jahrhundert besass nur die Hälfte der Bewohner das Bürgerrecht (PAUL FINK. Geschichte der Basler Bandindustrie 1550–1800. Dissertation an der Universität Basel 1982. Basler Beiträge zur Geschichtswissenschaft 147. Basel, Frankfurt am Main 1983, hier S. 12; ALFRED BÜRGIN. Geschichte des Geigy-Unternehmens von 1758 bis 1939. Ein Basler Beitrag zur Basler Unternehmer- und Wirtschaftsgeschichte. Veröffentlichung zum 200jährigen Bestehen des Geigy-Unternehmens 1958. Basel 1958, hier S. 16).

10 HANS BERNER, NIKLAUS RÖTHLIN. 4.3 Gesellschaft. In: DEGEN 2017 (wie Anm. 4); HANS-PETER BÄRTSCHI. Industriekultur beider Basel. Unterwegs zu 333 Schauplätze des produktiven Schaffens. Zürich 2014, hier S. 235; NIKLAUS STETTLER, PETER HAENGER, ROBERT LABHARDT. Baumwolle, Sklaven und Kredite. Die Basler Welthandelsfirma Christoph Burckhardt & Cie. in revolutionärer Zeit (1789–1815). Basel 2004.



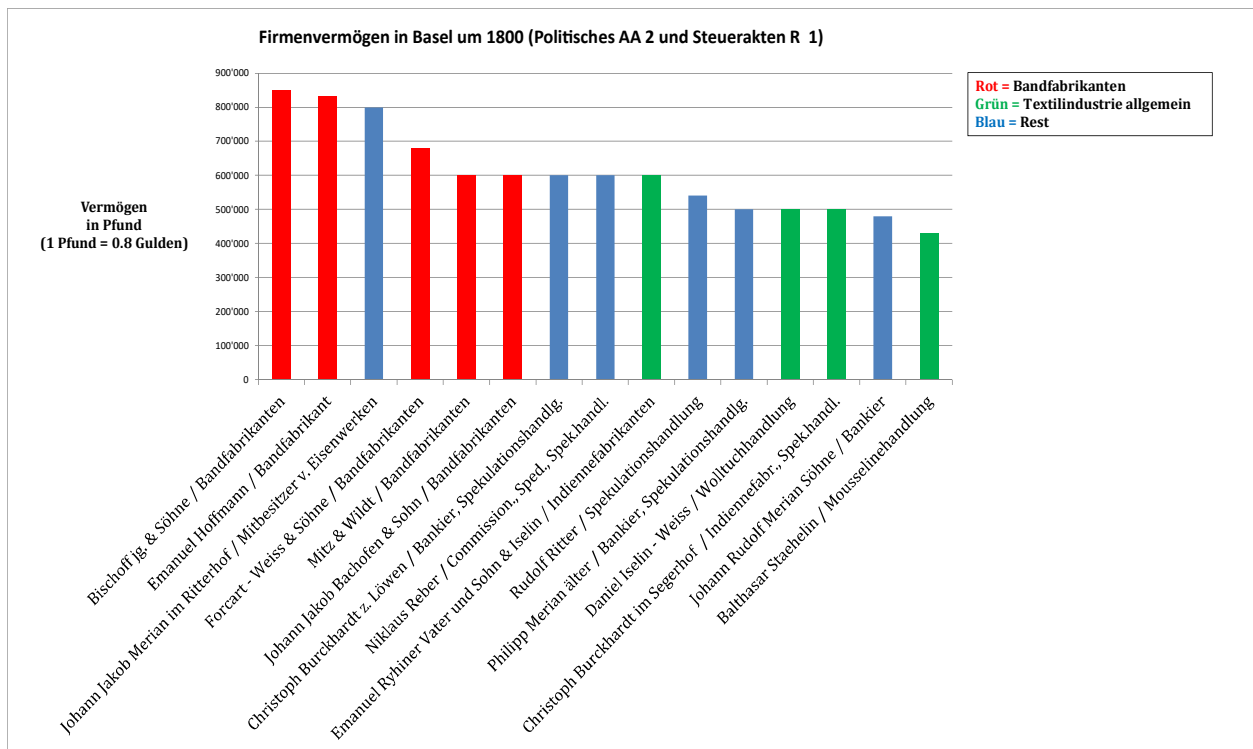


Abbildung 3: Vermögen der Firmen in Basel um 1800 und deren Beschäftigungsbereich.

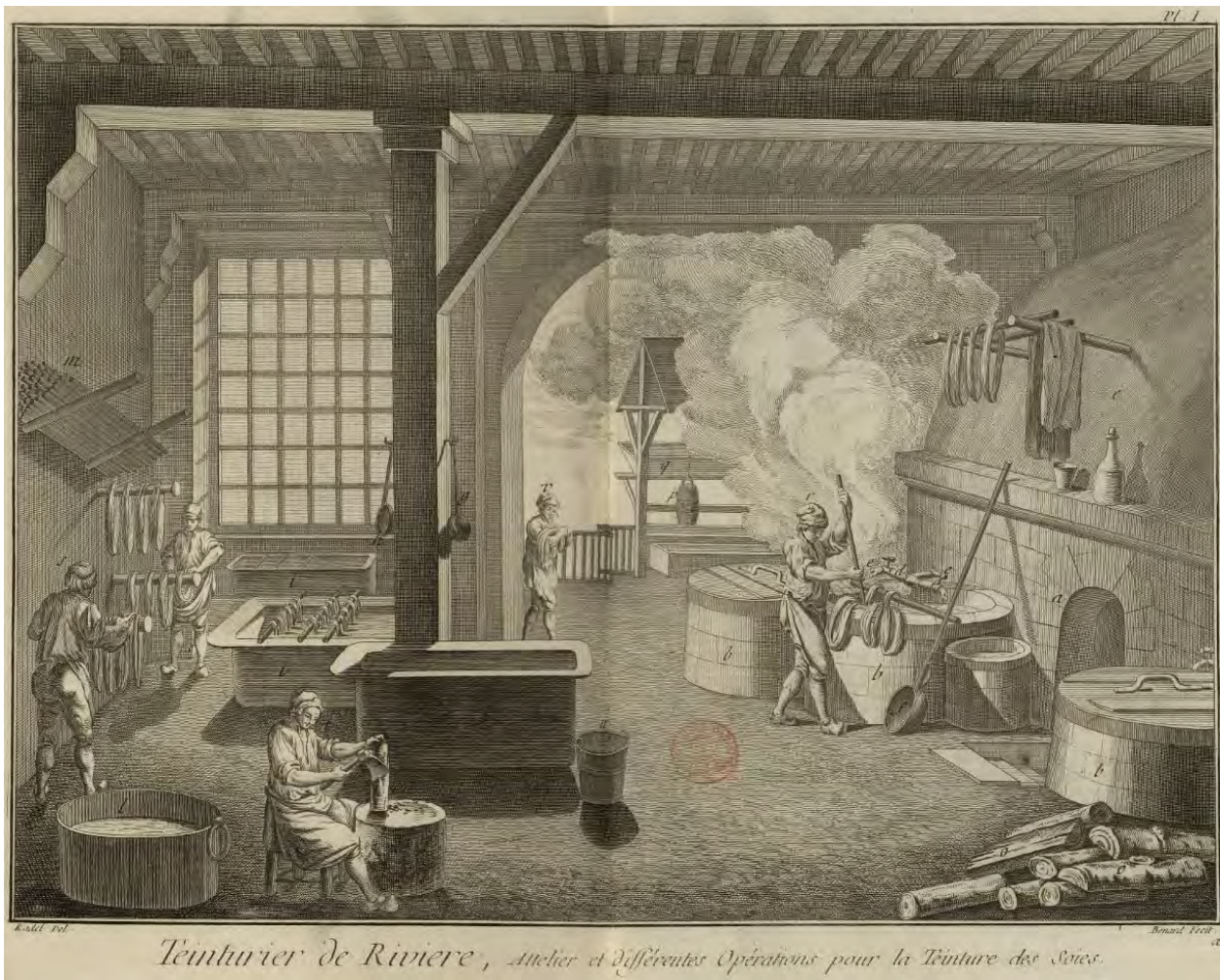
vieler Arbeiter in den Regionen von Mulhouse (F), des Wiesentals (D) und im Kreis von Liestal (CH, BL). Währenddessen behielten die städtischen Posamentier das Monopol auf verzierte Produkte, die teuer waren und auf schmalen Hochwebstühlen für den lokalen und den regionalen Markt hergestellt wurden. Mit der eingangs erwähnten Problematik stossen wir beim archäologischen Nachweis der Textilindustrie auf zwei Probleme: Erstens soll sich die Zunft in Basel feinere, teurere Arbeiten reserviert haben – in welcher Form diese stattfanden, bedürfte noch weitere Untersuchungen –,<sup>11</sup> und zweitens hinterlassen die mehrheitlich aus Holz erstellten Webstühle keine Spuren. Glasstäbchen, die zur Verarbeitung von Seide angewendet wurden, dürften eher ein Phänomen des 19. Jahrhunderts gewesen sein, während die Methode mit einem traditionellen Webstuhl das Rohmaterial nur ausrollt und wieder einrollt, ohne dass eine Reibung entsteht. Eine systematische Recherche des Fundmaterials der Archäologischen Bodenforschung Basel-Stadt nach Textilwerkzeugen würde den Rahmen dieser Untersuchung sprengen, wäre aber durchaus wünschenswert, um das Thema vollständig abzudecken. Befunde sind bisher eher aus Schriftquellen bekannt. Am Barfüsserplatz (2017/11) soll im 17. Jahrhundert eine Seidenzwirnmaschine in einem überdachten Hof gestanden haben, allerdings konnte die Grabung nur einen Boden aus Baukeramikplatten freilegen.

Auf dem Münsterhügel waren verschiedene Seidenbandfabriken angesiedelt, wie die Fabrik der Gebrüder Bischoff am Stapfelberg 7/9 (Grabung 2015/25),<sup>12</sup> von Lucas Preiswerk am Münsterplatz 17 (Andlauerhof),<sup>13</sup> von Martin Bachofen am Münsterplatz 20 (Hinter dem Rollerhof und dem

11 IRENE AMSTUTZ, SABINE STREBEL. Seidenbände. Die Familie De Bary und die Basler Seidenbandproduktion 1600 bis 2000. Basel 2002, hier S. 17.

12 Die angegebenen Grabungsnummern entsprechen den Aktennummern der Archäologischen Bodenforschung Basel-Stadt. Die erste Zahl bezieht sich auf das Jahr, als die Grabung angefangen wurde. Die Grabungen werden dann im Jahr durchnummeriert, was der zweiten Zahl entspricht. Zur Fabrik siehe MARTIN MÖHLE. Stapfelberg 7–9 (alte Nr. 1490) – Bärenfelderhof. In: ANNE NAGEL, MARTIN MÖHLE, BRIGITTE MELES. Die Altstadt von Grossbasel 2, Profanbauten. Die Kunstdenkmäler des Kantons Basel-Stadt VII. Bern 2006, S. 314–317.

13 BRIGITTE MELES. Münsterplatz 17 (alte Nr. 1459) - Andlauerhof. In: NAGEL/MÖHLE/MELES 2006 (wie Anm. 12), S. 75–79.



Schürhof, Grabung 2008/3),<sup>14</sup> von Johann De Bary an der Augustinergasse 1–3,<sup>15</sup> oder von den Gebrüdern Lucas und Jacob Sarasin mit dem Blauen und Weissen Haus (Reichensteinerhof und Wendelstörferhof) am Rheinsprung 16 und 18,<sup>16</sup> die später von der Firma Vischer & Cie an der Martinsgasse 6–14 (Ehrenfelsenhof) erweitert wurde.<sup>17</sup> Diese dienten als Wohnort für den Patron, als Lagerräume für Rohmaterialien und Produkte, und eventuell für Endarbeiten. Informationen zum genauen Arbeitsablauf spezifisch zu diesen Gebäuden sind nur in Ansätzen bekannt. Archäologische Untersuchungen haben diesbezüglich bisher kaum Resultate gebracht.

Die Färberei war für die Seidenbandherstellung ein bedeutender Arbeitsschritt. Den Arbeitsablauf kann man der Enzyklopädie von Diderot und D'Alembert entnehmen (Abb. 4–5).<sup>18</sup> In einem grossen Raum sieht man mehrere Arbeiter, die in eingemauerten Kesseln das Gewebe mit diversen

14 SVEN STRAUMANN. Von Fechter und Werenfels zu Herzog und De Meuron. Das Bachofen'sche Fabrikgebäude auf dem Basler Münsterhügel. Neuzzeitliche Funde und Befunde der Ausgrabung 2008/3 «Museum der Kulturen». Jahresbericht der Archäologischen Bodenforschung Basel-Stadt 2009, 2010, S. 97–130; ANNE NAGEL. Münsterplatz 19 (alte Nr. 1457) – Schürhof. In: NAGEL/MÖHLE/MELES 2006 (wie Anm. 12), S. 83–91.

15 Die Fabrik wurde 1743 gegründet und diente als Wohnsitz von Familienangehörigen, Firmensitz und Produktionsstätte. MARTIN MÖHLE. Augustinergasse 1–3 (alte Nrn. 1483-1484) – Zur Hohen Sonnenluft. In: NAGEL/MÖHLE/MELES 2006 (wie Anm. 12), S. 257–260

16 Die Fabrik wurde von Hans Franz Sarasin 1695 gegründet. MARTIN MÖHLE. Rheinsprung 16–18. Nr. 16 (alte Nr. 1509): Reichensteinerhof, Blaues Haus. Nr. 18 (alte Nr. 1510): Wendelstörferhof, Weisses Haus. In: NAGEL/MÖHLE/MELES 2006 (wie Anm. 12), S. 354–369.

17 MARTIN MÖHLE. Martinsgasse 6–14 (alte Nrn. 1492–1495) – Ehrenfelsenhof. In: NAGEL/MÖHLE/MELES 2006 (wie Anm. 12), S. 300–306.

18 Edition Numérique Collaborative et Critique de l'Encyclopédie ou Dictionnaire raisonné des sciences, des arts et des métiers (1751–1772) (ENCCRE). <http://enccre.academie-sciences.fr/encyclopedia/>, konsultiert am 27.05.2020.





Abbildung 4 (linke Seite) und 5: Arbeitsschritte in einer Färberei nach der Enzyklopädie von Diderot und D'Alembert. In der Werkstatt (Abbildung 4) bereiten Arbeiter die Seidenbündel vor („S“), während ein Arbeiter Holzspäne für das Färben abhackt („L“). Die Seide wird anschliessend in grossen Becken gefärbt, wovon die rechten erhitzt werden („B“ mit Arbeiter „R“). Ein Arbeiter („V“) bringt die Seidenbündel zum Waschen an den Fluss, wie es auf der Abbildung 5 (oben) dargestellt wird. Zuletzt dienten Knebelstöcke dazu, das Wasser aus der Seide auszupressen (Abbildung 5, unten) und sie schliesslich zu Knoten zu verarbeiten.

Farbstoffen kolorieren (etwa Indigo, Waid, Krapp, Safran). Das Gewebe wird in Becken gefärbt, welche teilweise erhitzt werden. Sie sind mit einem grossen Ofen mit Kamin verbunden. Anschliessend werden die Gewebe in fliessendem Wasser ausgewaschen und in einem beheizten Raum getrocknet. Manche Arbeiter beschäftigen sich damit, die nassen Seidenbündel mittels eines Knebelstocks an einem Holzstab auszuwringen, und nach dem Trocknungsprozess zu Knoten zu verarbeiten. Zuletzt wiegt ein Arbeiter die fertigen Produkte.

Ein gutes, anschauliches Beispiel für eine Basler Färberei befindet sich am sogenannten Haus zum Haupt an der Schneidergasse 28/Pfeffergässlein 7 (Grabung 2000/43).<sup>19</sup> Die Liegenschaft wurde von Johannes Preiswerk 1740 erworben. Aus Schriftquellen weiss man, dass er 1742 um Bewilligung seines Gewerbes ersuchte. Archäologisch konnten ein Sodbrunnen und drei Färberbecken erfasst werden. Vom ersten Becken wurde im Seitenflügel die Basis einer grossen Feuerkammer zum Erhitzen des Wassers und des Färbguts gefasst (Abb. 6 oben). Die eigentliche Heizkammer mit dem Färbebecken lag über dem Boden und war nicht erhalten, dafür der grosszügig dimensionierte Feuerraum (Innenmass 3.2 x 1.2 m). Ein grosser Kaminhut, der den Rauch in ein Kamin ableiten konnte, ist oberhalb des Feuerraums anzunehmen. Im Hof kamen Reste eines Wasch- oder Bauchofens zum Vorschein (Abb. 6 unten). Eine aus Backsteinen gemauerte Vertiefung von 1.5 m x 0.7 m in der Form eines halben Eis wurde freigelegt, die wohl den Negativabdruck eines nicht mehr vorhandenen runden Eisenkessels darstellt, welcher zum Erhitzen des Färb- oder Waschguts diente. Darunter zog ein Schürkanal zur ebenfalls gut erhaltenen Bedienungsgrube. Vom dritten Ofen konnten Reste des

<sup>19</sup> Weitere Beispiele wären die Webergasse 25 (2006/42) mit einer Gerberei und Färberei des 16.–18. Jahrhunderts, welche archäologisch aber noch nicht erfasst bzw. ungenügend untersucht wurde, oder die Rheingasse 31/33 (2012/22) und Rheingasse 44/Rheinweg 39 (2013/10) mit einer spätmittelalterlich-frühneuzeitlichen Dachziegelproduktion und der Seidenfärberei Lotz aus dem 19. Jahrhundert.





Abbildung 6: Zwei Färberbecken und -öfen der Schneidergasse 28 (Grabung 2000/43).





Abbildung 7: Drei Fingerhüte aus der Steinenvorstadt 42 (Grabung 2017/23; Inv.-Nr. 2017/23.8, .22, .18).

Schürkanals an der Hofmauer gegen die Schneidergasse 30 dokumentiert werden. Zuletzt wurde auch ein historisch überlieferter Sodbrunnen entdeckt, welcher sich nahe an den beiden Bauchöfen in der Südwestecke des Hinterhauses befand. Einstweilen bleibt ungeklärt, ob die Kessel zur Schwarz-, Schön- oder Seidenfärberei benutzt wurden.<sup>20</sup> Die Färberei wurde 1837 geschlossen.

Drei Fingerhüte/Nähringe aus einer Schuttschicht sind, zusammen mit Schriftquellen, die spärlichen letzten Hinweise auf die Tätigkeit von Nähern(innen?) an der Steinenvorstadt 42 (Grabung 2017/23) (Abb. 7). Die Herstellung solcher Utensilien ist von mehreren zeitgenössischen Autoren dokumentiert, u. a. anderen von Jost Amman. Dort erkennt man, wie ein Handwerker Metallbleche in einer Form treibt und der andere die Löcher in das Blech punziert. Ob die typologischen Unterschiede der drei Fingerhüte eine chronologische Relevanz haben, würde weitere Untersuchungen verdienen, ebenso wie ganz allgemein die Kunst der Basler Näher und Schneider, welche wenig Ansehen genossen.

Die Gerberei war anscheinend einem harten Konkurrenzkampf ausgesetzt, einerseits in der Stadt, andererseits aus dem Umland. Während 1635 nur 13 Meister in diesem Gewerbe in Basel aktiv waren, stieg ihre Anzahl auf 60 Meister im Jahre 1750. 1780 reduzierte sich die Zahl auf 29 Gerber, und 1823 auf nur 16 Gerber. Ob diese hohe Schwankung der Zahlen mit der Einwanderung von Refugianten zusammenhängt, bleibe dahingestellt.<sup>21</sup> Bei diesem Handwerk geht es um die Behandlung der Tierhäute und ihre Verarbeitung zu Leder. Das Ziel besteht darin, den Verwesungsprozess der organischen Materie zu stoppen und sie gegen Bakterien, Parasiten und Insekten zu schützen. Durch den Gerbprozess kann zusätzlich die Materialhärte kontrolliert werden. Nach dem Entfleischen und dem Abschaben der Haare kann man die Haut mit verschiedenen Materialien behandeln, wie mit Rauch, Urin/Kot, Fett, Hirnmasse oder Chrom. Die in der Neuzeit verwendete Weissgerberei (oder mineralische Gerberei) verwendet Alaun, um besonders weiche Häute zu produzieren (etwa für Handschuhe), während die Rotgerberei (oder Lohgerberei) Baumrinde benutzt, um hartes Leder zu produzieren (etwa für Schuhe oder Sättel).<sup>22</sup> Solch eine Gerberei wurde am Gerbergässlein 2 (Grabung 1989/6) gefasst, die im 18. und 19. Jahrhundert in Betrieb war (Abb. 8).<sup>23</sup> Von zehn erhaltenen Gruben

20 Archivrecherchen könnten diese Frage klären, wie es Matt und Glaser ausdrücken (CHRISTOPH PHILIPP MATT, CATRIN GLASER. 2000/43 Schneidergasse 28/Pfeffergässlein 7 (Haus zum Haupt). Jahresbericht der Archäologischen Bodenforschung des Kantons Basel-Stadt 2001, 2002, S. 59–61, hier S. 60).

21 CHRISTOPH PHILIPP MATT, DANIEL REICKE. Gerbergässlein 2 (1989/6). Zur Baugeschichte des Häuser «zum Schwarzen Turm» und «zum Grünen Stern» sowie Reste einer Gerberei aus dem 18./19. Jahrhundert. Jahresbericht der Archäologischen Bodenforschung des Kantons Basel-Stadt 1990, 1991, S. 127–142, hier S. 140.

22 HELMUT OTTIGER, URSULA REEB. Gerben. Leder und Felle selbst gerben. Stuttgart 1991.

23 Weitere Befunde wären Gerbergässlein 14 (1980/14): in unmittelbarer Nachbarschaft, 14.–16. Jahrhundert. In den Boden eingetieft Mörtelnegative, allerdings kein Daubenholz mehr erhalten, Bottiche auch

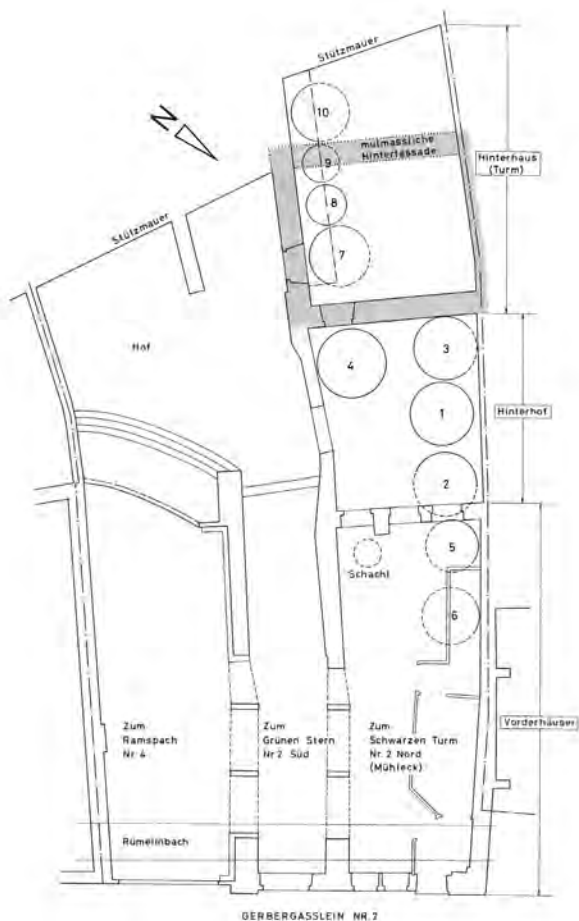


Abbildung 8: Plan der Liegenschaften Gerbergässlein 2-4 mit Einzeichnung der Gerbergruben 1 bis 10.

Behältnisse zum Reinigen und Aufweichen der frischen Felle sowie zum Schwellen der vorbereiteten Häute existiert haben. Welche Bottiche ausschliesslich zum Vorbereiten der Häute und welche zum Gerben benutzt worden sind – oder ob die gefundenen Bottiche beiden Zwecken dienten –, lässt sich nicht feststellen. Abschliessend kann man zum Gerbergässlein 2 bemerken, wie wenig von weiteren Handwerken archäologisch gefasst werden kann. Die Besitzerüberlieferung berichtet von Metzgern, einem Stadtarzt, einem Weinrufer, einem Schumacher, einem Kübler und einem Buchsetzer sowie vielen anderen. Davon wurden nur die Rotgerber erfasst, welche hier ab 1741 tätig waren.<sup>24</sup>

Eine Baubegleitung von 2019 erlaubte zum ersten Mal, das grosse Schlachthaus – die sogenannte Schol – zusammen mit der Metzgerzunft zu untersuchen. Diese befanden sich in einer Häuserzeile im Norden des historischen Kornmarktes, also im nördlichen Teil des heutigen Marktplatzes. Genau an dieser Stelle verlief die Einmündung des Rümelinkanals in den Birsig. Der Stadtfluss wurde auch zur Entsorgung von Metzgereiabfällen verwendet: Die Tiere wurden vom Südwesten in das Gebäude geführt (Abb. 10 oben), im Holzgebäude oberhalb des Birsigs (Schinhaus) geschlachtet und verarbeitet und an den Theken im nordöstlichen Teil verkauft (Abb. 10 unten).

Bei der Grabung konnten drei Horizonte erfasst werden. Der erste ist eine Aufschüttung und datiert ins 11./12. Jahrhundert. Der zweite könnte eine Nutzungsschicht aus dem 13./14. Jahrhundert sein. Sie wies zahlreiche Tierknochen auf, könnte also einen ersten Nutzungsbeleg für das grosse Schlachthaus liefern. Dies würde mit dem offiziellen Zunftbrief der Metzger von Bischof Lütold II. von Rötteln aus dem Jahr 1248 übereinstimmen. Zuletzt lagen die Reste des letzten Zustands der School

kleiner. Oberer Rheinweg 21/Rheingasse 26 (1984/8): 17.–19. Jahrhundert. Sänergässlein 10/Ochsengasse 13 (1984/4): 17.–19. Jahrhundert.

<sup>24</sup> MATT/REICKE 1991 (wie Anm. 21), hier S. 128–129.

war der Inhalt von Grube 1, 3, 7 und 10 noch vorhanden. Die Grube 1 lässt sich als Musterbeispiel präsentieren (Abb. 9). Beim Ausgraben des Befundes kamen folgende Schichten zum Vorschein: 1. Eingesackter Hofbelag (wohl kurz vor 1853 angelegt). 2. Mächtige Gerölle als Beschwersteine, um die zu gerbenden Häute in der Lohe niederzuhalten. 3. Kreuzweise verlegte lose Bretter. 4. Unter der Bretterlage wurden die festen Bestandteile der letzten Gerberlohe gefunden: eine feuchte, krümelige, rot- bis dunkelbraun gefärbte organische Schicht mit viel Rinde. Leder kam hingegen nicht zum Vorschein. 5. Holzbottich. 6. Negativ des Holzbottiches im Mörtel.

Der Arbeitsablauf am Gerbergässlein 2 lässt sich anhand der festgestellten Befunde nicht rekonstruieren. Wahrscheinlich wurden die Häute aber im vorderen Haus zugerichtet, in einem Bereich, der durch Umbauten 1936/37 grösstenteils gestört wurde. Das Leder wurde im teils überdachten Hof getrocknet. Das Wasser aus dem direkt unterhalb der Liegenschaft fliessenden Rümelinkanal wurde wahrscheinlich direkt entnommen oder durch ein Kanälchen umgeleitet. Zu betonen ist weiter, dass sich der Arbeitsverlauf über Monate hinzog. Es müssen deshalb weitere





Abbildung 9: Gerbergrube 1 der Liegenschaft Gerbergässlein 2 (Nord) (Grabung 1989/6) bei den verschiedenen Abbau-Schritten. Die Pflasterung des 19. Jh. ist in die Grube eingesackt (Bild 1). Grosse Beschwersteine (Bild 2) ruhten auf Brettern (Bild 3), die die Lederwaren in der Lohmasse abdeckten. Der Bottich bestand aus Holzbrettern (Bild 4), die in Mörtel eingebaut wurden (Bild 5).

direkt unterhalb der Marktplatz-Pflasterung. Im Zentrum der Halle wurden Pfeilerfundamente gefasst, die die Dachstruktur stützten, wie auch zahlreiche Schichten voller Tierknochen. Diese stammten mehrheitlich von ausgewachsenen Rindern, teilweise auch von jüngeren Rindern. Einige Schafe/Ziegen sind belegbar, ebenso Schweine. Viele Knochenstücke stammten von Füßen oder sind Zähne und Unterkieferfragmente (vor allem mittlere und vordere Teile). Es handelt sich also klar um typische Schlachtabfälle.<sup>25</sup> Die Datierung bleibt ungenau, dürfte aber zwischen dem 15. und dem 19. Jahrhundert liegen. Hundebissspuren beweisen, dass einige Überreste länger offen herumlagen, während die Knochen von Nagetieren vielleicht auf die hygienischen Zustände verweisen, die man aus dem 19. Jahrhundert kennt. Hygieneninspektor Gysin besuchte 1848 das Schlachthaus in Folge von Choleraerkrankungen in Basel und war sehr kritisch. Die Abfälle würden so lange herumliegen, dass sie sich zu einer Kruste, einer «kottigen Masse» ausbilden, worauf die Kunden ausrutschen würden – vielleicht handelt es sich um unsere knochenreichen Schichten (Abb. 11). Die Metzgerknechte sollten in der Folge das Gebäude zumindest zweimal pro Woche reinigen.<sup>26</sup>

Weiterhin dürften die Umstände in der School ähnlich wie im 1869 an der Elsässerstrasse eröffneten

<sup>25</sup> Eine statistische Auswertung bleibt aus, es handelt sich hierbei um eine erste grobe Einschätzung. Dafür danke ich Roman Schmidig und Livia Burckhardt recht herzlich.

<sup>26</sup> PETER HAENGER. Das Fleisch und die Metzger. Fleischkonsum in Basel seit der Mitte des 19. Jahrhunderts. Zürich 2001, hier S. 62–63.





Abbildung 10: Ansichten des Schlachthaus (School) am Marktplatz. An der Südwestseite (oben) werden die Tiere in das Gebäude eingeführt und geschlachtet, an der Nordost-Seite (unten) wird das Fleisch an den Theken verkauft. Aquarelle von Johann Jakob Schneider, 1869.





Abbildung 11: Grabungsfläche des grossen Schlachthaus (School) im nordöstlichen Bereich. Das Gebäude ist im Zentrum von Pfeilern getrennt (gemauerte Kalksteinstruktur), hier wurde zusätzlich eine Baukeramik-Struktur an den Pfeilern angebaut. Flächig wurden Erdschichten dokumentiert, die sehr viele Tierknochenreste enthielten (Grabung 2019/1).

Schlachthof ausgesehen haben.<sup>27</sup> Dort gab es zahlreiche Ratten, welche sich ein Nest mittig in dem Haufen von Schaffüssen im Obergeschoss machten. Die Füsse liess man normalerweise zur Qualitätsüberprüfung an den Fellen, im 19. Jahrhundert wurden diese aber anscheinend nicht mehr benötigt. Die Sehnen wurden von den Ratten als Nahrung, die Wollreste als Nest und das Wasser vom Dach zum Trinken benutzt. Manche sprangen von Fleischstück zu Fleischstück, worauf die Metzger mit dem Gewehr auf sie schossen und dabei regelmässig das Dach beschädigten.<sup>28</sup> Am Marktplatz dürfte eine ähnliche Situation geherrscht haben, welche sich durch den Fund vieler Schaf-/Ziegenfussteile und Nagetierknochen bestätigen lässt.

Hafner wurden häufig ausserhalb der inneren Stadtmauer in den Vorstädten angesiedelt, vor allem in der Aeschen- und Steinenvorstadt. So ist es auch der Fall mit der Hafnerei Hug am Klosterberg 21 (Grabung 2001/10), welche zwischen 1750 und 1830 in Betrieb war. Wiederum zeigt es sich hier, dass Grabungen nur einen Bruchteil der ehemaligen Aktivitäten erfassen können. In der Liegenschaft waren nämlich im 16. Jahrhundert Gärtner und metallverarbeitende Handwerker, im 17. Jahrhundert Weber, und später im 19. Jahrhundert Bäcker, Schlosser und Gerber aktiv. Zuletzt waren hier auch Schweineställe untergebracht. Von all den Tätigkeiten wurde insbesondere der Brennofen eines Hafners dokumentiert, welcher in der Stadt bisher einmalig ist (Abb. 12).<sup>29</sup> Er dürfte einem im Jahre 1765 neu erbauten Ofen entsprechen und wohl nach dem Ankauf durch einen Bäcker 1830 abgebrochen worden sein. Heute fehlen die Lochtenne und der Aufbau, dafür kann man die Kuppelbasis und die Bedienungsgrube im Grundriss noch gut erkennen. Interessant sind auch die Funde, die dazu gehören. Es wurden viele Roh- und Fehlbrände von Ofenkacheln, aber auch verschiedene Brennhilfen wie Tonkegelchen und Tonkeile geborgen.

27 JAKOB UNGER. Von den alten Scholen zum Schlachthof Basel. Basler Jahrbuch 1949. S. 76–108, hier S. 76; HAENGER 2001 (wie Anm. 26), hier S. 81; MARTIN MÖHLE. Talstadt rechts des Birsigs. Markplatz und Freie Strasse. In: NAGEL/MÖHLE/MELES 2006 (wie Anm. 12), S. 379–387, hier S. 383.

28 PAUL KÖLNER. Die Metzgerzunft und das Metzgergewerbe im alten Basel. Basler Jahrbuch 1938, S. 73–102, hier S. 75; UNGER 1949 (wie Anm. 27), hier S. 102–103. Diese katastrophalen Umstände dürften für das 19. Jahrhundert gegolten haben, als die Bevölkerungszahl in der Stadt explodierte, aber nicht unbedingt für die vorigen Jahrhunderte. Zu dem Thema siehe KATHARINA SIMON-MUSCHEID. «...Damit der gestannck den Lüten desterminder trang tu». Öffentliche Hygiene im spätmittelalterlichen Basel. Unsere Kunstdenkmäler 41.2, 1990, S. 218–222.

29 An der Aeschen- und Steinenvorstadt sind nur archäologische Hinweise auf mittelalterliches Hafnergewerbe vorhanden, keine weiteren Brennöfen. Erwähnenswert ist das Lehmdepot des 13. Jahrhunderts an der Steinenvorstadt 1 (Grabung 1996/17), wo gezeigt werden konnte, dass das Rohmaterial aus den Lössterrassen in direkter Stadtnähe herkam (CHRISTOPH PHILIPP MATT, PHILIPPE RENTZEL. Ein Hafnerdepot in der Steinenvorstadt 1 (1996/17). Jahresbericht der Archäologischen Bodenforschung des Kantons Basel-Stadt 1998, 1999, S. 133–150).



Abbildung 12: Ofen eines Hafners am Klosterberg 21 (Grabung 2001/10).

Zeugnisse der Buchbinderei konnten aus einer Kellerverfüllung an der St. Alban-Vorstadt 28 (Grabung 1995/1) aufgefunden werden.<sup>30</sup> Der erste Teil der Kellerverfüllung kann in die erste Hälfte bis ins dritte Viertel des 15. Jahrhunderts datiert werden und brachte Zeugnisse einer Metallverarbeitungswerkstatt zum Vorschein. Das Material des zweiten Teils datiert ebenfalls von der ersten Hälfte bis ins dritte Viertel des 15. Jahrhunderts und kann einer Schriftgiesserei und Buchdruckerei zugewiesen werden. Zuletzt entstand der dritte Teil zwischen dem 15. und 18. Jahrhundert.

Sowohl Gussformen als auch gewöhnliche Haushaltskeramik wurden zum Metallgiessen verwendet. Anhaftendes Metall und Schlacken weisen die gleiche Blei-/Zinn-/Antimon-Legierung auf wie eine gleichfalls aufgefundene Letter. Diese ist vom Typ Amerbach 19 und die Benutzung dieser Schrift kann zwischen 1486 und 1513 eingegrenzt werden (Abb. 13).<sup>31</sup> Somit stellt sie die älteste überlieferte Letter in Basel dar. Ein Spatium, auch Trennfuge genannt, aus Messingguss wurde als nichtdruckendes Setzmateriale für die Wortabstände eingesetzt. An seinem Ende hat sich ein mit einer Ahle durchgestossenes Loch mit dem Rest des einst

durchgezogenen Messing-Befestigungsdrahtes erhalten. Die Schliessnägeln wurden zur Befestigung des Satzes beim Ausbinden, zum Umbrechen, zum Einrichten und zum Schliessen sowie zum Positionieren der Bogen in der Presse für passergenaue Druck verwendet, welcher speziell beim Pergamentdruck benötigt wird. Die Buchschliesse wurde auf die Buchdeckel-Vorderseite aufgenagelt. Gravierwerkzeuge wurden von Gold-, Silberschmieden und Kupferstechern, Schriftgiessern und Buchdruckern zum Gravieren, Schneiden, Schaben und Polieren angewendet. Hier dürften sie konkret für das Schneiden und Gravieren der Original-Letter-Stempel, Zierleisten und Initialen, im Schriftguss zum Justieren der Matrizen oder zum Bearbeiten von gegossenen Lettern gebraucht worden sein.

Zum Schluss kann man feststellen, dass Basel zwischen dem 16. und 18. Jahrhundert ein reiches und vielfältiges Gewerbe vorweisen kann, welches die Gesellschaft zentral prägte, etwa über die Zünfte und ihre Machtstellung innerhalb des städtischen Gefüges.<sup>32</sup> Manche trugen zum Reichtum und Ansehen der Stadt bei, etwa die Papierherstellung im 16. Jahrhundert, die seit dem Basler Konzil gefördert wurde und der Verbreitung von Ideen u. a. des Humanismus verhalf, und die Seidenindustrie zusammen mit der Färberei, die zur Entwicklung der chemischen Industrie im Laufe des 19. Jahrhunderts führten.

Es lässt sich kein Bruch in der Ausführung der meisten Gewerbe feststellen, ganz im Gegenteil stellt man eine Kontinuität seit dem ausgehenden Mittelalter fest, die sich an die Entwicklung der Stadt

30 HELMIG/JAGGI/KELLER 1998 (wie Anm. 4); PETER F. TSCHUDIN. Auf den Spuren des alten Basler Buchgewerbes. Jahresbericht der Archäologischen Bodenforschung des Kantons Basel-Stadt 2000, 2001, S. 153–167.

31 TSCHUDIN 2001 (wie Anm. 30), hier S. 153, Fussnoten 10–11.

32 KATHARINA SIMON-MUSCHEID. Zünfte. In: Historisches Lexikon der Schweiz (HLS). Version vom 03.02.2015. Online: <https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/013729/2015-02-03/>, konsultiert am 26.11.2019.





Abbildung 13: Fundensemble aus einer Kellerverschüttung der St. Alban-Vorstadt 28 (Grabung 1995/1). 1–2: Letter Typ Amerbach 19 (Inv.-Nr. 1995/1.1511a); 3: Buchschliessen-Teil (Inv.-Nr. 1995/1.631); 4: Klein-Gusstiegel (Inv.-Nr. 1995/1.2398–2399); 5: Gravierwerkzeug (Inv.-Nr. 1995/1.2392); 6: Sandstein-Gussformteil (Inv.-Nr. 1995/1.1464); 7: Topf mit anhaftendem Gussrest von Letternmetall (Inv.-Nr. 1995/1.747); 8: Spatium (Inv.-Nr. 1995/1.2400).

anpasste. Einzig für spezifische Gattungen änderten sich Arbeitsprozesse, die mit gesellschaftlichen-wirtschaftlichen Auseinandersetzungen zusammenhängen. So ist es der Fall mit dem Kunststuhl/der Bändelmühle zur Produktion von Seidenbändern, die auf Intervention der Zünfte in der Stadt verboten wurden. In der Folge entwickelte sich im Hinterland das Verlagswesen, in dem die in Basel wohnhaften Händler die Maschinen an Posamentenfamilien vermieteten und die Endprodukte wieder abkauften. Der grösste Bruch findet im 19. Jahrhundert mit der Industrialisierung und der massiven Einwanderung der ländlichen Bevölkerungen in die Stadt statt. Manche Anlagen, wie das grosse Schlachthaus am Marktplatz, waren bald veraltet, entsprachen den neuen hygienischen Ansprüchen des ausgehenden 19. Jahrhunderts nicht mehr und mussten schliessen. Im Zusammenhang mit der Entwicklung grösserer Maschinen eröffnete man die ersten Fabrikhallen, beispielsweise Seidenbandfabriken in St. Jakob, Gelterkinden und Sissach.<sup>33</sup>

Wir haben gesehen, dass die Feststellung archäologischer Zeugnisse für Gewerbe vom 16. bis ins 18. Jahrhundert äusserst schwierig bleibt. Immerhin verfügen wir über reiche Schriftquellen, die man sonst für keine andere Epoche hat. Im Zusammenhang mit der laufenden Verbesserung des Datenzugangs (Bildmaterial, archäologische Resultate), der zunehmenden Bedeutung der interdisziplinären Forschungen (Geoarchäologie, Archäobiologie und -zoologie) und dem steigenden Interesse der Forscher und des Publikums für die neuzeitliche Archäologie tragen sie trotzdem dazu bei, das Bild von Basel und den hier ansässigen Handwerkern laufend zu schärfen.

#### Abbildungsnachweis:

Abb. 1: StABS Bild 1, 7; Bearbeitung P. Foley, Archäologische Bodenforschung Basel-Stadt. Nach Guido Helmig. Basel – Etappen der Befestigung einer Stadt. Jahresbericht der Archäologischen Bodenforschung des Kantons Basel-Stadt 1996, 1998, S. 31–43, hier S. 38 Abb. 5.

Abb. 2: Militärakten F 2, nach FINK 1983 (wie Anm. 9), hier S. 161. Bearbeitung J. Savary, Archäologische Bodenforschung Basel-Stadt.

Abb. 3: Politisches AA 2 und Steuerakten R 1, nach FINK 1983 (wie Anm. 9), S. 164. Bearbeitung J. Savary, Archäologische Bodenforschung Basel-Stadt.

Abb. 4–5: Teinturier en soie ou teinturier de rivière, planches 1, 6. In: ENCCRE 2020 (wie Anm. 18).

Abb. 6: Fotos: C. Glaser, Archäologische Bodenforschung Basel-Stadt.

Abb. 7: Fotos: A. Hoffmann, Archäologische Bodenforschung Basel-Stadt.

Abb. 8: Zeichnung: U. Schön, Archäologische Bodenforschung Basel-Stadt. Original-Zeichnung 1:150.

Abb. 9: Archäologische Bodenforschung Basel-Stadt.

Abb. 10: StABS Bild Schn. 20; StABS Bild Schn. 21.

Abb. 11: Foto: F. Bubendorf, Archäologische Bodenforschung Basel-Stadt.

Abb. 12: Foto: Ch. Stegmüller, Archäologische Bodenforschung Basel-Stadt.

Abb. 13: Fotos: Ph. Saurbeck (13, 1–6, 8), Th. Kneubühler (13, 7), Archäologische Bodenforschung Basel-Stadt.

---

<sup>33</sup> BRIGITTE FREI-HEITZ. Industriearchäologischer Führer Baselland. Basel 1995, hier S. 111, 127; AMSTUTZ/STREBEL 2002 (wie Anm. 11), S. 34–47.



# «dem lieben Gott anbefohlen» – Schaffhausens Stadtbefestigungen der frühen Neuzeit im Kontext obrigkeitlicher Selbstdarstellung und Fremdwahrnehmung.

Daniel Grütter

Das Territorium des Kantons Schaffhausen war und ist eine ausgeprägte Grenzregion.<sup>1</sup> Das Gebiet liegt – bis auf eine kleine Ausnahme bei Stein am Rhein – nördlich des Rheins und hat rund 152 km verbindende Grenze mit Deutschland und rund 34 km verbindende Grenze mit den Kantonen Zürich und Thurgau. Der Ausbau des Territoriums erfolgte im Wesentlichen durch den Erwerb von Herrschaftsrechten und war Ende des 16. Jahrhunderts weitgehend abgeschlossen. Erst 1798 kamen die bis dahin zürcherische Stadt Stein am Rhein und mehrere Dörfer im östlichen Kantonsteil hinzu. Der Kanton zählt heute rund 82'000 Einwohner, von diesen lebten per Ende 2019 knapp 37'000 in der Hauptstadt Schaffhausen.

Die sogenannte «Peyerkarte», ein fast 2.8 m<sup>2</sup> grosses Kartengemälde des Schaffhauser Architekten, Festungsingenieurs und Kartographen Heinrich Peyer (1621–1690), zeigt mit grosser Genauigkeit den Zustand des Kantons und seiner Umgebung im Jahre 1684 (Abb. 1).<sup>2</sup> Die Darstellung «Der Statt Schaffhausen Landschaft und Gebiet samt der Grentzen und Marcken, auch umliegenden Benachbarten Orten», eine der schweizweit eindrucklichsten kartografischen Arbeiten des 17. Jahrhunderts, bildet eine Fläche von rund 1'100 km<sup>2</sup> ab.<sup>3</sup>

Exakt im Zentrum der Reliefkarte positioniert, liegt die Stadt Schaffhausen, deren Entstehung eng mit ihrer geografischen Lage am Rhein verknüpft ist. Einerseits bot hier eine Furt die Möglichkeit zur Flussüberquerung, andererseits unterbrachen Stromschnellen und der Rheinfluss die Wasserstrasse vom Bodensee in Richtung Basel. Die Schiffe mussten entladen und die Waren auf dem Landweg bis unterhalb des Rheinflusses transportiert werden. So konnte sich an diesem Flussabschnitt ein wichtiger Umschlag- und Handelsplatz herausbilden, dessen Entwicklung sich bis ins beginnende 11. Jahrhundert zurückverfolgen lässt. Tatkräftig vorangetrieben hat den Ausbau der Stadt das Adelsgeschlecht der Nellenburger.<sup>4</sup> Den Beginn markiert 1045 die Verleihung des Münzrechts durch Kaiser Heinrich III. (1017–1056) an Graf Eberhard von Nellenburg (1010/15–1078/79). 1049 gründete Eberhard das Benediktinerkloster Allerheiligen, welches 1064 vollendet und in der Folge zur Memorialanlage der Gründerfamilie ausgebaut wurde.<sup>5</sup> 1080 verzichtete der Sohn und Erbe Eberhards, Graf Burkhard von Nellenburg auf all seine Besitzansprüche am Kloster und schenkte diesem die Stadt Schaffhausen

1 ROLAND E. HOFER, OLIVER LANDOLT et. al. Schaffhausen (Kanton). In: Historisches Lexikon der Schweiz (HLS). Band 10, Basel 2011, S. 856–878.

2 HANS FRÜH. Heinrich Peyer. In: Schaffhauser Beiträge zur Geschichte 46 (1969), S. 238–243; PETER SCHECK. Heinrich Peyer. In: Historisches Lexikon der Schweiz (HLS). Band 9, Basel 2010, S. 653.

3 Sie befindet sich im Museum zu Allerheiligen Schaffhausen (Inv. 06103). SAMUEL WYDER. Die Schaffhauser Karten von Heinrich Peyer (1621–1690). In: Cartographica Helvetica. Band 21–22 (2000), Heft 22, S. 21–30.

4 KURT BÄNTELI. Kanton Schaffhausen. In: Stadt- und Landmauern, Band 2, Stadtmauern in der Schweiz, Kataloge, Darstellungen, (Veröffentlichungen des Institutes für Denkmalpflege an der ETH Zürich, Bd. 15.2). Zürich 1996, S. 229–242; KURT BÄNTELI. Schaffhausen im 11. und 12. Jahrhundert. Von der Boomtown der Nellenburger zur Stadt wie andere auch. In: GUIDO HELMIG, BARBARA SCHOLKMANN, MATTHIAS UNTERMANN (Hg.): Centre, Region, Periphery. Medieval Europe Basel 2002. 3rd International Conference of Medieval and Later Archaeology. Preprinted Papers. Hertingen 2002, Bd. 2, S. 39–47.

5 Zur Klostersgeschichte: KURT BÄNTELI, RUDOLF GAMPER, PETER LEHMANN. Das Kloster Allerheiligen in Schaffhausen. Zum 950. Jahr seiner Gründung am 22. November 1049 (Schaffhauser Archäologie 4, Monographien der Kantonsarchäologie Schaffhausen). Schaffhausen 1999.



Abbildung 1: Karte des Kantons Schaffhausen von Heinrich Peyer, 1684, Originalzeichnung, 180 x 154 cm, Masstab ca. 1:25000, Inv. 06103, Museum zu Allerheiligen Schaffhausen.

mit all ihren Rechten. 1190 erlangten Kloster und Stadt die Reichsfreiheit, welche sie, unterbrochen durch eine zwanzigjährige Herrschaft der Zähringer (1198–1218, unter Berchtold V.) bis 1330 behaupten konnte.

Das Wachstum der seit dem 11. Jahrhundert befestigten Siedlung vollzog sich in mehreren Etappen entlang der Achse zwischen dem Obertor und der Schiffflände. An ihr lagen wichtige öffentliche Gebäude wie die Pfarrkirche St. Johann, das Rathaus mit dem Kornmarkt und die Güterhöfe an der Schiffflände. 1259 wird erstmals auch die Existenz einer Rheinbrücke erwähnt.<sup>6</sup> In der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts erreichte das prosperierende Gemeinwesen seine für lange Zeit definitive Grösse.<sup>7</sup> Politisch verlor Schaffhausen 1330 seine Reichsfreiheit und geriet bis 1415 unter österreichische Herrschaft. 1411 gestattete Herzog Friedrich IV. der Stadt die Einführung einer Zunftverfassung, die dem Bestreben der Handwerkerzünfte nach angemessener politischer Mitbestimmung gegenüber dem Adel Rechnung trug.<sup>8</sup> Sie sollte bis zur Helvetischen Revolution 1798 das verfassungsrechtliche

6 Staatsarchiv Schaffhausen, UB 1/143; KURT BÄNTELI, KATHARINA BÜRGIN. Schaffhausen im Mittelalter. Baugeschichte 1045–1550 und archäologisch-historischer Stadtkataster des baulichen Erbes 1045–1900 (Schaffhauser Archäologie 11, Monographien der Kantonsarchäologie Schaffhausen). Schaffhausen 2017. S. 90; ERNST RÜEDI. Die Rheinbrücke zu Schaffhausen. In: Schaffhauser Beiträge zur vaterländischen Geschichte 15 (1938), S. 7–39.

7 BÄNTELI/BÜRGIN 2017 (wie Anm. 6), S. 105.

8 KARL SCHIB. Die Entstehung und der politische Sieg der Zünfte im Jahr 1411. In: Schaffhauser Beiträge zur





Abbildung 2: Hans Asper und Rudolf Wyssenbach zugeschrieben. Südostansicht der Stadt Schaffhausen, in: Johannes Stumpf «Gemeiner loblicher Eydnoschafft Stetten, Landen und Völckeren Chronik würdiger thaaten Beschreybung...», Zürich 1548, kolorierter Holzschnitt, 13 x 16,5 cm. Inv. C4618, Museum zu Allerheiligen Schaffhausen.

Grundgerüst bilden, nach dem Stadt und Landschaft Schaffhausen regiert wurden.

Im 15. Jahrhundert führte die Bündnispolitik zu einer stetigen Annäherung an die Eidgenossenschaft, deren Bund man 1454 als zugewandter Ort und 1501 als Vollmitglied beitrug. Die Reformation von 1529 beendete die Existenz geistlicher Ordensgemeinschaften in Schaffhausen.<sup>9</sup> Der weltliche Staat erlangte ein neues Selbstverständnis. Er wurde zum obersten Ordnungshüter, der seine Untertanen zu einem gottgefälligen Leben erziehen sollte. Der Stadtrat zog nach der Reformation eine Fülle zusätzlicher Kompetenzen von der alten Kirche an sich, zum Beispiel die Armenpflege, die Sittenzucht und das Ehegericht. Zudem begann in den Jahren vor und nach der Reformation der wesentliche territoriale Ausbau des Stadtstaates Schaffhausen. Die untertänige Landschaft wurde in neun Obervogteien und eine Landvogtei eingeteilt. Damit wurden zusätzliche Verwaltungssämer notwendig, die zwar keinen bedeutenden materiellen Gewinn, dafür aber Sozialprestige versprachen. Die Ge-

vaterländischen Geschichte 38 (1961), S. 7–17; ERNST RÜEDI. Die Zunftverfassung von 1411/1535. In: Schaffhauser Beiträge zur vaterländischen Geschichte 38 (1961), S. 18–45. Schaffhausen zählt heute neben Basel, Zürich und Sankt Gallen zu den vier grossen Schweizer Zunftstädten. ANNE-MARIE DUBLER. Zunftstädte. In: Historisches Lexikon der Schweiz (HLS). Band 13, Basel 2010, S. 814–815.

<sup>9</sup> Die Einführung der Reformation zog sich jahrelang hin. Hierzu zusammenfassend mit weiterführender Literatur: ROLAND HOFER. Ohne Ulmer keine Reformation? Johann Conrad Ulmer, Schaffhausen und die Reformation. In: Schaffhauser Beiträge zur Geschichte 92 (2020), S. 17–32, Anm. 2.



Abbildung 3: Die wichtigsten spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Salzstrassen zur Versorgung der Schweiz, aus: FURRER 2011 (wie Anm. 12), S. 87.

sellschaft differenzierte sich sozial immer mehr aus. Es bildete sich eine politische Führungsschicht heraus, die sich vornehmlich aus Mitgliedern vermöglicher Kaufmanns- und alter Adelsfamilien zusammensetzte.

Im Stadtbild jener Jahre lassen sich deutlich die wichtigsten Verkehrswege und Wirtschaftszweige fassen.<sup>10</sup> Auf der ältesten Ansicht Schaffhausens in der Chronik des Johannes Stumpf von 1548 präsentiert sich die Siedlung dem Betrachter, zwischen Hügeln eingebettet, am rechten Ufer des Rheins (Abb. 2). Auf dem Fluss verkehren ein Lastsegelschiff und mehrere Boote, auf dem Strassenzug zwischen Schifflande und Obertor herrscht reges Treiben, vom westlichen Mühlentor herkommend bewegt sich ein Reiter in Richtung Stadtzentrum. Durch beide Tore transportierte man die in Schaffhausen angelandeten Waren Richtung Rheinfluss. Als wichtigstes verkehrstechnische Bauwerk in der Nord-Südverbindung ist die hölzerne Rheinbrücke ins Blickfeld gerückt.<sup>11</sup> Nur erahnen lässt sich hingegen die Verkehrsachse vom Fronwagplatz Richtung Norden, wo das Schwabentor den Zugang zur äusseren Vorstadt sicherte.

Um 1500 war Schaffhausen der grösste Salzumschlagsplatz der Eidgenossenschaft und wichtigstes Tor für den Salzimport.<sup>12</sup> Schätzungsweise 9'000–11'000 Tonnen Salz kamen auf dem Wasserweg über Bodensee und Rhein nach Schaffhausen. Etwa 3'000 Tonnen davon leitete die Stadt weiter in die vorderösterreichischen Gebiete, der Rest verblieb in der Eidgenossenschaft, was rund 40% des hierzulande verbrauchten Rohstoffs entsprach.<sup>13</sup> Die Lieferungen stammten aus den Salinen in den

10 Hierzu ausführlich DANIEL GRÜTTER. Stadtansichten Schaffhausen. In: Die Ikonographie der Schweizer Stadt, 15. –19. Jahrhundert. Zürich 2013, S. 511–516.

11 Wann die «Versteinerung» der Holzbrücke einsetzte ist vorderhand unklar; BÄNTELI/BÜRGIN (wie Anm. 6), S. 181 Abb. 273, S. 277–279; RUEDI 1938 (wie Anm. 6), S. 12–16.

12 MARKUS FURRER. Schaffhausen – Salzhafen der Eidgenossen. Salz und Salzhandel im spätmittelalterlichen Schaffhausen: eine Quantifizierung. In: Schaffhauser Beiträge zur Geschichte 85 (2011), S. 67–101.

13 FURRER 2011 (wie Anm. 12), S. 89.



Ostalpen (Hall im Tirol, Hallein und Reichenhall) (Abb. 3). 1'000–2'000 Tonnen gingen nach Bern und Fribourg und dienten dort zur Ergänzung der Salzbezüge aus den burgundischen Salinen. 5'000–6'000 Tonnen wurden in die Innerschweiz transportiert, welche aufgrund ihrer Viehzucht und Käseproduktion wohl zu den grössten Salzverbrauchern Europas gehörte. Hinzu kamen grosse Importmengen an Korn aus Oberschwaben und Bayern, welches Schaffhausen ebenfalls über Zürich in die Innerschweiz weiterleitete.

Die Bewältigung eines Transitvolumens von rund 10'000 Tonnen Salz pro Jahr setzte eine effiziente Organisation und eine leistungsfähige Infrastruktur voraus. So verfügte die Stadt um 1520 über verschiedene Schifffländen. Der Ausladeplatz für die Waren aus dem Osten befand sich am Ufer oberhalb der Rheinbrücke. Als Zwischenlager für Getreide und Salz dienten mehrere eindruckliche Gebäude, so etwa der 1530 vollendete «Salzhof» (heutiger «Schweizerhof»<sup>14</sup>). Noch 1673 wurden der «Salzstadel» und 1787 der «Neue Salzstadel» (heutiger «Güterhof») hinzugefügt.<sup>15</sup>

Für die Kontrolle des Warenstroms kam der Festung Munot und deren Vorgängerbau eine wichtige Rolle zu. Die Stadtansicht in Stumpfs Chronik zeigt auf der Ostseite der Stadt den spätmittelalterlichen Befestigungsring, der sich von der sogenannten «Backofen»-Barbakane am Rhein bis auf den Emmersberg hinaufzieht (Abb. 2). Zuoberst, am rechten Bildrand ist deutlich der 1571 abgebrochene Vorläufer des Munots zu erkennen.<sup>16</sup> Der Turm des Munot diente vom Mittelalter bis 1926 als Hochwacht, die Tag und Nacht besetzt war.<sup>17</sup> Ein umfangreicher Aufgabenkatalog beschrieb spätestens seit dem 15. Jahrhundert die verschiedenen Verpflichtungen der Wachposten, deren Namen seit 1377 fast lückenlos überliefert sind. Neben der Feuer- und Kriegswache hatte der Munotwächter auch den Schiffsverkehr auf dem Rhein zu beobachten und «mit einer trummeten alle schiff, die ein wenig groß sind, mit sampt den ledinen und lastschiffen, so uß dem Bodensee und Untersee den Rhin ab kommend, vermelden, und ists ein Lindower ledi, einen fanen darzû ußher strecken.»<sup>18</sup>

Das zweite zentrale Schaffhauser Handelsgut war der Wein, in Holzfässer abgefüllt und als Gegenfracht auf den leeren Salz- und Getreideschiffen in Richtung Bodensee verschifft.<sup>19</sup> Die Bedeutung dieses Wirtschaftszweiges lässt sich in der Stadtansicht von 1548 fassen, eindrucklich treten die Rebflächen über den roten Ziegeldächern hervor (Abb. 2). Verliess man die Stadtmauern, befand man sich sofort inmitten ausgedehnter Rebanlagen. «Zum Schwartzentor uß, wie ouch zû anderen toren, hat es vil schöner lustiger winberg, so gemeiner burgerschaft wol kommend, dann si inen gar nutzlich, diewil si zû gûten iaren vil und gûte wisse und roote win gebend.»<sup>20</sup> schreibt der Schaffhauser Chronist Rieger um 1605. Rund 300 Hektaren Reben haben sich in der Blütezeit wie ein Gürtel um die Altstadt geschlungen, bis zu 74 Trotten dienten der Verarbeitung der geernteten Trauben.<sup>21</sup> Auch

14 BÄNTELI/BÜRGIN 2017 (wie Anm. 6), zum Salzhof: S. 281–310, bes. S. 308–309, zu weiteren Lagergebäuden S. 267–268; HANS WERNER. Über die Güterhöfe an der Schiffflände in Schaffhausen. In: Schaffhauser Beiträge zur vaterländischen Geschichte 15 (1938), S. 212–224.

15 BÄNTELI/BÜRGIN 2017 (wie Anm. 6), S. 275–277.

16 WERNER MEYER, HANS ULRICH WIPF. Der Munot in Schaffhausen (Schweizer Kunstführer, Serie 95, Nr. 946) Bern 2014 (unveränderter Nachdruck von 1992), S. 6–7, S. 10. Der Turm ist auch auf einem Gideon Stimmer zugeschriebenen Scheibenriss (um 1565) zu erkennen, ROLF HASLER. Die Schaffhauser Glasmalerei des 16. bis 18. Jahrhunderts (Corpus Vitrearum, Schweiz, Reihe Neuzeit, Band 5), Bern 2010, Abb. 5, Abb. 117; BÄNTELI/BÜRGIN 2017 (wie Anm. 6), S. 387–390.

17 KARL SCHMUKI. Das Hochwächteramt auf dem Munot. Das Amt und seine Inhaber vom 15. bis zum 20. Jahrhundert. In: Schaffhauser Beiträge zur Geschichte 66 (1989), S. 37–92.

18 JOHANN JACOB RÜEGER. Chronik der Stadt und Landschaft Schaffhausen. Herausgegeben vom Historisch-Antiquarischen Verein des Kantons Schaffhausen. 2 Bände, Schaffhausen 1884–1892, Bd. 1, S. 365.

19 MARKUS FURRER. Schaffhausen – Metropole des Seeweins. Weinwirtschaft im spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Schaffhausen. In: Schaffhauser Beiträge zur Geschichte 91 (2019), S. 103–146.

20 RÜEGER (wie Anm. 18), S. 386.

21 FURRER 2019 (wie Anm. 19), S. 118–121; ALBERT STEINEGGER. Geschichte des Weinbaus im Kanton Schaffhausen. Selbstverlag Neuhausen am Rheinfluss 1963; GEORG KUMMER. Schaffhauser Volksbotanik. II, Die Kulturpflanzen, 2. Teil (Neujahrsblatt der Naturforschenden Gesellschaft Schaffhausen 7, 1955). Schaffhausen 1954, S. 80–82.

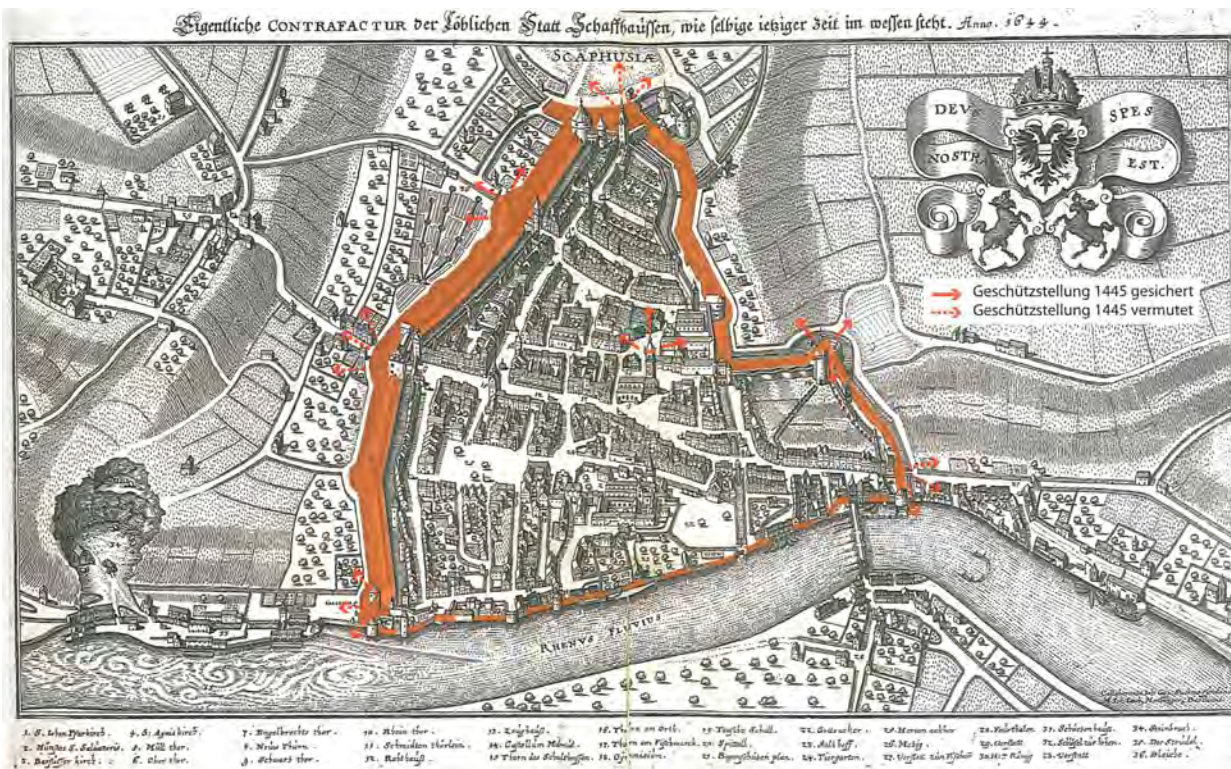


Abbildung 4: Johann Jacob Mentzinger: «Scaphusiae - Eigentliche Contrafactur der Löblichen Statt Schaffhausen, wie selbige ietziger Zeit im wessen steht, Anno 1644», erschienen in Matthaeus Merian d.Ä. «Topographia Helvetiae, Rhaetiae et Valesia»; Frankfurt am Main, Ausgabe 1654, Kupferradierung, 22,7 x 39,2 cm. Inv. C4616, Museum zu Allerheiligen Schaffhausen. Eingefärbt ist der äussere Stadtgraben von 1443–1445 mit den nachgewiesenen und vermuteten Geschützstellungen.

der Luzerner Renwald Cysat hob 1588 die Bedeutung des Weinhandels hervor: «Ist ouch kein Statt der Eydgnoschaft noch an der Nachpurschaft, die größeren Handel und Gwärb mit Wyn hat dann dise.»<sup>22</sup>

Die Voraussetzung für das Entstehen des ökonomisch gewichtigen städtischen Weinbaugebietes boten die günstigen Rebbaulagen und Witterungsbedingungen, das Vorhandensein genügender Arbeitskräfte, die schiffbare Wasserstrasse Rhein sowie die Lage an einer grossen Handelsroute. Dank dieser Faktoren konnte sich das Geschäftsmodell von Fracht und Gegenfracht erfolgreich entfalten und Reichtum generieren, man sass wie die «Spinne im Zentrum eines grossen, internationalen Handels- und Verkehrsnetzes».<sup>23</sup>

Zum Schutz seines Wohlstandes wandte Schaffhausen verschiedene Strategien an. Seit 1415 fand sich die freie Reichsstadt von divergierenden politischen Kräften umgeben. Es galt sich im wechselnden Kräfteverhältnis von Habsburgern, Eidgenossen, den Reichsstädten am Bodensee und dem regionalen Adel zu behaupten. Unter anderem dank einer geschickten Bündnispolitik, dem Ausbau der Fortifikationsanlagen, der Investition in moderne Waffentechnik sowie einer neuen Verteidigungsorganisation gelang der Kraftakt.<sup>24</sup>

Das Ausmass des in nur zwei Jahren 1443–1445 errichteten äusseren Stadtgrabens wird in Matthäus Merians «Topographia Helvetiae, Rhaetiae et Valesia» von 1654 sichtbar (Abb. 4).<sup>25</sup> Die «Contrafactur der löblichen Statt Schaffhausen» verdeutlicht zudem die ungünstige topografische Lage der Stadt, die gleichsam in einem Talkessel liegend auf drei Seiten vom Gelände überhöht wird. Der Festungs-

22 Renward Cysat 1588, zitiert nach LEONHARD HAAS. Der «Discurso de i Sguizzeri» des Ascanio Marso von 1558 (Quellen zur Schweizer Geschichte, N. F III: Briefe und Denkwürdigkeiten, Bd. VI). Basel 1956, S. 87, Anm. 2.

23 FURRER 2019 (wie Anm. 19), S. 101.

24 BÄNTELI/BÜRGIN 2017 (wie Anm. 6), S. 145–154, mit Literaturverweisen.

25 Zu Mentzingers Stadtansicht in Merians «Topographia» GRÜTTER 2013 (wie Anm. 10), S. 512–513.





Abbildung 5: Modell des Emmersberg mit Munot, Rebbergen und nördlicher Häuserzeile der Unterstadt, Zustand 1950er-Jahre, Massstab 1: 200, Beck Modellbau 1976, Andelfingen, Inv. 52921, Museum zu Allerheiligen Schaffhausen.

ingenieur Johann Georg Werdmüller wird 1646 bezüglich der strategischen Lage unverblümt schreiben, dass die Stadt «einen so wunderlichen Situs habe, als nur einer in der Welt sein mag.»<sup>26</sup> Dennoch blieb die mit Bastionen und Vorwerken verstärkte Befestigungsanlage, mit einigen wenigen Ergänzungen versehen, für fast 140 Jahre bestehen.<sup>27</sup>

Mit der Umsetzung der Reformation nach 1529 fielen der Stadt ansehnliche Reichtümer aus ehemals kirchlichem Besitz zu.<sup>28</sup> Dank Verkäufen und Erträgen füllte sich die Stadtkasse, was die Verwirklichung von Infrastrukturprojekten ermöglichte. Ob diese Finanzlage auch dem seit den 1550er Jahren diskutierten Plan zum Bau der Feste Munot zum Durchbruch verhalf, sei dahingestellt. Der Stadtrat war jedenfalls bereit, zwischen 1564 und 1589 rund 48'000 Gulden für den Ersatz eines Wehrturmes auf dem Emmersberg auszugeben.<sup>29</sup> Die neue Anlage entstand in mehreren Etappen und bildete schliesslich einen weit hin sichtbaren Bestandteil der spätmittelalterlichen Stadtbefestigung (Abb. 5).<sup>30</sup> Zu dreiviertel von einem Graben umgeben, besteht sie aus einem hochragenden Rundturm sowie einer mächtigen Artilleriebastion mit Kasematte und Zinnenplattform. Keine andere Stadt der Eidgenossenschaft hat sich im 16. Jahrhundert ein Einzelbauwerk von vergleichbarer Monumentalität geleistet.<sup>31</sup> Bis heute ist er das unbestrittene Wahrzeichen der Stadt Schaffhausen.<sup>32</sup>

Auf die Dauer vermochten die städtischen Befestigungsanlagen den wachsenden Sicherheitsanforderungen nicht mehr zu genügen. Spätestens während des Dreissigjährigen Krieges traten die Mängel deutlich zu Tage. Neben wehrtechnischen Defiziten musste vor allem das Fehlen militärisch geschul-

26 MAX RUH. Die Stadtbefestigungspläne des Zürchers Werdmüller von 1646. In: Schaffhauser Magazin 4/1985, S. 33–34, hier S. 33.

27 BÄNTELI/BÜRGIN 2017 (wie Anm. 6), S. 180, S. 386. Der äussere Graben samt Verstärkungen von der Unterstadt bis zum Munot wurde erst zwischen 1628 und 1634 angelegt.

28 BÄNTELI/BÜRGIN 2017 (wie Anm. 6), S. 187.

29 KARL SCHMUKI. Zur Baugeschichte des Munots zwischen 1563 und 1798. In: Schaffhauser Beiträge zur Geschichte 66 (1989), S. 141–187, S. 149; zum Vorgängerbau siehe Anm. 16.

30 BÄNTELI/BÜRGIN 2017 (wie Anm. 6), S. 389.

31 WERNER MEYER. Der europäische Festungsbau des 16. Jahrhunderts und der Munot zu Schaffhausen. In: Schaffhauser Beiträge zur Geschichte 66 (1989), S. 9–18, S. 11–12.

32 Rund um das Bauwerk gibt es eine Vielfalt an traditionellen und modernen Aktivitäten. Diese lebendigen Traditionen wurden 2012 in die Liste des immateriellen Kulturerbes der Schweiz aufgenommen; <https://www.lebendige-traditionen.ch/tradition/de/home/traditionen/traditionen-um-den-munot.html> (Zugriff 1.12.2020).

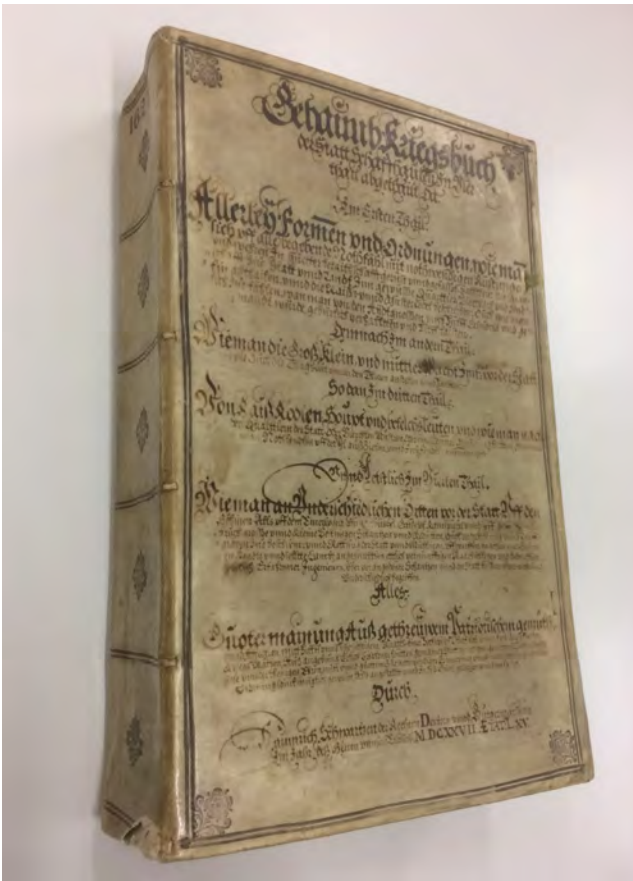


Abbildung 6: Das «Gehaimb Kriegsbuoch». Stadtarchiv Schaffhausen, Signatur G 02.04/B-0017, Peyer Familienarchiv.

ten Personals für deren Verteidigung konstatiert werden. Um feindlichen Belagerungen standhalten zu können, führte man punktuell Ausbesserungen durch, so ist zwischen 1622 und 1630 eine «rege und hektische Bautätigkeit»<sup>33</sup> beim Munot auszumachen, doch blieb die Lage nach Meinung beigezogener Festungsingenieure prekär.

Neben einer eigentlichen Belagerung galt es auch der Gefahr eines handstreichartigen Überfalls zu begegnen. Wolf Friedrich Löscher, 1627–1634 Kommandant der Feste Hohentwil und einer der Gutachter brachte die Lage 1629 wie folgt auf den Punkt: «Es könnte sich bei diesen schweren Zeiten gar wohl ein ruchloses, übel conditioniertes Völklein zusammenrotten und auf diese Stadt zu Wasser und zu Land in Eil ein Hasard wagen, sintemal genugsam bewusst, dass nicht allein die Cassa wohl gespickt, sondern durchgehends eine reiche Bürgerschaft, von Gold und Silbergeschmeiss sehr vermöglich, hier wohnt; wer wollte da nicht gern ein blau Aug' daran wagen?».<sup>34</sup>

Über die Verbesserungsvorschläge sind wir Dank einer einzigartigen Dokumentensammlung informiert. Unter dem Titel «Gehaimb Kriegsbuoch» begann Bürgermeister Heinrich Schwarz (1562–1629) im Jahre 1627 eine Sammlung von militärischen Plänen, Anordnungen, Erlassen und Entwürfen anzulegen (Abb. 6).<sup>35</sup> Schwarz, erfolgreicher eidgenössischer Diplomat, nahm als Bürgermeister umfassende Reformen in Angriff (Abb. 7).<sup>36</sup> Er sanierte den Staatshaushalt und reorganisierte das Wehr-, Armen- und Schulwesen. Nach seinem Pesttod 1629 wurde das Werk von Hans Caspar Lang (1571–1645) und später wohl auch Hans Heinrich Ammann (1607–1669) abgeschlos-

33 SCHMUKI 1989 (wie Anm. 29), S. 171.

34 Zitiert nach ZIMMERMANN 1967 (wie Anm. 35), S. 66.

35 Stadtarchiv Schaffhausen, G 02.04/B-0017 (Eigentum Peyer, Peyer Familienarchiv); JÜRIG ZIMMERMANN. Das «Geheime Kriegsbuch» von Bürgermeister Heinrich Schwarz. Ein Beitrag zur Militärgeschichte Schaffhausens in der Zeit des Dreissigjährigen Krieges. In: Schaffhauser Beiträge zur Geschichte 42 (1965), S. 167–172; Teil 2. In: Schaffhauser Beiträge zur Geschichte 43 (1966), S. 116–125; Teil 3. In: Schaffhauser Beiträge zur Geschichte 44 (1967), S. 60–73.

36 ARPAD STEPHAN ANDREÁNSKY. Heinrich Schwarz. In: Schaffhauser Beiträge zur Geschichte. Schaffhauser Biografien 6 (2007), S. 287–298.



Abbildung 7: Porträt des Bürgermeisters Heinrich Schwarz (1562–1629), unsigniert, 1624, Inv. A301, Museum zu Allerheiligen Schaffhausen.



sen.<sup>37</sup> Lang, Spross einer Glasmalerdynastie und selbst künstlerisch tätig, war in seiner Eigenschaft als Obrist-Wachtmeister (1628–1632) und später auch als Bürgermeister (ab 1642) einer der Hauptverantwortlichen für die Verteidigung der Stadt. Das Werk ist eine militärgeschichtliche Quelle von hohem Wert, es finden sich darin Dokumente der renommierten Festungsbauingenieure Claude Flamand, Johann Ardüser, Johann Jacob Zörnlin, Nathan d'Aubigné, Johann Friedrich Löscher und Johann Georg Werdmüller.<sup>38</sup>

Die erste im «Geheimen Kriegsbuch» gesammelte Expertenmeinung stammt aus dem Jahr 1622. Festungsbauingenieur Claude Flamand (um 1570–1626), Kriegsbaumeister des in Montbéliard residierenden Herzogs Ludwig Friedrich von Württemberg, riet dazu, auf den Anhöhen rings um die Stadt Schanzen anzulegen (Abb. 8).<sup>39</sup> Dieser Vorschlag wurde in verschiedensten Varianten auch von weiteren Fachleuten vertreten. Andere wiederum wollten es beim Ausbau der bestehenden Stadtbefestigungen bewenden lassen, da für eine Besetzung grosser Aussenwerke nicht genügend Kriegsvolk vorhanden sei. Als jüngstes Projekt findet sich der Bericht «Bedenckhen, Herrn Ingenieurs Johann Geörg Werdtmüllers von Zürich, über gemeiner statt fortification» von 1546. Der zugehörige Plan von Johann Georg Werdmüller (1616–1678) verdeutlicht das ganze Ausmass der erforderlichen Verstärkungen (Abb. 9). Bei veranschlagten Kosten von 165'627 Gulden erstaunt es nicht, dass auch dieser Ratschlag die Verantwortlichen nicht zu überzeugen vermochte. Nicht eingerechnet waren dabei die notwendigen Landerwerbungen. Wie die jüngsten Untersuchungen zum Weinbau gezeigt haben, scheinen die Grundstückspreise in der Stadt und in Stadtnähe im 16. Jahrhundert enorm angestiegen zu sein.<sup>40</sup> Neben den erheblichen Investitionskosten wurden für die letztlich abwartende

37 ZIMMERMANN 1967 (wie Anm. 35), S. 69; zu Lang: HASLER 2010 (wie Anm. 16), S. 110–116; zu Amman: ERNST RÜEDI. Amman, Hans Heinrich, Münzmeister und Landvogt (1607–1669). In: Schaffhauser Beiträge zur Geschichte 46 (1969) S. 19–32.

38 Aufgelistet bei ZIMMERMANN 1967 (wie Anm. 35), S. 60–73.

39 Zu Flamand: WERNER OECHSLIN, TOBIAS BÜCHI, MARTIN POZSGAI. Architekturtheorie im deutschsprachigen Kulturraum 1486–1648. Basel 2018, S. 417–422.

40 FURRER 2019 (wie Anm. 19), S. 143.



Abbildung 8: Claude Flamand. «Schantz uffm Emersperg ob J. Alexander Peyers s. garten von Herrn Claudio Flamand angeben.». In: «Gehaimb Kriegsbuoch», S. 125. Stadtarchiv Schaffhausen, Signatur G 02.04/B-0017, Peyer Familienarchiv.

Abbildung 9 (rechts): Johann Georg Werdmüller (1616–1678). «Grundriß Einer Löblichen Statt Schaffhaußen sampt den Wercken so zu ihrer Befestigung darum gelegt werden können. Deliniert und verzeichnet Durch Johann Georg Werdmüller zu Zürich. Anno 1646.», Feder, laviert, 81 x 55,5 cm, Inv. 29716, Museum zu Allerheiligen Schaffhausen.

Haltung der Schaffhauser Räte sowohl von den Zeitgenossen als auch in der Forschung diverse Motive benannt.<sup>41</sup>

Dass man partiellen Verstärkungen keineswegs kategorisch ablehnend gegenüberstand, konnten Archäologen und Bauforscher wiederholt feststellen. So wertete man 1628–1634 die östliche Flanke der Stadt auf, indem die Befestigung vor dem Schwarztor ausgebaut, eine weitere Geschützstellung angelegt, der äussere Stadtgraben ausgehoben sowie die zum Munot führende Flankenmauer mit einer Courtine verstärkte wurde (Abb. 5).<sup>42</sup> Bereits Claude Flamand hatte 1622 in seinem Gutachten dazu geraten: «Es were auch gar nuzlich, wo [wenn] der grabenn ganz hinauff, und umb den Munoth, wie das angefangen stuckh maur biß zu dem Schwartz Thor ußgerumbt und gemacht were, es köndte auch ußwendig am graben. 4 oder 5 schuch tieffer dan die usser ebne darumb gahn.»<sup>43</sup> Nachdem sich, nach Vorlage des werdmüllerschen Plans, die Behandlung des Geschäfts im Stadtrat noch über zwei Jahre dahingezogen hatte, war schliesslich ein Ende des Krieges absehbar. So fasste man am 19. April 1648 den Beschluss «es sei diese Sache für dismal einzustellen und dem lieben Gott zu befehlen».<sup>44</sup>

Obwohl der militärische Wert der Verteidigungsanlagen schon ihren Erbauern oft zweifelhaft war,

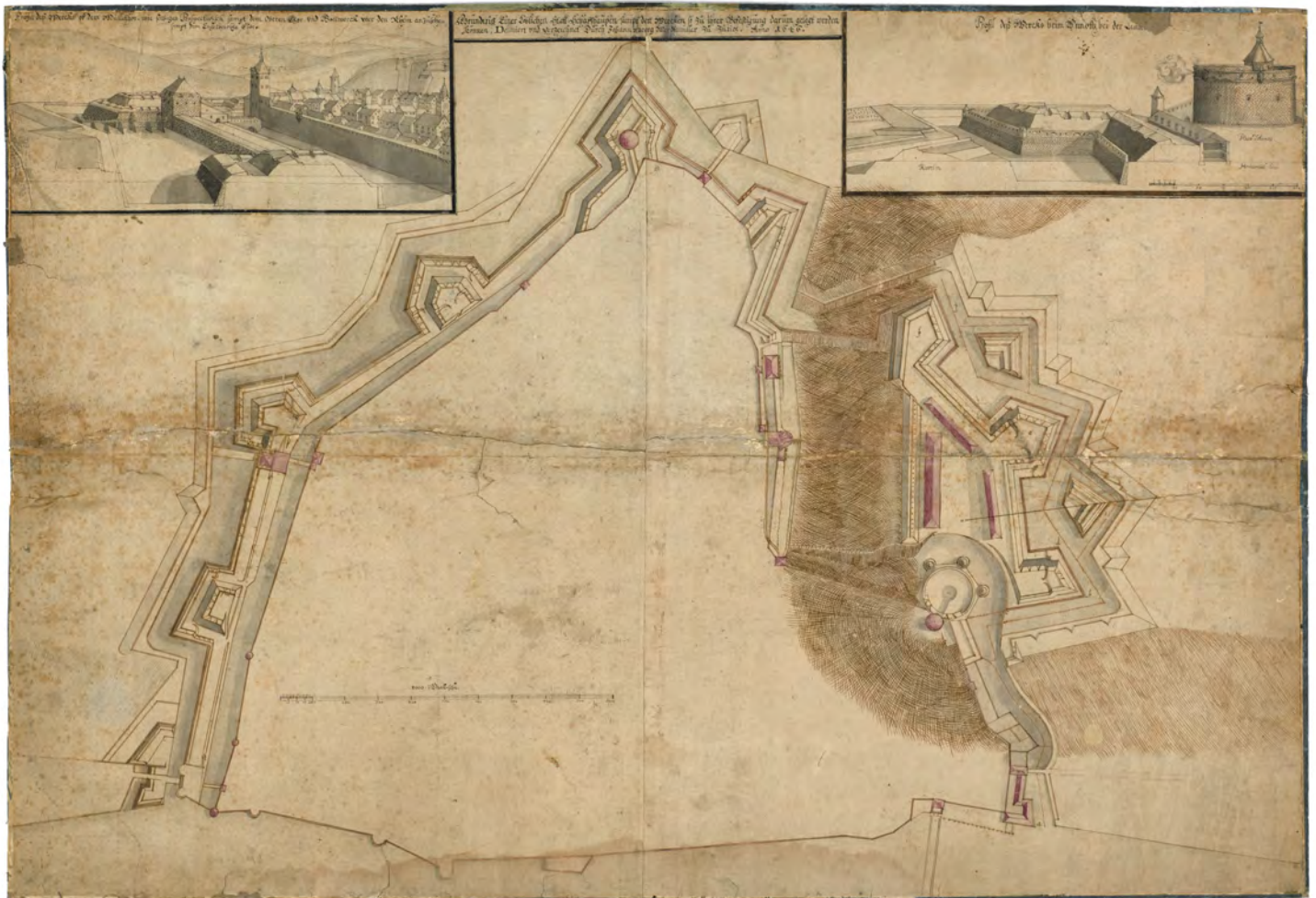
41 Zusammengefasst bei ANDREÁNSZKY 2007 (wie Anm. 36), S. 294–196.

42 BÄNTELI/BÜRGIN 2017 (wie Anm. 6), S. 274, S. 386, S. 390; KURT BÄNTELI. Zur Baugeschichte der Schaffhauser Stadtbefestigung. Ergebnisse baugeschichtlicher Untersuchungen 1982–1989. In: Schaffhauser Beiträge zur Geschichte 66 (1989), S. 93–140, S. 132–134.

43 Zitiert nach ZIMMERMANN 1967 (wie Anm. 35), S. 61.

44 Staatsarchiv Schaffhausen, Ratsprotokoll 107, fol. 218r (19. April 1648), zitiert nach SCHMUKI 1989 (wie Anm. 29), S. 174.





so kam mindestens der Architektur eine klare symbolische Bedeutung zu. Sie kündete jedem sich nähernden Besucher vom Wohlstand und der Wehrbereitschaft ihrer Bewohner. Dieser Symbolsprache bedienen sich auch die Stadtdarstellungen. Gelangte Schaffhausen bei Stumpf als wehrhafter, mit Stadtmauer, Toren und Fallgattern ausgestatteter, wirtschaftlich prosperierender Bündnispartner der Eidgenossen zur Darstellung, erfährt das Stadtbild im 17. Jahrhundert durch den alles überragenden Munot eine zusätzliche Steigerung (Abb. 10).

Die Festung bildet einen Fixpunkt im Stadtbild Schaffhausens und kündigt von Macht, Reichtum, Unabhängigkeit und vornehmem Stand. «Die mächtige Bastion entspricht als monumentales Artilleriewerk dem Prinzip der landesherrlichen und städtischen Renommierarchitektur aus der Zeit um 1500; das Konzept der Zirkularbefestigung führt den Gedanken der mittelalterlichen Adelsburg weiter, die vor allem als Herrschafts- und Machtsymbol verstanden werden muss. Unterstrichen wird dieser Eindruck durch den hohen Rundturm, der ganz eindeutig in die Tradition des Bergfriedes zu stellen ist, mindestens in seinem Äusseren. Inwendig greift er mit einer Reiterschnecke noch ein jüngeres Element der Repräsentationsarchitektur auf, denn diese ist ganz offensichtlich den Treppentürmen der fürstlichen Renaissance-Schlösser entlehnt. Als Ganzes bildet der Munot von Anfang an das, als was er auch heute noch zu Recht verstanden wird: das Wahrzeichen der Stadt Schaffhausen, in dem das politische und kriegerische Selbstbewusstsein der Bürgerschaft seinen weithin sichtbaren Ausdruck gefunden hat.»<sup>45</sup> In diesem Sinne gehört der Munot von nun an zum festen ikonografischen Bestandteil der städtischen Silhouette auf verschiedensten obrigkeitlichen Gegenständen: von Schautälern, Verdienstmedaillen und Teuerungstalern des 17. bis 19. Jahrhunderts bis hin zu Kundschaften.

45 MEYER/WIPF 2014 (wie Anm. 16), S. 37–38.





Abbildung 10: Johann Heinrich Ammann (1607–1669), Konrad Meyer (1618–1689). Schaffhausen um 1640/44, Kupferradierung, 15,7 x 28,5 cm, Inv. C4627, Museum zu Allerheiligen Schaffhausen.

Welchen Stellenwert die Obrigkeit der Rundfestung als Sehenswürdigkeit beimass wurde deutlich, als man am 28. Dezember 1670 den Kurprinzen Karl von der Pfalz auf einer Spazierfahrt durch die Stadt auch auf den Munot führte: «Des folgenden Tags haben wir sämtlich umb 9 Uhren ihr Durchl. widerumb gehorsamlich aufgewartet und Sie in der gutschen [...] nach dem Munot zugeführt und von dannen auf die Rheinbruck». <sup>46</sup> Bereits tags zuvor war während des Mittagmahls im Haus zum Sittich «auf dem Munot aus 3 Canonen salve gegeben worden.» <sup>47</sup> Auch auf der Kupferradierung Johann Heinrich Ammans von 1640/44 feuert ein Geschütz effektiv in Richtung Herblinger Burg, dem damaligen Verwaltungssitz für die Obervogtei Reiat. Als einziges städtisches Gebäude ragt der Munotturm über den Horizont in den Himmel hinauf. Der Hintergrund lässt den Betrachter auf die Vulkankegel des Hegaus mit der Festung Hohentwil blicken. Über allem schwebt das Standeswappen und ein Spruchband mit der Inschrift: «Dieweil Gott meine hoffnung ist, So fürcht ich kainer feinden list.»

Die Planung, Errichtung und Instandhaltung wehrtechnischer Anlagen zum Schutz des Gemeinwessens zählten zu den Grundaufgaben obrigkeitlicher Herrschaft. Die Strategien für die Umsetzung waren abhängig von politischen, wirtschaftlichen, technologischen und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen. So galt es etwa im 17. Jahrhundert unter anderem den Transithandel als wirtschaftlichen Lebensnerv der Stadt am Leben zu halten, den Pestepidemien Einhalt zu gebieten und den Flüchtlingsströmen im Gefolge des Dreissigjährigen Krieges Herr zu werden. <sup>48</sup>

46 REINHARD FRAUENFELDER. Kurprinz Karl von der Pfalz in Schaffhausen 26.–29. Dezember 1670. Bericht von Säckelmeister Johann Jakob Stokar. In: Schaffhauser Beiträge zur vaterländischen Geschichte 17 (1940), S. 76–91, S. 83.

47 FRAUENFELDER 1940 (wie Anm. 45), S. 81–82.

48 ERNST STEINMANN. Schaffhauser Wirtschaftspolitik. Der Kampf um Markt- und Handelsraum im 16. und 17. Jahrhundert, In: Schaffhauser Beiträge zur vaterländischen Geschichte 24 (1947) S. 87–127; ALBERT STEINNEGER. Pest. In: Schaffhauser Beiträge zur vaterländischen Geschichte 15 (1938) S. 96–127; MAX RUH. Schaff-



Die letztlich passive Haltung der Schaffhauser Räte in der Frage des Festungsbaus ist also dem Zusammenspiel verschiedener Überlegungen zu verdanken. Offensichtlich konnte die Obrigkeit ihre finanziellen Kräfte richtig einschätzen, die Fäden ihres diplomatischen Netzwerks geschickt bedienen, sich bei der Durchsetzung ihrer Entscheidungen innenpolitisch auf ein stabiles Regierungssystem verlassen und schlussendlich auch auf eine gehörige Portion Glück zählen.<sup>49</sup>

Weiterführenden Forschungen bleibt es vorbehalten, die Wechselwirkungen näher zu benennen und zu analysieren. Zum einen sollte dem «Geheimen Kriegsbuch» als militärgeschichtliche Quelle «sowohl für die allgemeine Reformtendenz der Zeit von 1600 bis zum Ende des Dreissigjährigen Krieges als auch für die militärische Entwicklung in Schaffhausen im Besonderen»<sup>50</sup> gebührend Beachtung geschenkt werden. Zum anderen drängt sich in diesem Zusammenhang eine weitere kulturhistorische Beschäftigung mit der Rundfestung auf dem Emmersberg auf. In der Funktion als Aussichtspunkt, Blickfang, Fortifikation und Repräsentationsbau kam und kommt dem Munot eine wichtige Rolle im städtebaulichen Gefüge zu. Seine vielschichtigen Bedeutungs- und Funktionsebenen liessen ihn schliesslich im 19. Jahrhundert zum Symbol vergangener Grösse, zum Identifikations- und Sehnsuchtsort werden. Die altehrwürdige Stadt «Scaphusia» wurde endgültig zur «Munotstadt».

#### Abbildungsnachweis

Abbildung 1, 2, 5, 7, 9, 10: © Museum zu Allerheiligen, Foto: Jürg Fausch 372dpi gmbh Schaffhausen

Abbildung 3: © Markus Furrer, Schaffhausen

Abbildung 4: © Kantonsarchäologie Schaffhausen

Abb. 6, 8: © Peyer Familienarchiv, Stadtarchiv Schaffhausen. Foto: Daniel Grütter, Schaffhausen

---

hausen als Fluchtort während des 30jährigen Krieges. In: Schaffhauser Magazin 1/1985, S. 61–62.

49 Aufschlussreich wären auch weiter Forschungen zur Rolle des Kaufmanns und Bankiers Alexander Ziegler, der mit allen verfeindeten Kriegsparteien Handel betrieb: KARL SCHMUKI. Alexander Ziegler. In: Schaffhauser Beiträge zur Geschichte 68 (1991), S. 236–242; HANS ULRICH WIPF, KARL SCHMUKI. Sonnenburggut. Ein alter Schaffhauser Patriziersitz und seine Bewohner. Schaffhausen 1988, S. 77–121.

50 ANDREÁNSZKY 2007 (wie Anm. 36), S. 293.





# «Arte et Marte» – Die Gründung der Bibliotheksgesellschaft und der barocke Festungsbau in Zürich

Christine Barraud Wiener, Andreas Motschi

*Die Gleichzeitigkeit der Debatten um den Festungsbau mit dem Aufbau einer Bibliothek mit Kunstkammer interessierte uns zuerst wegen des scheinbaren Widerspruchs. Junge Gelehrte, zurückgekehrt aus kriegsversehrten Gebieten, machten die Gründung einer Bibliothek auch in Zürich zu ihrem Projekt. Die Verbindungen zwischen der 1629 gegründeten Bibliothek, die als geistige Schanze verstanden wurde, und dem 1675 abgeschlossenen Bau des Schanzensterns um Zürich waren indes vielfältiger. In die Sammlung auf der Wasserkirche wurden von Anfang an nebst der im Zentrum stehenden theologischen Literatur, welche die religiöse Rechtfertigung des Schanzenbaus gegen die «Papisten» unterstützte, und den antiken Autoren auch naturwissenschaftliche Literatur sowie solche zum Festungsbau, zur Artillerie aufgenommen, aber auch Teleskope und Pläne anderer Festungswerke.*

Am Vorabend des Dreissigjährigen Kriegs dürfte sich Zürich noch weitgehend so präsentiert haben, wie wir es von der 1576 bei Christoph Froschauer gedruckten Planvedute von Jos Murer kennen ([Abb. 1](#)). Die Gestalt der Stadt am unteren Ende des Zürichsees wird durch den Fluss Limmat geprägt: Er verbindet und trennt gleichzeitig die beiden Stadtteile in der Art eines Platzes.<sup>1</sup> Deshalb wurden innerstädtische Abschnitte der Limmat bisweilen als «campo» bezeichnet. In oder an der Limmat lagen wichtige Gebäude des städtischen Lebens, so die beiden Brücken mit den damals berühmten Schöpfrädern; die obere, nicht befahrbare Brücke an der Stelle der 1834 erbauten Münsterbrücke vermittelte zwischen der Uferzone beim Grossmünster mit dem Kaufhaus und derjenigen beim Fraumünster mit dem Einsiedlerhof. Sie verlief dabei durch das ehemalige Vorzeichen der Wasserkirche, das 1564 zum neuen Helmhaus ausgebaut worden und Teil des Kaufhausbetriebes war. Die breite und befahrbare untere Brücke überspannte den Fluss zwischen das Rathaus und dem Richthaus auf der rechten Seite und den Gasthäusern zum Schwert – der Standesherberge – und dem Gasthaus zum Storchen. Unterhalb der unteren Brücke lagen an zwei Stegen elf Mühlen. Der untere Mühlesteig endete an der Insel, auf der 1471 eine Mühle zur Papiermühle umgebaut worden war. Murer zeigt den in den 1530er Jahren errichteten Neubau. Ein dritter Steg war vermutlich im 14. Jahrhundert abgegangen. Umschlossen war die Stadt von der Befestigung des 13. Jahrhunderts, die an einzelnen Stellen bereits mehrere Jahrzehnte vor 1576 verstärkt worden war.

## Die Wasserkirche: von der «Götzenkilch» zum Gelehrten-Zentrum Zürichs

Zum städtischen Zentrum gehören die «alten» Kirchen intra muros, eine in karolingischer Zeit konsolidierte Kirchenfamilie, mit der königlichen Fraumünsterabtei, dem Grossmünsterstift, der Wasserkirche und St. Peter als früher Pfarrkirche.

Für die folgende Betrachtung ist die Wasserkirche wichtig, deren Name von ihrer Lage auf einer natürlichen Insel in der Limmat herrührt. Die «Ecclesia aquatica», 1256 als Schenkung von den Kyburgern ans Grossmünster gekommen, hatte zwar nur den Status einer Kapelle, war aber weit darüber hinaus von grosser Bedeutung für Zürich während des ganzen Mittelalters. Es ist zwar erst die Urkunde zur Inkorporation der Wasserkirche ins Grossmünster unmittelbar nach der erwähnten Schenkung, welche 1257 als eine der ersten Schriftquellen die Kirche in den Zusammenhang mit dem

---

<sup>1</sup> CHRISTINE BARRAUD WIENER, PETER JEZLER. Die Kunstdenkmäler des Kantons Zürich. Stadt Zürich I. Stadt vor der Mauer, mittelalterliche Befestigung und Limmatraum. Basel 1999.





Abbildung 1: Am Vorabend des Dreissigjährigen Kriegs dürfte sich die Stadt Zürich noch weitgehend so präsentiert haben, wie wir sie bereits von der 1576 bei Christoph Froschauer gedruckten Planvedute von Jos Murer kennen. Blick nach Osten. Kolorierter Nachdruck von 1766. Zentralbibliothek Zürich, Inv 374.

Ort der Enthauptung der Stadtheiligen Felix und Regula stellte, doch war für sämtliche Bauphasen der Kirche, deren ältester, archäologisch gefasster Vorgängerbau ins späte 10. Jahrhundert/um 1000 datiert,<sup>2</sup> der sogenannte Märtyrerstein wichtigster architektonischer Bezugspunkt. Auf diesem roh belassenen Findling des Linth-Gletschers soll die Hinrichtung von Felix und Regula, der beiden Märtyrer aus dem Umfeld des Thebäers Sankt Mauritius, stattgefunden haben.

Schon vor ihrer Vergabung ans Grossmünster bestanden städtische Ansprüche auf die Wasserkirche, vor und in der sich bis 1414 auch eine Gerichtstätte befand. 1274 wurde in einer Auseinandersetzung zwischen der Stadt und dem Geschlecht der Hottinger, die den Platz zwischen ihrem Turm (dem späteren Kaufhaus bei Murer) und der Kirche bebauen wollten, letztere ganz klar als «Ursprung und Grundlage unserer Stadt und unseres Heils» bezeichnet und die «amoenitas» ihrer Lage, das liebliche Inseldasein angesprochen.<sup>3</sup> Zehn Jahre danach wird die erste grosse Kaplanei für die Wasserkirche, «dem Ort, an dem Felix, Regula und Exuperantius enthauptet worden sind», gestiftet und 1288 wurde der hochgotische Neubau der Kirche geweiht. An diesem dürfte sich die Stadt beteiligt haben. In der Folge wurde die Kirche immer mehr von der Stadt mitbesetzt. Eine städtische Pflegerschaft ist vor 1407 etabliert, seit dem ausgehenden 15. Jahrhundert vergab der Rat das Amt des Sigristen, bestellte den Organisten und wechselte sich bei der Besetzung der obersten Kaplaneipfründe mit dem Grossmünsterstift ab. 200 Jahre später erfolgte dann die Weihe der bis heute bestehenden spätgotischen Kirche, deren Bauherrschaft der städtische Rat innehatte. Bei diesem Neubau, der auch durch einen Ablass finanziert wurde, soll man übrigens das noch frische Märtyrerblut gefunden haben.

2 DÖLF WILD, ANDREAS MOTSCI, ELISABETH LANGENEGGER. Archäologie in der Zürcher Wasserkirche. In: Archäologie Schweiz. 2005, Bd. 28/3, S. 2–16, hier 8–9.

3 BARRAUD WIENER/JEZLER 1999 (wie Anm. 1), S. 206, 209.





Abbildung 2: Anonymer Projektplan zum Schanzenbau des östlich der Limmat gelegenen Stadtteils, um 1640 (Norden links). Baugeschichtliches Archiv der Stadt Zürich BAZ, G1.

Es ist deshalb nur folgerichtig, dass nach der Reformation die profanierte Wasserkirche in den städtischen Marktbereich einbezogen werden konnte, der sich in der unmittelbaren Umgebung entwickelt hatte. 1412/14 war im ehemaligen Wohnturm der Hottinger das bei Murer gezeigte «Kouffhuss» eingerichtet worden; es wurde durch das nördlich angebaute «Salzhaus» ergänzt, wahrscheinlich zum gleichen Zeitpunkt, in welchem die Wasserkirche zum Lagerraum umfunktioniert worden war. In den 1580er Jahren wurden in der Wasserkirche zwei Zwischenböden zum Gewinn von Lagerfläche eingezogen.

### Ausbau der Stadtbefestigung

Murers Prospekt von 1576 zeigt die mittelalterliche Befestigung bereits ergänzt durch neue fortifikatorische Bauformen:<sup>4</sup> das Rennwegbollwerk (1521–24), das Ötenbacher Bollwerk (1532 beendet), das erste Bollwerk am Spitz (1524/1545), sowie die seeseitigen Befestigungen «Auf Dorf» (1525 bzw. 1558–1562), das Ravelin am Kratz (1540) und das Augustinerbollwerk (1575–1578, noch im Bau). Nicht zu erkennen sind bei Murer das Niederdorfbollwerk (Bildrand) und das später entstandene Lindentorbollwerk (1580–1584).

Die Bedrohungslage durch den Dreissigjährigen Krieg löste einen weiteren Modernisierungsschub am alten Befestigungsring aus. Er setzte 1621 mit dem Bau der Bastion am Spitz, der «Schantz», ein, die um den mittelalterlichen Kratzturm gelegt wurde. Sie folgte bereits einer neuen Form der Verteidigungsarchitektur. Danach erhielten weitere Stadttore bzw. -türme Vorwerke: das Limmatbollwerk beim Niederdorftor (1629–1634), die Bastion beim Ketzerturm (1631–1636) und das Torvorwerk beim Neumarkttor (1629–1638).

Die Diskussion um den Bau einer vollständig neuen, die Stadt in einem erweiterten Raum umfängenden Schanzenanlage begann 1624.<sup>5</sup> Der Beschluss durch den Rat, dieses gewaltige Bauwerk auch tatsächlich umzusetzen, erfolgte 1642, nachdem alle neuen Bollwerke an der alten Stadtbefestigung bereits fertig gestellt waren.

Zwei Planungsinstrumente seien angeführt: Der Projektplan der Zeit um 1640 (Abb. 2) zeigt die Stadt

4 BARRAUD WIENER/JEZLER (1999) 122–123. – Stadtmauern. Ein neues Bild der Stadtbefestigungen Zürichs (Stadtgeschichte und Städtebau in Zürich 5). Zürich 2004, S. 46.

5 KARL GRUNDER. Die Kunstdenkmäler des Kantons Zürich. Stadt Zürich IV. Die Schanzen und die barocken Vorstädte. Bern 2005, S. 43–44.



Abbildung 3: Planvedute der Stadt Zürich um das Jahr 1738 von Johann Caspar Ulinger. Der Schanzenring ist farblich hervorgehoben. Zentralbibliothek Zürich, Graphische Sammlung Inv. 448.

rechts der Limmat. Erkennbar ist die ummauerte Fläche der Altstadt und ausserhalb der Mauer sehr präzise die Strassen und Bauten sowie die Grundstücke und ihre Eigentümer, die vom Schanzenbau betroffen sein werden. Die projektierten Schanzen sind mit schwarzen Linien eingetragen. Der Plan kommt der effektiven baulichen Umsetzung schon sehr nahe. 1627 schufen Hans Ulrich Bachofen und Hans Conrad Gyger ein koloriertes Reliefmodell aus Tannenholz.<sup>6</sup> Der grösseren Reichweite der zeitgemässen Artillerie Rechnung tragend, erfasst der Geländeausschnitt nicht nur den mutmasslichen vergrösserten Bogen der neuen Befestigung um die Altstadt, sondern darüber hinaus die Umgebung mit möglichen Standorten feindlicher Geschützstellungen. Wichtige Gebäude in der Stadt sowie die bestehende Befestigung aus dem Mittelalter sind plastisch dargestellt.

Zur Ausführung kam nach langwierigen Beratungen mit Projektverfassern und Experten aus nah und fern das Projekt von Hans Georg Werdmüller.<sup>7</sup> Er war der Spross einer wohlhabenden, alteingesessenen Zürcher Familie, die ihr Vermögen in der Textilfabrikation gemacht hatte. Werdmüller plante nicht nur die Festung, er hatte auch die Bauleitung inne.

Die Ausgaben für die Fortifikation wurden zur Hauptsache aus den ordentlichen Staatseinkünften bestritten, ergänzt durch Sondersteuern, die man vor allem bei den Zünften erhob. 1642 wurde zudem der sogenannte Bauschilling eingestellt, die Subvention privater Bauten durch die Stadt. Privates und obrigkeitliches Bauen ging dadurch während der Zeit des Schanzenbaus deutlich zurück.

Das 1642 begonnene Bauwerk war im Wesentlichen bis 1678 umgesetzt (Abb. 3). Danach umgab die Schanzenanlage die Stadt sternenförmig. Hauptelemente waren vorspringende Bastionen, mächtige, mit Quadermauern gefasste Erdaufschüttungen, und ein breites Grabensystem. Zu den bis heute be-

<sup>6</sup> SAMUEL WYDER. Das Reliefmodell der Stadt Zürich aus dem Jahr 1627 von Hans Ulrich Bachofen (1598–1670) und Hans Conrad Gyger (1599–1674). In: Zürcher Taschenbuch, Neue Folge. 2012, S. 67–83.

<sup>7</sup> GRUNDER 2005 (wie Anm. 5), S. 37–41.





Abbildung 4: Frontispiz des Donationenbuches der Burgerbibliothek von 1629 (unterer Teil). Das Bibliothekswappen zeigt unter dem Zürcher Standeswappen ein geöffnetes Buch auf zwei gekreuzten Schwertern und den Schriftzug «Arte et Marte». Das Emblem gab es auch in Stempelform. Zentralbibliothek Zürich, Arch St 22.

stehenden Teilen gehören der Schanzengraben, der Wasser führt, sowie das Bauschänzli in der Limmat. Den Stolz auf das vollbrachte Werk bringt unter anderem eine polychrome Kachel am Prunkofen von 1698 zum Ausdruck, der in der grossen Ratsstube im Rathaus der Stadt stand (heute Schweizerisches Nationalmuseum). Gezeigt wird Zürich im Kranz der fertiggestellten Schanzanlage, dazu der Wahlspruch: «Tempus parit auget et ornat»/«Die Zeit hat Zürich auffgebracht, vermehret, vest und schön gemacht».<sup>8</sup>

### Die Bibliothek in der Wasserkirche

Gleichzeitig mit dem Bau der neuen Bollwerke und mit der Planung der Schanzanlage fanden in Zürich die Gründung und der Aufbau einer Bibliothek statt, welche die Bürger der Stadt in einer anderen Art festigen sollte: im «rechten» Glauben, in der Vergewisserung der eigenen Geschichte und in der Erweiterung und Stärkung der eigenen Fähigkeiten.

Am 6. Februar 1629 trafen sich vier junge Zürcher, alle zwischen 22 und 25 Jahre alt, alle aus regi-

<sup>8</sup> GRUNDER 2005 (wie Anm. 5), Umschlagbild.



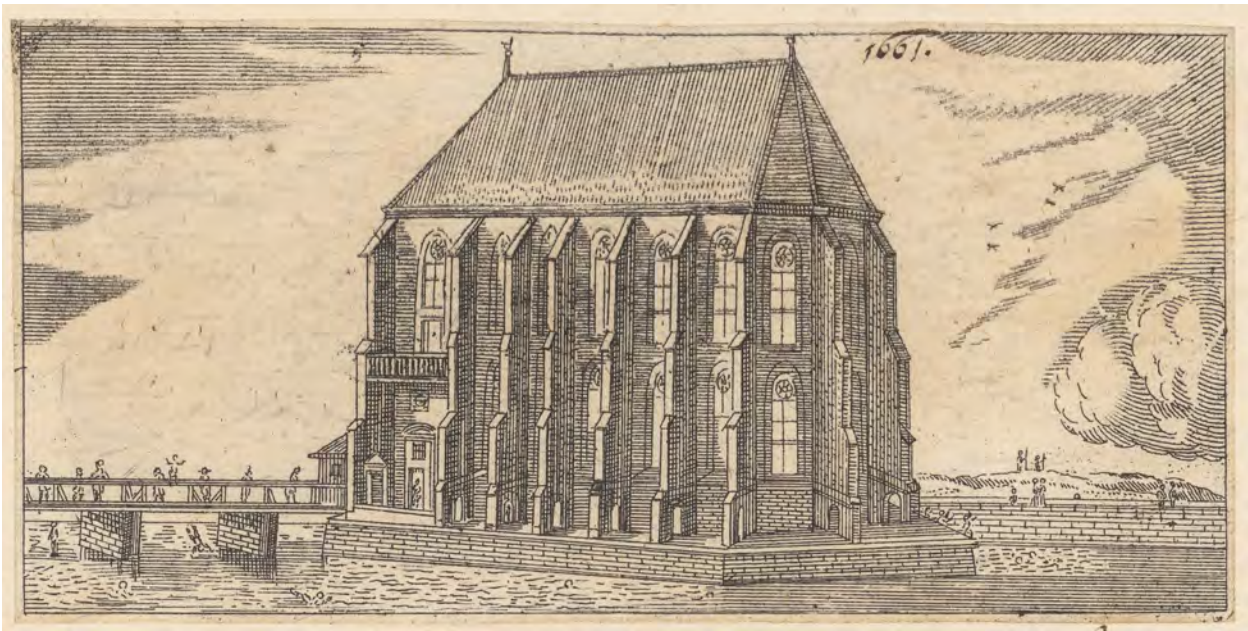


Abbildung 5: Die Wasserkirche in der Darstellung von Conrad Meyer, 1661, Ansicht von Südwesten. Das geschmückte Portal an der Westfassade links ermöglichte den direkten Zugang von der Brücke und damit die Umgehung des Marktbetriebes im Helmhaus. Illustration zur Publikation des auf Deutsch übersetzten Lobgedichtes von Balthasar Venator auf die Bürgerbibliothek. Zentralbibliothek Zürich, STF III, 1.

mentsfähigen Familien stammend: Keller, Müller, Ulrich. Sie waren zurückgekehrt von einer gemeinsamen Bildungsreise, die sie nach Italien, Frankreich und England geführt hatte. Ihr Projekt, auch in ihrer Vaterstadt eine Bibliothek zu gründen, war ganz der republikanischen Idee verpflichtet, die Bibliothek solle nicht wie andere von Fürsten und anderen Obrigkeiten angelegt werden, sondern von guten Bürgern selber; sie solle «einer ganzen Stadt eigen» sein und letztlich alle Benutzer befähigen, ein gutes Regiment zu führen.<sup>9</sup>

Bereits am Tag nach der Gründungssitzung traf das erste Objekt ein: eine Nürnberger Bibel von 1483, die Heiner Ulrich in seinem Widmungstext für die neue Bibliothek als Fundament des nun aufzurichtenden geistigen Baus bezeichnete. Die Schenkungen wurden detailliert in einem Donationenbuch festgehalten (Abb. 4; vgl. unten). Die Bibliothek war zunächst während kurzer Zeit in zwei Häusern an der Kirchgasse und danach in der Konventstube des ehemaligen Frauenklosters St. Verena in der Froschau untergebracht; doch man brauchte einen festen Standort mit ausreichend Platz.

Der grössere Raumbedarf war dem Konzept der Sammlung geschuldet, die von Anfang an neben Büchern, welche stets Hauptteil der Sammlung waren, auch Objekte einschloss. Waren es zunächst Münzen und Porträts, folgten bald Globen und Landkarten. Der Anteil der Naturalien wird sich erst später entwickeln.

Nach fast 100 Jahren merkantiler Nutzung standen die zwei 1580/83 eingezogenen Zwischenböden der profanierten Wasserkirche (Abb. 5) zur Verfügung. 1631 ersuchte die Bibliotheksgesellschaft den Rat um die Überlassung des Gebäudes. Der Standort für die Bürgerbibliothek hätte kaum besser gewählt werden können. Er kam dem Anspruch der Bibliotheksgesellschaft, im öffentlichen Leben der Stadt eine zentrale Rolle zu spielen, vollkommen entgegen. Es gab keinen zentraleren Raum als den Flusslauf der Limmat, wo auch das Rathaus zwischen der grossen und der kleinen Stadt lag. Zusammen mit dem Regierungssitz bildete nun die Bürgerbibliothek mit der Kunstammer einerseits das topografische, vor allem aber das politische und kulturelle Zentrum des zürcherischen Staatswesens. Mit der Wasserkirche wählte man überdies ein Gebäude, dessen Geschichte weit in die Anfänge der

<sup>9</sup> HEINER ULRICH. *Bibliotheca nova Tigurinorum publico-privata selectiorum variarum linguarum, artium & scientiarum librorum ...: ex liberalitate ...: von allerhand gattung notw. Sprachen und freyen Künsten angestellt und zusammengebracht ...* Nachdruck 1979, S. 39–41.



Stadt zurückreichte. Und schliesslich betonte die Insellage der Wasserkirche deren Stellung als ent-rückter Hort der Wissenschaft, aber auch als Refugium für eine offene Diskussion. Auswärtige Besu-cher wunderten sich ob der «Lustbarkeit des Orts». Die Insel gab denn auch jener wissenschaftlichen Vereinigung den Namen, die sich hier regelmässig zu Vorträgen traf, dem «Collegium insulanum».

## Die Sammlung

Den schon «by anfang der bibliothec» nebst den Büchern eingegangenen Bildern, Münzen und Kar-tenwerke folgten weitere Antiken, Instrumente und Objekte. Die Vielfalt der Sammlung hatte bereits Ulrich in seiner Eröffnungsschrift («Bibliotheca nova...») angesprochen: Nicht nur kann man in der Bi-bliothek Zwiesprache halten mit Gott, man kann auch die antiken Philosophen und Historiker studie-ren, aber über das Lesen hinaus wird die «lust» «vermeret» auch durch «andere Stucken, als da seind Weltmappen und Landtaffelen der grossen Kugel der welt Himels und Erderichs allerley Instrument über deß Himmels lauff... Jtem schoene Gemael Conterfetungen unnd Bildnussen grosser Herren und Gelehrter Männeren wie auch sachen die Anatomey betreffend...»<sup>10</sup> Sie wurden zunächst räumlich nicht von den Büchern getrennt, sondern zwischen und neben diesen gezeigt. Das entsprach ganz dem Anspruch auf enzyklopädisches, universelles Wissen der Mitglieder der Bibliotheksgesellschaft.

Von den ersten baulichen Massnahmen von 1631/32 zuhanden der Bibliothek (Absenken des obersten Bodens unter Aufgabe der ehemaligen mittleren Bodens) zur Schaffung eines Raums, der «nach Art und Weise der damaligen Säle» auch einen Boden aus gebrannten Fliesen erhielt,<sup>11</sup> ist nichts mehr erhalten. Nachdem 1638 auch die merkantile Nutzung des Erdgeschosses aufgegeben und dieses als Aula academica eingerichtet wurde, war das ganze Gebäude Hort der Wissenschaft und Gelehrsam-keit. Von diesem wichtigen Moment zeugen bis heute das 1639 datierte Portal im Innern der Kirche sowie die damals entstandene dahinterliegende Wendeltreppe, der sogenannte «Schnegg», die den Zugang zur Sammlung im Obergeschoss erschlossen.

Das Anwachsen der Sammlung, das Konzept, das auch Bilder und Objekte aufgenommen wurden, stiess auf Kritik. Die bekannteste kritische Stimme war jene von Johann Jakob Breitingen (1575–1645), Antistes am Grossmünster.<sup>12</sup> Zunächst Befürworter des Projekts einer Bibliothek, wurde er zum vehe-menten Gegner, vor allem, weil nun als Raritäten auch Zeugnisse vorreformatorischer Frömmigkeit, eine Orgel und Bilder von Leuten, die mit dem richtigen Glauben nichts zu tun hatten, bedenkenlos aufgenommen wurden. Das Haus sei «entgestet» worden, missbraucht, erst als Kaufhaus und nun mit dieser Sammlung. Breitingen ging sogar so weit zu wünschen, die Wasserkirche wäre am besten in der Reformation gleich abgerissen worden.<sup>13</sup> Breitingen, nicht zuletzt durch und durch Gegner eines Bilderkults, wollte eine Bibliotheca («einen Büchergehalter») und keine Iconotheca («Bildnußeng-halter»).

Der Umfang der ständig wachsenden Sammlung stiess 1675 an die Grenze des verfügbaren Raums. Bibliothek und Kammer<sup>14</sup> blieben dem alten Anspruch entsprechend unter dem Dach der Wasserkirche vereint, wurden nun auf zwei Stockwerke verteilt. Diesen Zustand geben zwei Neu-jahrsblätter mit Bildern des Kupferstechers und Malers Johannes Meyer (1655–1712) wieder. Jenes von 1687 zeigt die Bibliothek im Erdgeschoss (Abb. 7): Bücherregale umlaufen die Wände, zwischen den Stützen stehen Lesepulte, die Besucher begrüßen sich und diskutieren miteinander vor den Re-

10 Bibliotheca nova Tigurinorum (wie Anm. 9), S. 102–103.

11 SALOMON VÖGELIN. Geschichte der Wasserkirche und der Stadtbibliothek in Zürich. Zürich 1848, S. 44.

12 Breitingens «Continuierte Bedenkhen über die Bevestigung der Statt Zürich» von 1639; vgl. Grunder 2005 (wie Anm. 5), S. 22–24.

13 Nach VÖGELIN 1848 (wie Anm. 11) S. 49–54; CLAUDIA RÜTSCHKE. Die Kammer in der Zürcher Was-serkirche. Bern 1997, S. 140–146; SUNDAR HENNY. Vom Leib geschrieben. Der Mikrokosmos Zürich und seine Selbstzeugnisse im 17. Jahrhundert. Köln/Weimar/Wien 2016, S. 85.

14 CHRISTINE BARRAUD WIENER, PETER JEZLER. Die Kammer der Bürgerbibliothek in der Wasserkirche in Zürich. In: ANDREAS GROTE (Hrsg.) Macrocosmos in Microcosmo. 1994, S. 763–798; RÜTSCHKE 1997 (wie Anm. 13).



Abriß der Kunst-Kammer auf der Wasser-Kirchen in Zürich



Was der Schöpfer aller dinge uns erkänlich furgesetzt. Auch was etwan nach der Kunst ist gemacht von menschen beyden  
 In den seinen Allmachts Wercken / auf der ganzen weiten Welt. Das man bringt auß Ost und West und der Welt entfernten orten  
 Was uns zeigt die Natur an den Steinen und Metallen. Von Anatomey Bemagden von der Fier und Feld Vieh Kunst  
 Erden Früchten mancherley an den Wunder-dingen aller. Der von Antiquitäten das wird hier durch gross Kunst  
 Was für klein und groß Geschöpfe wohnen in dem weiten Meer. In der hohen Dreyheit / Sürgern / und auch Frönder Leuten  
 Was für wunder-seltam Vögel schweben in dem Luft umher. Auf behalten Gottes Ehr durch dis Mittel auß zubringen  
 Der Kunst und Tugend Neben den Tugend ab dem Für gerlichen Däch- gehalten  
 verkehrt auf dem Neuw-Jahr Tag der 1688<sup>ten</sup> Jahr. Johannes Meyer fecit.



Hier verbleibt  
 was vergehenheit  
 aufreibt

Abbildung 6 (oben): Seit 1677 diente das Obergeschoss der Wasserkirche als Kunstkammer. Zentralbibliothek Zürich, AZZ 17 : 47  
 Abbildung 7 (unten): Das Erdgeschoss der Wasserkirche mit der Bibliothek. Kupferstiche von Johannes Meyer für das Neujahrsblatt der Burgerbibliothek, 1686 und 1687. Zentralbibliothek Zürich, STF III, 5.



galen. Ein unter dem Bild angefügter Text spricht die Vielfalt der Sammlung an, die theologische Literatur, Rechtswissenschaft, medizinisches Wissen, philosophisches, historisches, aber auch Poesie, Mathematik, nebst den übrigen Künsten und Wissenschaften, die hier seit Jahren zusammengetragen worden sind.

Das folgende Neujahrsblatt zeigt die Kunstkammer im Obergeschoss (Abb. 6): Entlang den Wänden reihen sich Schränke, zahlreiche Bilder sind aufgehängt und mehrere Globen aufgestellt. Rechts steht auf einem Schrank ein Skelett für anatomische Studien, ausgestopfte Vögel, vom Gewölbe hängen ein Krokodil und ein Wal. Auch hier betont der Text die Vielfalt, die in der Natur vorkommt, die wunderbaren und wunderbaren Dinge, die sie hervorbringt, aber auch die von Menschen geschaffene Kunst und das von ihnen erworbene und verfeinerte Wissen.

### Arte et Marte

Arte et Marte – «Durch Wissenschaft und Waffen» – so lautete die Devise der Bürgerbibliothek von Anfang an. Die Titelseite des Donationenbuches (Abb. 4) zeigt unter dem Wappen Zürichs zwei allegorische Tugenddarstellungen, links Fortitudo, rechts Prudentia: Stärke, Klugheit, Selbsterkenntnis. Unter dem Schriftfeld ist die Devise «Arte et Marte» angebracht, durch Wissenschaft und Waffen, auf die noch einzugehen sein wird. Angesprochen sind die freien Künste sowie der römische Kriegsgott Mars. Die Wortschöpfung war keine Eigenkreation, sondern seit dem Mittelalter europaweit bekannt. Das «Tigurinorum» der Titelzeile ist übrigens ein Gelehrten-Irrtum der Zürcher Humanisten. Sie erkannten in dem bei Julius Caesar überlieferten Namen des helvetischen Teilstamms der Tiguriner den antiken Namen ihres Zürich, ein Irrtum, der erst im 18. Jahrhundert nach dem Fund eines römischen Grabsteins mit Ortsbezeichnung zu «Turicum» korrigiert werden konnte.

Arte et Marte: ein Zweiklang, der einen Widerspruch enthält. Mit diesem Widerspruch (und mit Widersprüchen überhaupt!) hatten sich die Bibliotheksgründer in verschiedener Weise und immer wieder auseinanderzusetzen. Von Anfang an gab es zum einen die Zweifel am Sinn einer Bibliotheksgründung in Kriegszeiten. Kritiker des Projekts wandten ein, es werde zu teuer. Dem hielten die Gründer (Ulrich in seiner «causa bibliothecae»)<sup>15</sup> entgegen, dass dank der Bibliothek Arme keine Bücher kaufen müssten und Reiche durch das breite Angebot mehr Bildung erwerben könnten. Die Bibliothek sollte zum Gemeingut der Bürger werden und die dort erworbene Bildung diese dazu befähigen, ein gutes, gerechtes, gottgefälliges und ökonomisch sinnvolles Regiment zu führen. Ein weiterer Einwand zielte darauf ab, dass die Beschäftigung mit Büchern der Wehrbereitschaft der Männer schade: wer lese, werde «weibsch» und «unkriegersch». Nein! Die Leitung und Führung von Soldaten setze Weisheit, Kenntnis von Kriegsrecht und Wissen um das Funktionieren von Waffen voraus, Dinge, die man am besten aus Büchern lernen könne.<sup>16</sup> Es ging nicht eine Absage an den Krieg oder das Kriegerhandwerk; Buch und Schwert sollen sich im Gleichgewicht befinden: Arte et Marte.

Im derzeitigen «gantz unversöhnliche[n] krieg» wurden «bibliotheken von ainanderen zertrennet die besten eltisten bücher und schriften als ein edel theuwrer Schatz der warheit hin unnd wider zerstreuwet unnd viel tausendt kostlicher stuck von Buecheren entweder öffentlich zu aeschen verbrennt oder anderstwo hin verschleickt heimlich versteckt und den würmern unnd schaben für geworfen».<sup>17</sup>

### Geschwister: Wasserkirche und Zeughaus

Schon 1629 hatte Ulrich in seiner Gründungsschrift davon gesprochen, dass Bücher (hier: die besten alten Autoren) «unsere Festungen» seien und aufgerufen: «Lassend uns durch diß mittel Vestenen

15 Bibliotheca nova Tigurinorum (wie Anm. 9), S. 15–16.

16 Bibliotheca nova Tigurinorum (wie Anm. 9), S. 17–25.

17 Bibliotheca nova Tigurinorum (wie Anm. 9), S. 52–53.



Abbildung 8: Zeughaus. Radierung von Johannes Meyer, 1700. Zentralbibliothek Zürich, KK 179: 13

und Schantzen der tuget und Züghäuser der weißheit auffbauwen und bevestnen».<sup>18</sup> 1661 wird dieses Bild wieder aufgenommen und in einem der Neujahrsblätter publiziert, die die Bibliothek seit 1645 herausgab.

Das «Ehren- und Lobgeticht auf die Burgerbücherey zu Zürich» hatte der deutsche Humanist Balthasar Venator (1594–1664, eigentlich Balthasar Jäger) aus Weingarten, der sich 1642 oder 1643 in Zürich aufgehalten und ein begeisterter Bibliotheksbesucher gewesen war, bereits im Anschluss an diese Reise auf lateinisch verfasst. Die 1661 erschienene Übersetzung ins Deutsche besorgte Johann Wilhelm Simler (1605–1672), Theologe, Barockdichter und Hauptautor der Neujahrsblätter der Bürgerbibliothek.

Für ein Loblied auf eine Bibliothek enthält das Gedicht eine überraschend deutliche Kriegs-Thematik.<sup>19</sup> Sätze zu den Themen Krieg, Festungsbau und Waffen wechseln ab mit lobenden Zeilen über die Bibliothek und ihre Bestände.

Wie schon Ulrich in seiner Eröffnungsschrift, erwähnt auch Venator ein Zeughaus. Hier ist es konkret das Zürcher Zeughaus in Gassen, das 1487/88 als mächtiger Kopfbau mit Treppengiebeln und Kreuzstockfenstern errichtet worden und eine Sehenswürdigkeit der Stadt war (Abb. 8). Venator hat es – wie alle Zürichreisenden – besucht. Zu den im Zeughaus bewahrten Objekten gehörten Prunkstücke aus der Burgunderbeute sowie eine Armbrust, die als jene Wilhelm Tells ausgegeben wurde. Die Institution mit ihrer Sammlung, die mit verschiedenen Waffengattungen („Pfeil, Schwerter und Geschoss, leichte Rohr und schwäre Waffen“) einerseits auf die Geschichte Zürichs und der alten Eidgenossenschaft verwies, andererseits von Wehrhaftigkeit zeugte, konnte gut und gern als Geschwister der Bibliothek mit ihrer Sammlung auf der Wasserkirche gelten. Mit dem Zweizeiler «Also ein

18 Bibliotheca nova Tigurinatorum (wie Anm. 9), S. 100–101.

19 MARTIN GERMANN. Arte et Marte: Durch Wissenschaft und Waffen. Die Gründungsidee der Bürgerbibliothek Zürich nach Balthasar Venators Lobgedicht von 1643/1661. In: Zürcher Taschenbuch N.F., Bd. 100, 1981, S. 25–45. – Der Text der Gedichts ist abrufbar unter <https://www.e-rara.ch/zuz/content/zoom/11302616>.



jeder ihm zu seinem Gebrauch erwählt, was ähnlich seiner Kunst und ihm wohlgefällt», der sich sowohl auf das Zeughaus als auch auf die Bibliothek anwenden lässt, leitet Venator denn auch geschickt vom Zeughaus zur «Bücherey» über, einem schönen und lieblichen Ort. Hier finde man alles zu sämtlichen alten Sprachen, zur Medizin, zur Astronomie und Erdkunde.

Dass eine Bibliothek durch das Kriegsgeschehen in eine unmittelbare Gefährdung geraten konnte, bis hin zur kompletten Auflösung und Verschleppung der Bestände, hatte Balthasar Venator als junger Gelehrter schmerzlich in seiner Universitätsstadt Heidelberg «am Nekkerstrom» erfahren. 1622 war Heidelberg von bayerischen Truppen belagert und eingenommen worden, die berühmte pfälzische Bibliothek wurde aufgehoben, die Bücher in Kisten verpackt und zum Papst nach Rom gekarrt.

«Ach! Schwerer Bücherkarr, wie hast du doch gekirret!  
Ihr Güterwägen, ach! Wie habt ihr, angeschirret  
So reichen Raub entführt?»

Es sind die Worte eines Augen- und Ohrenzeugen, dem dieses Ereignis Heimat, Stellung und Karriere zerstört hat. Auch 20 Jahre später sass bei Venator der Schmerz sehr tief. Umso mehr wünscht er, dass Zürich diese Probe nicht zuteilwerde, «denn auch beim besten Krieg ist wenig Nutz und Heil». Das Poem schliesst mit einem Friedenswunsch für Zürich und der Beschwörung glücklicher Friedenszeiten.

## Wissenschaft und Schanzenbau

Die mit dem Lobgedicht gedruckte Darstellung der Wasserkirche ist insofern verfremdet, als dass die eigentliche bauliche Umgebung in Zürichs Innenstadt gar nicht wiedergegeben wird. Wichtig ist wieder die Betonung der Insellage (Abb. 5).

Das Bild lässt sich auch verstehen als Allegorie auf die beiden Themen des Gedichtes, auf Frieden und Krieg.<sup>20</sup> Links der Bürgerbibliothek die unbeschwert sich tummelnde Jugend, Badende springen von der Münsterbrücke in die Limmat. Rechts dagegen nahen dunkle Gewitterwolken. Und tatsächlich scheint hier der Bau einer Festungsbastion dargestellt zu sein. Hinter Quadermauern liegen ungeordnete Erdhaufen, offenbar in der Aufschüttung begriffen, und man vermeint, den Geometer mit seinem Gehilfen an der Arbeit zu sehen, mit Messlatten und -stangen hantierend.

Dazwischen die Wasserkirche mit der Bibliothek, eine Insel des Friedens im Strom der Zeit. Wenn wir nach möglichen personellen Verbindungen zwischen den Mitgliedern der Bibliotheksgesellschaft und den Verantwortlichen für den Schanzenbau fragen, so scheint es sie zunächst kaum zu geben. Natürlich sind es zunächst vorwiegend Angehörige der regimentsfähigen Familien. Claudia Rüttsche hat gezeigt, wie nach der Gründung der Bibliothek die Laufbahn obrigkeitlicher Amtsinhaber sehr häufig mit der Mitgliedschaft (oft bereits ab 20 Jahren) bzw. der Betätigung auf der Bibliothek begann.<sup>21</sup> Hier konnte man sich den Nachweis dafür holen, dass man fähig und würdig war, ein öffentliches Amt auszuüben. Die Bibliothek mit der Kunstammer diente in Zürich – wo es ausser am Grossmünster kein Angebot für eine akademische Bildung gab – als wichtige Bildungsstätte. Das gilt im besonderem Masse für die Textilkauflleute, die selbst nicht zu den Gründern der Bibliotheksgesellschaft gehörten, deren Beteiligung am Aufbau der Kunstammer aber wesentlich war. Die Förderung des Angebots in der Wasserkirche trug zur Allgemeinbildung der Kaufmannschaft als neuer Elite bei, die ihre Interessen auch beim Bau des Schanzenwerks einbringen bzw. federführend sein wird.

Der Werdegang von Johann Georg Werdmüller allerdings, dem späteren Schanzenherrschaft und Bauleiter der neuen Befestigung, entsprach nicht diesem Schema. Privilegiert aufgewachsen im alten Seidenhof, erhielt mit seinem älteren Bruder Hans Rudolf (dem späteren General) offenbar als Elfjähriger Mathematikunterricht beim Stadtingenieur Johannes Arduser (1585–1665), seinem späteren Gegenspieler in der Diskussion um den Schanzenbau. Ab 1627 genoss er in Genf eine umfassende

20 Das Folgende nach GERMANN 1981 (wie Anm. 18).

21 RÜTSCHKE 1997 (wie Anm. 14) S. 81–82.

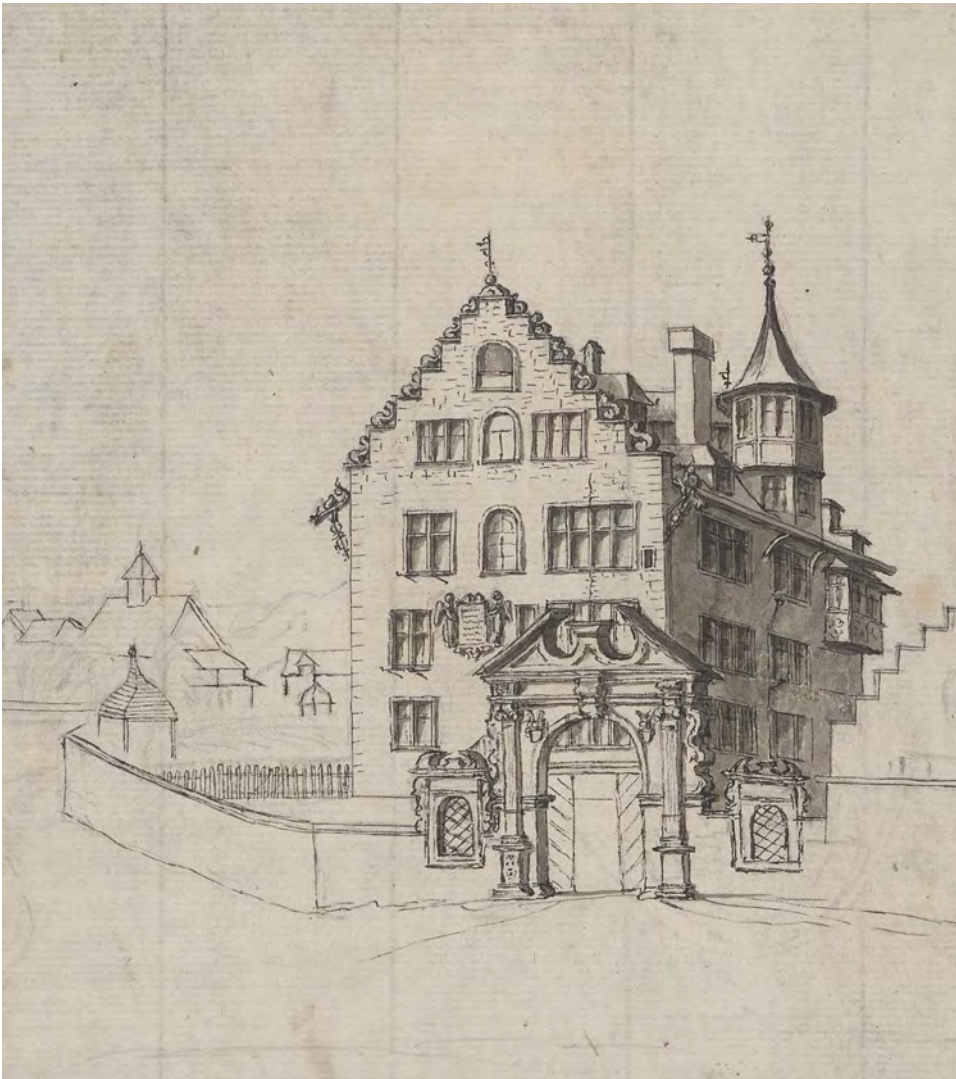


Abbildung 9: Der Alte Seidenhof der Familie Werdmüller, ein herrschaftlicher Wohnbau mit Treppengiebel, Dachkerker und Hausportal. Hans Georg Werdmüller wird später die Seidenhöfe, eine Art Ballung von Familiensitzen ausserhalb der alten Stadtmauer, in den Schanzenring mit einschliessen. Zentralbibliothek Zürich, Escher v. d. Linth, H.C. BRA 0178.001

Ausbildung, die von alten Sprachen bis zu Physik und Vermessungskunde reichte; drei Jahre später studierte er Fortifikationswissenschaft und Planzeichnen in Lyon, wo er aber auch Einblicke in ein Textilunternehmen nehmen konnte, das mit dem Seidenhof Handel trieb. 1633 kehrten er mit dem Bruder nach Zürich zurück, wo er nach 1638 aus der Firma im Seidenhof austrat. Als er 1642 die oberste Bauleitung beim Schanzenbau übernahm, setzte er sich gegen seinen ehemaligen Mathematiklehrer Ardüser durch.<sup>22</sup> Übrigens erscheinen sowohl Werdmüller als auch Ardüser im Donatorenbuch der Stadtbibliothek: Ardüser mit Messinstrumenten, Werdmüller mit Porträts von Feldherren.

### Schanzenbau und Stadtplanung

Der Schanzenring bedeutete nicht nur eine Aktualisierung der Verteidigungsarchitektur, er umschloss auch eine doppelt so grosse Fläche wie die mittelalterliche Stadt. In den neu erschlossenen Quartieren am Zürichberghang, in Stadelhofen und im Talacker etablierte sich eine privilegierte, wirtschaftlich aktive Bevölkerungsschicht. Der Schanzenbau nahm damit auch städtebauliche, wirtschaftliche und gesellschaftliche Entwicklungen der prosperierenden Stadt auf.<sup>23</sup> Die Bebauung des neu gewonnenen Siedlungsgürtels war nicht dicht-urban, sondern im Vergleich mit der Altstadt eher locker. Patrizische Wohnsitze, Handelshäuser und Gebäude der protoindustriellen Textilproduktion wechselten mit Grünflächen und Ziergärten.

<sup>22</sup> Nach GRUNDER 2005 (wie Anm. 5), S. 40–41.

<sup>23</sup> KARL GRUNDER. Die barocke Befestigung von Zürich: Planung, Ideal und Wirklichkeit. In: Kunst + Architektur in der Schweiz. 2003, Bd. 54/4, S. 13–20.





Abbildung 10–11: Ausgrabung Parkhaus Opéra unter dem Sechseläutenplatz, 2009. Rest der Stadelhoferbastion mit sichtbarem Quadermauerwerk, kleinsteinigem Mauerwerk, Holzfundationen und Erdaufschüttungen über den Seesedimenten, Ansicht und Schnitt.



Eine Bebauung des Geländes ausserhalb der Stadtmauer gab es schon vor dem Schanzenbau, sei es durch gewerbliche Bauten, aber auch durch repräsentative Wohnsitze. Ein Beispiel dafür sind die Seidenhöfe im Westen der Stadt.<sup>24</sup> Mit ihnen treffen wir wieder auf Familie Werdmüller, diesen wichtigen Vertretern der dominierenden Kaufmannsschicht. Zentrum war der Alte Seidenhof, ein herrschaftlicher Solitär mit Treppengiebel (Abb. 9). Die Prunkstube mit reich profilierter Kassettendecke, Wandtäfer mit integriertem Buffet und bunt bemaltem Turmofen von Ludwig Pfau aus Winterthur befindet sich heute im Schweizerischen Nationalmuseum. Erbaut wurde der Alte Seidenhof von Johann Georg Werdmüllers Grossvater David Werdmüller (1548–1612) und dessen Bruder Heinrich (1554–1627). Die beiden waren Söhne des Müllers auf der «Wermühle» am Sihlkanal nordwestlich der ummauerten Stadt.

### **Abspann: Archäologie des Schanzenrings**

In den Jahren nach 1833 wurde die Schanzenanlage von Zürich bis auf wenige Elemente abgetragen und zugeschüttet. In den letzten Jahren wurden an verschiedenen Stellen Reste dieser Anlage bei Ausgrabungen untersucht. Es handelt sich um eine Form von «Neuzeit-Archäologie», die sich neben dem archäologischen Befund und der Dendrochronologie auch mehrerer Schrift- und Bildquellen bedienen kann und damit verschiedene, sich ergänzende Quellengattungen zur Verfügung hat. 2009 erfolgte im Rahmen der Ausgrabungen für das Parkhaus Opéra die archäologische Untersuchung der 1644 errichteten Stadelhoferbastion (Abb. 10–11). Die Feuchtbodenerhaltung ermöglichte die Dokumentation von bisher nicht bekannten Einzelheiten der Fundamentkonstruktionen, in Form von parallel verlegten, durch Pfähle gesicherten Schwellbalken mit eingeneteten Querhölzern<sup>25</sup>. Die Ausgrabung im Rahmen des Erweiterungsbaus für das Kunsthaus Zürich ergab 2015/16 noch umfangreichere Schanzenreste im Bereich der alten «Hottingerporte» im Südosten der Stadt. Die Bearbeitung dieser Grabungsbefunde – einschliesslich Schanzenmauern, überwölbten Kanalkonstruktionen, Wallschüttungen, Platz- und Strassenpflasterungen und Wachhäuschen/«corps de garde» –, des Fundmaterials sowie der verschiedenen Schrift- und Bildquellen sind Teil eines derzeit laufenden Auswertungs- und Vermittlungsprojektes.

#### Abbildungsnachweis:

- 1 Zentralbibliothek Zürich, <https://www.e-rara.ch/zuz/content/titleinfo/10747596>
- 2 Baugeschichtliches Archiv der Stadt Zürich (BAZ), G1.
- 3 Zentralbibliothek Zürich, <https://www.e-manuscripta.ch/zuzneb/maps/content/pageview/912770>
- 4 Zentralbibliothek Zürich, <https://www.e-manuscripta.ch/zuz/content/wpage/1485599>
- 5 Zentralbibliothek Zürich, <https://www.e-rara.ch/zuz/content/zoom/16817950>
- 6 Zentralbibliothek Zürich, <https://www.e-rara.ch/zuz/content/zoom/17729371>
- 7 Zentralbibliothek Zürich, <https://www.e-rara.ch/zuz/content/zoom/16818562>
- 8 Zentralbibliothek Zürich, <https://www.e-rara.ch/zuz/content/titleinfo/17729705>
- 9 Zentralbibliothek Zürich, <https://www.e-manuscripta.ch/zuzneb/content/titleinfo/1593449>
- 10-11 Amt für Städtebau Zürich, Archäologie.

<sup>24</sup> GRUNDER 2005 (wie Anm. 5) 410–422.

<sup>25</sup> NIELS BLEICHER et al. Unter Tag – Die Rettungsgrabung Parkhaus Opéra. In: Archäologie Schweiz. 2011, Bd. 34/3, S. 16–23, hier 22.



# Marburg – eine andere Stadt der Reformation

Ulrich Klein

Der direkte Vergleich von Basel und Marburg an der Lahn hat sich schon einmal, im Bereich des städtischen Bauwesens, als nützlich erwiesen. In dem betreffenden Band sind bereits die Unterschiede, aber auch die Gemeinsamkeiten beider Städte herausgearbeitet worden, wobei in erster Linie auch auf die gute Quellenüberlieferung zu verweisen ist.<sup>1</sup> Im Bereich der politischen Geschichte, die im 16. und 17. Jahrhundert vor allem durch die konfessionellen Auseinandersetzungen geprägt war, ergeben sich allerdings auch signifikante Unterschiede, die hier behandelt werden sollen.

## 1. Marburg als Stadt der hessischen Reformation

### 1.1. Die Reformation in der Landgrafschaft Hessen

Der seit 1518 in Hessen regierende Landgraf Philipp (1504–1567) nutzte erstmalig Kassel im Norden seines Territoriums als seine Hauptresidenz und Marburg im Zentrum nur noch als Nebenresidenz. (Abb. 1) Schon früh an die Regierung gekommen, begann der inzwischen 20-jährige Fürst 1524 unter dem Einfluss seiner Berater, zunehmend die bis dahin von ihm strikt abgelehnten reformatorischen Bestrebungen im Kirchenbereich zu unterstützen.<sup>2</sup> Nach dem Bauernkrieg, in dem er eine wichtige militärische Rolle bei der Niederschlagung des Aufstandes spielte, nahm er dann 1526 die Reformation für sich und die Landgrafschaft endgültig an.<sup>3</sup> In der Folgezeit entwickelt sich Hessen zu einem der wichtigsten Kernländer der Reformation. (Abb. 2)

Philipp sah damit offenbar die Chance, seinen Herrschaftsanspruch im Lande und nach außen als Protestant besser umsetzen zu können. Für Hessen bot sich damit die Chance, eine deutlich wichtigere Rolle in der Reichspolitik zu spielen, wozu allerdings erst die personelle Grundlage geschaffen werden musste. Im dies zu erreichen, sollte in Marburg eine neuzugründende protestantische Landesuniversität zur Ausbildung der Beamten und Theologen, bei deren Konzeptionierung ihn vor allem auch Melanchthon<sup>4</sup> unterstützte, entstehen.<sup>5</sup>

Im Oktober 1526 rief Landgraf Philipp die hessischen Landstände in der Marienkirche<sup>6</sup> in dem zentral gelegenen Homberg/Efze zusammen, wo traditionell Landtage angehalten wurden, um durch Franz Lambert von Avignon und Adam Kraft als seine Berater die Reformation für die Landgrafschaft Hessen verkünden zu lassen und damit die entsprechende Verbreitung einzuleiten.<sup>7</sup> Die da-

1 GERHARD FOUQUET. Bauen für die Stadt. Finanzen, Organisation und Arbeit in kommunalen Baubetrieben des Spätmittelalters. (Städteforschung A/48). Köln 1999.

2 WILHELM ERNST WINTERHAGER. Entscheidung in Leipzig? Zur reformatorischen Wendung Landgraf Philipps von Hessen 1524. In: Mehr als Stadt, Land, Fluss. Festschrift für Ursula Braasch-Schwersmann. Neustadt a. d. Aisch 2020, S. 153–156.

3 URSULA BRAASCH-SCHWERSMANN, HANS SCHNEIDER, WILHELM ERNST WINTERHAGER (Hrsg.). Landgraf Philipp der Großmütige 1504–1567. Hessen im Zentrum der Reformation. Marburg, Neustadt a. d. Aisch 2004.

4 GERHARD MAY, ROLF DECOT (Hrsg.). Heinz Scheible, Melanchthon und die Reformation. Forschungsbeiträge. Mainz 1996; WILHELM MAURER. Philipp Melanchthon und die Reformation in Hessen. In: Hessisches Jahrbuch für Landesgeschichte 11 (1961), S. 64–89.

5 WILLEM FRIJHOFF. The European landscape of higher education around 1500 and the foundation of the Marburg University. In: WOLF-FRIEDRICH SCHÄUFELE (Hrsg.). Reformation der Kirche – Reform der Bildung. Die Universität Marburg und der reformatorische Bildungsauftrag. Münster, New York 2020, S. 67–82; HERMAN J. SELDERHUIS. Reformatorische Universitätsgründungen. In: Ebenda, S. 35–60.

6 ELMAR ALTWASSER. St. Marien zu Homberg/Efze. Die Baugeschichte der Reformationskirche Hessens. Marburg 2017.

7 BODO FÄCKE. Die Homberger Synode von 1526. Die Reformation in Hessen. Homberg/Efze 2001.

bei vorgestellte neue Kirchenordnung erschien Luther zu modern, wurde aber trotz der engen Beziehungen zu Wittenberg anschließend doch schrittweise umgesetzt.

## 1.2. Die Marburger Universitätsgründung

Zur Ausstattung der 1527 gegründeten Landesuniversität stellte Philipp sukzessive die Einkünfte von mehreren nun aufgelösten hessischen Klöstern zur Verfügung; in der Stadt Marburg wurden auch die Klostergebäude an die Universität übergeben und nahmen nun deren Fakultäten, die Stipendiatenanstalt und die lateinische Schule, das Pädagogium, auf. Dabei handelte es sich um die Klöster der Dominikaner, Franziskaner und der Brüder vom gemeinsamen Leben („Kugelherren“).<sup>8</sup> Der neu gegründeten Universität mit anfangs 11 Professoren und etwa 200 Studenten stand damit ein Raumangebot zur Verfügung, das im Prinzip bis in das 19. Jahrhundert ausreichend sein sollte. Erst allmählich sind die ehemaligen Klostergebäude, die auch heute noch von der Universität genutzt werden, der neuen Verwendung angepasst worden. Grundsätzlich hielten sich die erforderlichen Änderungen aber in Grenzen, denn die Klostergebäude mit ihren größeren Versammlungsräumen (Refektorium, Kapitelsaal etc.) und den Zellen für die Mönche boten für die Lehre und das Unterkommen der Studierenden gute Voraussetzungen. Im Kugelkloster beispielsweise hat man allerdings jeweils zwei der früheren Zellen zu einem kleinen Gemach zusammengelegt, das nun aber von zwei Studenten gemeinsam bewohnt wurde. (Abb. 3)



Abbildung 1: Landgraf Philipp. Kolorierter Holzschnitt des 16. Jahrhunderts.

## 1.3. Das Marburger Religionsgespräch 1529

Auf Initiative von Landgraf Philipp, der damit seine zentrale Rolle unter den protestantischen Fürsten unterstrich, fand vom 1. bis zum 4. Oktober 1529 auf dem Marburger Schloss das sogenannte „Religionsgespräch“<sup>9</sup> mit allen damals wichtigen Akteuren der Protestanten statt, um die Streitpunkte zwischen Lutheranern und Reformierten endgültig auszuräumen, um danach geschlossener gegen Kaiser und Reich auftreten zu können. Die Wittenberger Seite wurde von Luther und Melancthon angeführt, die reformierte von Ulrich Zwingli, aus Basel war Johannes Oekolampad anwesend. Man war sich in den tagelangen Verhandlungen in der Ablehnung der katholischen Lehre einig und fasste die behandelten Fragen in den „Marburger Artikeln“ zusammen, wobei man in 14 von 15 behandelten Fragen Übereinstimmung erzielte. Lediglich in dem 15. Punkt, der Abendmahlsfrage, kam keine

8 KATHARINA SCHAAL. Was kostet eine Universität? Die Finanzierung der Marburger Universität durch Güter säkularisierter Klöster. In: SCHÄUFELE 2020 (wie Anm. 5), S. 83–96; zu den Universitätsbauten siehe ULRICH KLEIN. Bauarchäologische Bemerkungen zu den Ursprungsbauten der Marburger Universität. In: KATHARINA SCHAAL (Hrsg.). Von mittelalterlichen Klöstern zu modernen Institutsgebäuden: aus der Baugeschichte der Philipps-Universität Marburg. Münster 2019, S. 17–44.

9 GERHARD MAY (Hrsg.). Das Marburger Religionsgespräch 1529 (Texte zur Kirchen- und Theologieschichte 13). Gütersloh 1970.



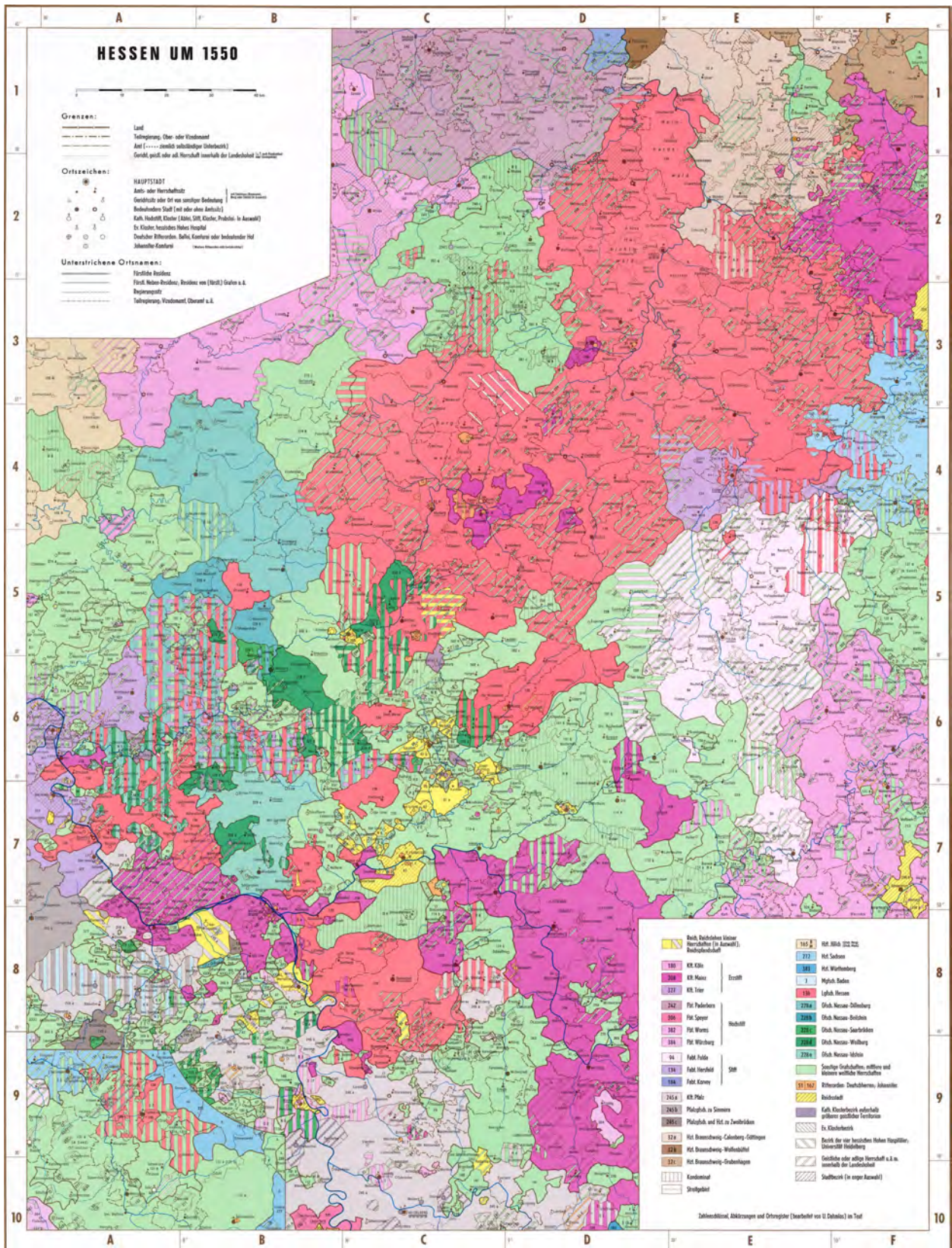


Abbildung 2: Das hessische Territorium unter Landgraf Philipp, um 1550.



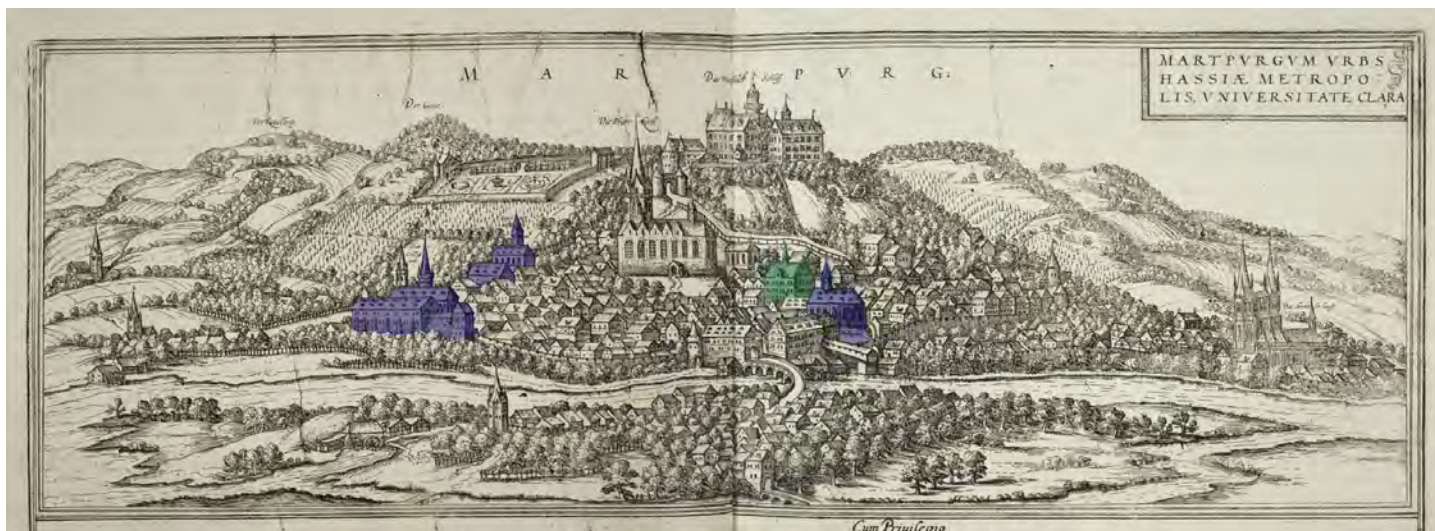


Abbildung 3: Marburg. Radierung aus Braun/Hogenberg, *Civitates Orbis Terrarum*, Bd. 1, Köln 1572, nach S. 27. Die Gebäude der Marburger Universität sind blau markiert, grün das Rathaus.

Einigung zustande, wodurch das Ziel des Treffens verfehlt wurde und die zukünftige Spaltung des Protestantismus mit ihren auch für Hessen erheblichen Auswirkungen praktisch vorgezeichnet war.

#### 1.4. Der Schmalkaldische Bund 1531–1547

Zur vor allem auch militärischen Verteidigung der Reformation gegen den Kaiser und die katholischen Fürsten wurde im Februar 1531 in Schmalkalden, der damaligen hessischen Exklave in Thüringen, ein Bündnis der protestantischen Fürsten und Reichsstädte unter Führung von Landgraf Philipp von Hessen und des ernestinischen Kurfürsten Johann-Friedrich von Sachsen geschlossen.<sup>10</sup> (Abb. 4) Mit dieser Rückendeckung gelang es Landgraf Philipp im Jahre 1534, den vertriebenen Herzog Ulrich von Württemberg wieder in seine Herrschaft einzusetzen, der daraufhin sofort die Reformation einführt und Mitglied des Bundes wurde.<sup>11</sup> Die Vertreibung des katholischen Herzogs Heinrich II. von Braunschweig-Wolfenbüttel, einer der wenigen noch katholischen Fürsten in Norddeutschland, im Jahre 1542 entzweite allerdings die Bundesmitglieder, wodurch der Bund seit dieser Zeit weitgehend handlungsunfähig war.<sup>12</sup>

Landgraf Philipp setzte in der Landesverteidigung

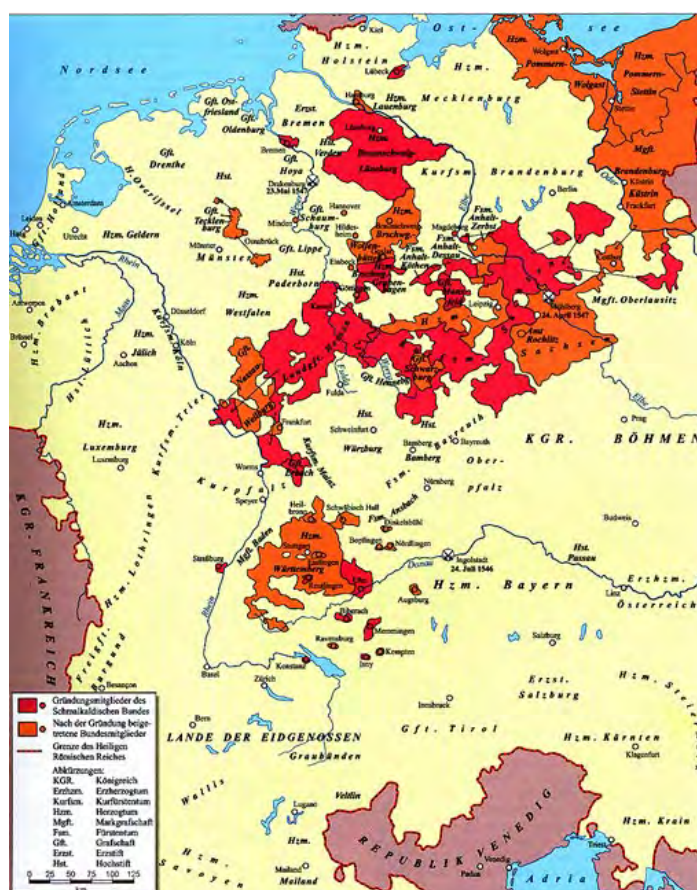


Abbildung 4: Der Schmalkaldische Bund am Vorabend des Krieges 1547.

10 KAI LEHMANN. Der Schmalkaldische Bund. Untermaßfeld 2017.

11 FRANZ BRENDLE. *Dynastie, Reich und Reformation. Die württembergischen Herzöge Christoph und Ulrich, die Habsburger und Frankreich*. Stuttgart 1998.

12 GABRIELE HAUG-MORITZ. *Der Schmalkaldische Bund 1530–1541/42. Eine Studie zu den genossenschaftlichen Strukturelementen der politischen Ordnung des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation* (Schriften zur südwestdeutschen Landeskunde 44). Leinfelden-Echterdingen 2002.





Abbildung 5: Kassel. Radierung aus Braun/Hogenberg, *Civitates Orbis Terrarum*, Bd. 1, Köln 1572, nach S. 27.

Hessens auf feste Waffenplätze in Form der Festungen Kassel, Ziegenhain, Gießen, Rüsselsheim und Rheinfels; die übrigen Städte wie auch Marburg besaßen noch ihre mittelalterlichen Ummauerungen.<sup>13</sup> (Abb. 5)

Die deutliche Schwächung des Bundes durch seine innere Uneinigkeit nutzte Kaiser Karl V. 1546 zu einem Kriegszug gegen die Protestanten, wobei es ihm gelungen war, den albertinischen Herzog Moritz von Sachsen, den Schwiegersohn Landgrafs Philipps, gegen das Versprechen der Kurwürde auf seine Seite zu ziehen.<sup>14</sup> In dem zuerst in Süddeutschland, dann in Mitteldeutschland geführten Krieg wurde der Bund zuletzt in der Schlacht bei Mühlberg 1547 vernichtend geschlagen, und seine beiden Hauptleute gerieten in Gefangenschaft.<sup>15</sup>

Johann-Friedrich konnte der Hinrichtung in der Wittenberger Kapitulation durch Verzicht auf die Kurwürde und einen großen Teil seines Territoriums entgehen, blieb aber bis 1552 in Gefangenschaft, ebenso wie Landgraf Philipp, der sich nach Vermittlung seines Schwiegersohns Moritz von Sachsen dem Kaiser unterworfen hatte.

Der größte Nutznießer des Ausganges des Schmalkaldischen Krieges war zweifellos der ebenfalls protestantische Kurfürst Moritz von Sachsen. Schwer gekränkt durch den Wortbruch des Kaisers gegen Philipp durch dessen Inhaftierung, führte er erfolgreich 1552 den Fürstenaufstand gegen den Kaiser an.<sup>16</sup> Als Ergebnis wurde im Passauer Vertrag von August 1552 zwischen den protestantischen Reichsfürsten und König Ferdinand I. erstmalig der Protestantismus formal anerkannt, womit ein wesentlicher Schritt zum Augsburger Reichs- und Religionsfrieden von 1555 gemacht war. Dieser sorgte nach der Formel „cuius regio, eius religio“ dann für eine bis 1618 anhaltende Friedensphase im Reich.<sup>17</sup>

13 ELMAR BROHL. Festungen in Hessen (Deutsche Festungen Band 2). Regensburg 2013.

14 KARLHEINZ BLASCHKE. Moritz von Sachsen. Ein Reformationsfürst der zweiten Generation. Göttingen 1983.

15 JOHANN GOTTLIEB JAHN. Geschichte des Schmalkaldischen Krieges. Eine reformationsgeschichtliche Denkschrift zur Erinnerung an das, für die ganze damalige protestantische Kirche verhängnisvolle Jahrzehend von 1537 bis 1547. Leipzig 1837.

16 KERSTIN SCHÄFER. Der Fürstenaufstand gegen Karl V. im Jahr 1552. Entstehung, Verlauf und Ergebnis – vom Schmalkaldischen Krieg bis zum Passauer Vertrag. Taunusstein 2009.

17 AXEL GOTTHARD. Der Augsburger Religionsfrieden. Aschendorff, Münster 2004; HEINZ SCHILLING, HERBERT SMOLINSKY (Hrsg.): Der Augsburger Religionsfrieden 1555. Wissenschaftliches Symposium aus Anlass des 450. Jahrestages des Friedensschlusses, Augsburg, 21. bis 25. September 2005. Münster 2007.

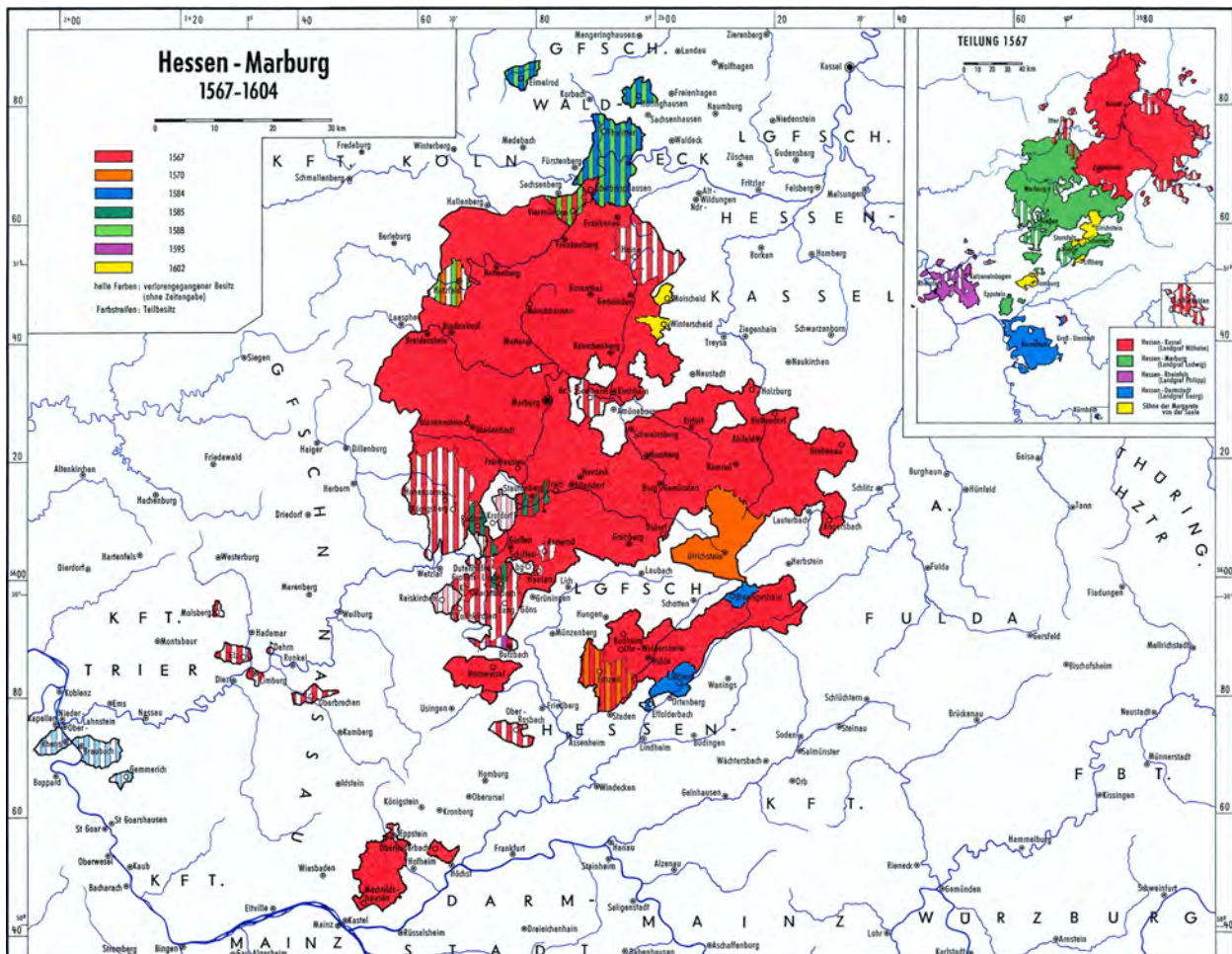


Abbildung 6: Karte Hessen-Marburg, 1567–1604.

## 2. Marburg als Residenzstadt

### 2.1. Das neue Territorium Hessen-Marburg

Landgraf Philipp hatte in seinem Testament verfügt, dass die Landgrafschaft Hessen nach seinem Tode unter den vier Söhnen aufgeteilt werden sollte, so dass dann 1567 Hessen-Kassel, Hessen-Marburg, Hessen-Darmstadt und Hessen-Rheinfels entstanden; zudem waren die Söhne aus zweiter Ehe („Grafen von Diez“) mit kleineren Herrschaften abzufinden.<sup>18</sup> Hessen-Marburg (grün) kam nun an den zweitältesten Sohn Ludwig IV., der durch seine Erziehung in Württemberg ein so überzeugter Lutheraner war; dass er das lutherische Bekenntnis auch für jeden Nachfolger festschrieb.<sup>19</sup> (Abb. 6)

Das infolge der Landesteilung für den zweitältesten Sohn Ludwig geschaffene, nach der Fläche zweitgrößte hessische Territorium Hessen-Marburg ging in seinem Zuschnitt zurück auf die gleichnamige Herrschaft aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, die späteren Veränderungen betrafen vor allem die Neuverteilungen infolge des Rückfalls von Hessen-Rheinfels und der nur kurzlebigen Territorien der Grafen von Diez. Marburg mit seinem zuletzt als Nebenresidenz genutzten Schloss war von Beginn an als Residenzstadt der neuen Herrschaft ohne Alternative, zumal hier auch die weiterhin gemeinsamen Institutionen angesiedelt waren.<sup>20</sup>

18 KARL E. DEMANDT. Die hessische Erbfolge in den Testamenten Landgraf Philipps des Großmütigen und der Kampf seiner Nebenfrau um ihr Recht, in: Hessisches Jahrbuch für Landesgeschichte 17, 1967, S. 138–190.

19 MANFRED RUDERSDORF. Ludwig IV. Landgraf von Hessen-Marburg 1537–1604. Landesteilung und Lutherium in Hessen. Mainz 1991.

20 KARL E. DEMANDT. Marburg als Residenzstadt, in: ERHARD DETTMERING/RUDOLF GRENZ (Hrsg.). Marbur-





Abbildung 7: Baumaßnahmen am Marburger Schloss (neue Bauteile gelb angelegt).

## 2.2. Eberhard Baldewein, Marburger Hofbaumeister

Entscheidend für die Umsetzung des Ausbaues der Marburger Residenz war Ludwigs Hofbaumeister Eberhard Baldewein (1525–1593), ein gelernter Schneider und Lichtkämmerer vorher unter Landgraf Philipp, der zugleich am Kasseler Hof Wilhelms IV. als Hofmechaniker tätig war.<sup>21</sup> Für den Kasseler Landgrafen Wilhelm IV. war Baldewein gleichzeitig – und mit größerer Leidenschaft – tätig als Hofmechaniker, seit 1579 dort in Zusammenarbeit mit dem Schweizer Mechaniker und Uhrmacher Jost Bürgi (1552–1632). Durch die Präzision ihrer Instrumente gehörte der Landgraf zu den führenden Astronomen seiner Zeit.<sup>22</sup>

Die Aus- und Neubaumaßnahmen in Marburg unter dem schon vorher von Landgraf Philipp als „Bewahrer des Marburger Schlosses“ bezeichneten Baldewein betrafen in erster Linie die Residenz selbst, die nun wieder für die Bedürfnisse von ständiger Hofhaltung und Verwaltung eines eigenen Territoriums hergerichtet werden musste.

## 2.3. Der Ausbau des Marburger Schlosses

Die am Außenbau sichtbaren Ausbaumaßnahmen unter Baldewein<sup>23</sup> betrafen vor allem das Kernschloss mit Palas (1), neuem Kapellendach (2) und Fachwerkgeschoss des Küchenbaues (3), die Galerie zum Wilhelmsbau (4), die Wirtschaftsgebäude auf der Nordterrasse (5) sowie in der Vorburg (6) und den südlichen Torbereich (7) sowie die Rentkammer (8). (Abb. 7)

Mit der Rentkammer unterhalb der Schlosskapelle bekam 1572 die fiskalische Autonomie des neu geschaffenen Fürstentums ihren baulichen Ausdruck.<sup>24</sup> Baldewein verwirklichte mit dem kleinen Bau wie beim Küchenanbau des Rathauses das manieristische Prinzip des „angeschnittenen“ Hauses. (Abb. 8)

In der Vorburg entstanden 1572 das Zeughaus und der rechtwinklig dazu angeordnete Marstall neu, letzterer noch ohne das Zwerchhaus des 17. Jahrhunderts und das erst am Ende des 19. Jahrhunderts

ger Geschichte. Rückblick auf die Stadtgeschichte in Einzelbeiträgen. Marburg <sup>2</sup>1982, S. 1–10.

21 SUSANNE VOIGT. Eberdt Baldewein, der Baumeister Landgraf Ludwig IV. von Hessen-Marburg 1567–1592, Ms. Diss. Marburg 1942 (Ein Druck dieser immer noch wichtigen Arbeit ist für 2022 vorgesehen).

22 SENTA SCHULZ. Wilhelm IV., Landgraf von Hessen-Kassel (1532–1592). Ms. Diss. München 1941.

23 KARL JUSTI. Das Marburger Schloß. Baugeschichte einer deutschen Burg (VHKHW XXI), Marburg 1942, S. 67–92.

24 JUSTI 1942 (wie Anm. 23), S. 73 f.



Abbildung 8: Die Rentkammer am Schloss am 1890. Foto Ludwig Bickell.





Abbildung 9: Die Kanzlei unterhalb des Schlosses um 1895. Foto Ludwig Bickell.

Abbildung 10: Das Marburger Rathaus. Die Baumaßnahmen sind gelb angelegt. Foto Ludwig Bickell.





Abbildung 11: Ansicht von Marburg. Aus Wilhelm Dilich: *Synopsis descriptionis totius Hassiae*, 1591.

hierhin versetzte Portal ein schlichter Rechteckbau fast ohne Zierelemente.<sup>25</sup>

#### 2.4. Weitere Baumaßnahmen

Unterhalb des Schlosses entstand als Ausdruck der gestiegenen Verwaltungsanforderungen 1573–1576 der Neubau des Kanzleigebäudes. Erschlossen von dem südlich vorgelagerten Wendelstein, lagen hier in jedem Geschoss westlich und östlich der mittleren Erschließung die Amtsräume für die Kanzlei-(Landes-)verwaltung und das Hofgericht.<sup>26</sup> Der nördliche Vorbau entstand erst 1879 anstelle eines kleineren Abortturmes. (Abb. 9)

Zur besseren Wasserversorgung des Schlosses entstand 1578/79 der Neubau der Wasserkunst.<sup>27</sup> Auch diese Wasserkunst am Grün, deren Bau Baldewein gegen heftige Widerstände anderer erfahrener Wasserbaumeister in seiner zusammen mit Caspar Reinhard aus Grünberg erarbeiteten Konzeption durchsetzen konnte, forderte den genialen Mechaniker mehr als den Baumeister. Der schlichte Bau am Lahnufer enthielt eine Pumpanlage, die wassergetrieben eine Steighöhe von 115 m überwinden konnte und bis in das frühe 19. Jahrhundert funktionierte. Von hier führte ein heute noch streckenweise erhaltener unterirdischer Gang mit darin verlegten druckdichten Eisenrohren hinauf zum Schloss.

Der Neubau der Herrenmühle von 1582–1584 bestand aus zwei parallelen Mühlengebäuden auf beiden Seiten des Mühlkanals, der unter dem Zwischengiebel mit einer Inschrifttafel austrat, nachdem sein Wasser die bis zu zwölf Mahlgänge angetrieben hatte.<sup>28</sup> Die technisch sehr anspruchsvolle Müh-

25 JUSTI 1942 (wie Anm. 23), S. 71–73.

26 VOIGT 1942 (wie Anm. 21), S. 55–65.

27 JUSTI 1942 (wie Anm. 23), S. 83 f.

28 VOIGT 1942 (wie Anm. 21), S. 66–70.





Abbildung 12: Im Bildersturm zerstörte Kreuzigungsgruppe am Kugelkloster. Foto IBD 2018.

le, von der heute nur noch der Giebel und der südöstliche Bau erhalten sind, galt auch als Meisterwerk der damaligen Mechanik.

Schon Landgraf Philipp hatte mit dem von Ludwig Juppe 1524 geschaffenen Relief über dem Portal des Rathauses am Treppenturm deutlich gemacht, dass Marburg nach der neuen Ratsordnung in erster Linie eine landherrliche Stadt sei.<sup>29</sup> Dementsprechend kümmerte sich nun in der Residenzstadt auch der Hofbaumeister Baldewein um die weitere Ausgestaltung des Rathauses. Diese begann mit dem Neubau des Küchenbaus 1572–1575, dann wurde 1579 der große Festsaal im 2. Obergeschoss umgebaut und zuletzt folgte 1581/82 der neue Aufsatz auf dem Treppenturm mit der von Baldewein konzipierten Kunststuh; dazwischen bekam auch der Dachreiter eine welche Haube. Im Ergebnis war es Baldewein mit relativ wenigen Mitteln gelungen, das Rathaus funktional und im Erscheinungsbild deutlich zu modernisieren. (Abb. 10)

## 2.5. Das Marburger Erbe und der reformierte Bildersturm 1605 und 1619

Mit dem kinderlosen Tode Landgraf Ludwigs IV. im Jahre 1604 erlosch die Linie Hessen-Marburg, und das Territorium wurde zwischen Hessen-Kassel und Hessen-Darmstadt aufgeteilt. (Abb. 11)

Da allerdings die testamentarische Verfügung vorsah, dass nur ein lutherischer Fürst das Erbe antreten dürfe, inzwischen sich aber der Kasseler Landgraf Moritz zum Calvinismus bekannte, erkannte Darmstadt die Kasseler Besitznahme nicht an, hatte aber vorerst keine Möglichkeiten, dagegen vorzugehen.<sup>30</sup>

<sup>29</sup> AG Bauforschung. Zur Baugeschichte des Marburger Rathauses (Marburger Schriften zur Bauforschung 2). Marburg 1984.

<sup>30</sup> GERHARD MENK (Hrsg.). Landgraf Moritz der Gelehrte. Ein Calvinist zwischen Wissenschaft und Politik. Marburg 2000.



Abbildung 13: Befestigungsentwurf für Marburg von Wilhelm Dilich.

Abbildung 14 (rechts): Hessen-Darmstadt und Hessen-Kassel im Dreißigjährigen Krieg.

Die Stadt Marburg versank nun nach dem vollständigen Verlust der Residenzfunktion in eine langanhaltende Agonie, die erst im 19. Jahrhundert enden sollte.

Nach der Übernahme seines Anteils an Hessen-Marburg, zu dem auch die Residenzstadt gehörte, bestimmte Landgraf Moritz 1605 gegen den Protest etlicher Bürger die Einführung des Calvinismus, auch an der Universität (bis 1866!). Lutherische Marburger Professoren wechselten daraufhin an das Gießener „Gymnasium illustre“, das 1607 von seinem darmstädtischen Landesherren den Status einer Universität mit kaiserlichem Privileg bekam.<sup>31</sup> In Marburg blieb vorerst eine kleinere, nun calvinistische Universität bestehen.

Nachdem in Marburg in der ersten Phase der Reformation bis auf die Beseitigung der Nebenaltäre in der Pfarrkirche kein Bildersturm vorgekommen war, veranlasste Moritz 1605 und verstärkt noch einmal 1619 die Beseitigung der mittelalterlichen religiösen Bildwerke in der Stadt und der Elisabethkirche.<sup>32</sup> (Abb. 12)

### 3. Marburg im Dreißigjährigen Krieg

#### 3.1. Die politischen Konstellationen

Während Kassel zu den Hauptunterstützern der protestantischen Union gehörte, verhielt sich das lutherische Darmstadt bei Kriegsbeginn neutral, trat aber 1621 offen auf die kaiserliche Seite. Von nun an kämpften beide protestantischen Hessen auf unterschiedlichen Seiten, wobei lange Zeit Darmstadt im Vorteil war. 1627 musste Landgraf Moritz abdanken, sein Sohn Wilhelm starb 1637, sodass dessen Frau Amalie Elisabeth bis 1650 die Regentschaft für den minderjährigen Sohn Wilhelm VI. übernahm.

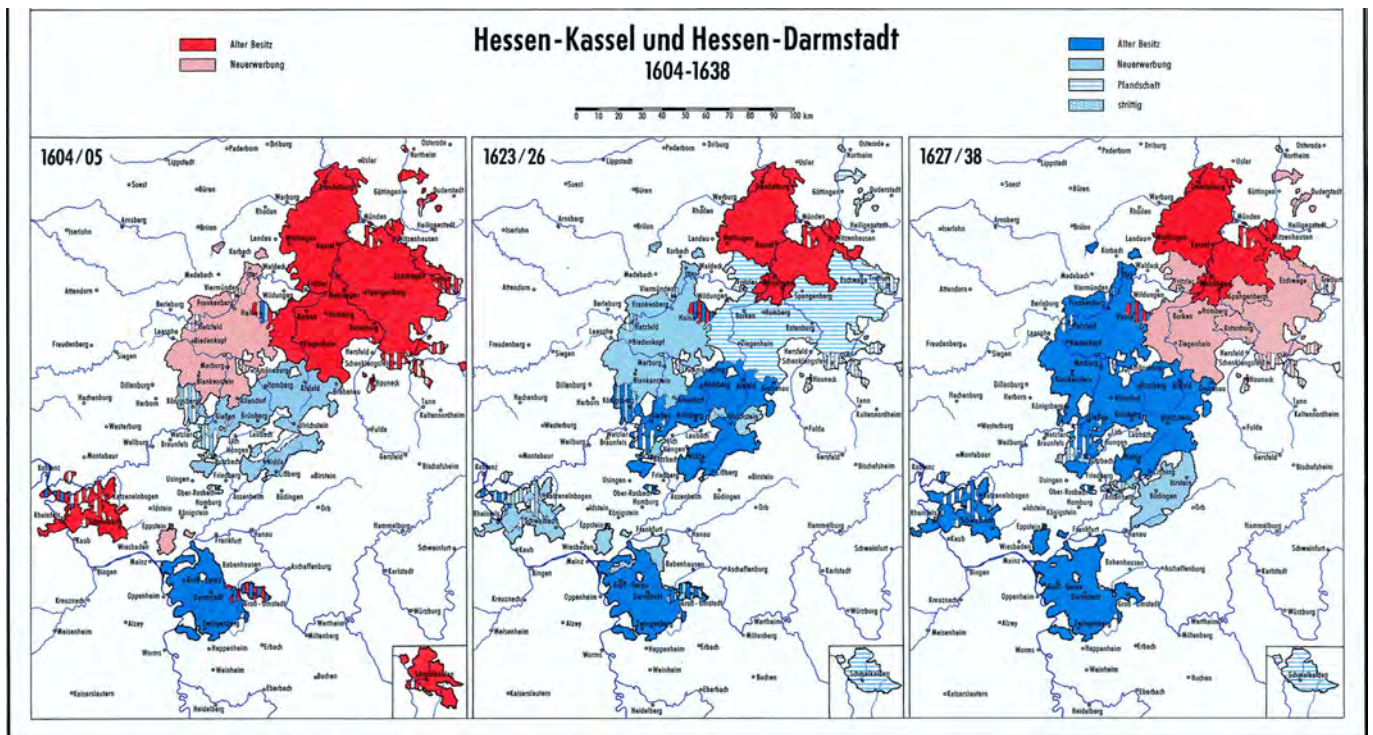
Landgraf Moritz hatte geahnt, welche Gefahr seinen Ansprüchen auf Marburg nun drohte, und ließ 1621 von Wilhelm Dilich<sup>33</sup> einen Plan zur Befestigung der Stadt im modernen bastionären System

31 EVA-MARIE FELSCHOW, CARSTEN LIND. Ein hochnutz, nötig und christlich Werck. Die Anfänge der Universität Gießen vor 400 Jahren. Gießen 2007.

32 BIRGIT KÜMMEL. Der Ikonoklast als Kunstliebhaber. Studien zu Landgraf Moritz von Hessen-Kassel (1592–1627). Marburg 1996.

33 HORST NIEDER. Wilhelm Dilich (um 1571–1650). Zeichner, Schriftsteller und Kartograph in höfischem Dienst. Lemgo 2002.





erarbeiten. Allerdings berücksichtigte der vorgelegte Entwurf zu wenig die Topographie und wäre zudem nicht bezahlbar gewesen. Die ausgeführten Arbeiten beschränkten sich daher auf die Westflanke des Schlosses. (Abb. 13)

1623 besetzten dann kaiserliche Truppen widerstandslos die Stadt, um sie nach Aushungerung der Schlossbesatzung im darauffolgenden Jahr an Hessen-Darmstadt zu übergeben. Unter darmstädtischer Herrschaft überstand die Stadt ohne größere Kriegseinwirkungen die Zeit bis zur Endphase des Krieges, als es dann doch noch zu dem „Hessenkrieg“ kommen sollte.

### 3.2. Marburg unter der Herrschaft von Hessen-Darmstadt 1624–1646

Hessen-Kassel musste im Hauptakkord von 1627 auf das gesamte umstrittene Erbe der Marburger Linie verzichten. Deutlicher Ausdruck der nun folgenden Besatzungszeit sind die Epitaphien in der Pfarrkirche: Aus Anlass des Todes seiner Frau 1590 hatte Ludwig IV. von Hessen-Marburg ein Doppelpitaph im Chor von dem Mainzer Steinmetzen Gerhard Wolff errichten lassen, 1604 wurde Ludwig ebenfalls hier bestattet. Für den 1626 verstorbenen Ludwig V. von Hessen-Darmstadt wurde 1627–31 in formal sehr ähnliches Grabmal unmittelbar daneben errichtet, um damit den gerechten Darmstädter Anspruch auf das Marburger Erbe zu verdeutlichen.<sup>34</sup> (Abb. 14)

Nach der darmstädtischen Eroberung Marburgs wurde 1624 die Gießener Universität dort aufgehoben und bis 1649 nach Marburg verlegt, wodurch dort 1624–1649 eine lutherische Universität bestand.<sup>35</sup> Um weiter auf eine reformierte Ausbildungsstätte zurückgreifen zu können, gründete Landgraf Wilhelm V. 1635 mit bereits seit 1628 berufenen Professoren in seiner Residenzstadt Kassel eine Universität im dortigen Renthof, die bis 1653 bestehen sollte.<sup>36</sup> Hier war seit 1595 die Hofschule, seit 1617/18 die Ritterakademie untergebracht, 1635–1653 war dann der Renthof Standort der reformierten Kasseler Universität als Ersatz für Marburg.

34 PHILIPP WALTHER. Ludwig V. In: Allgemeine Deutsche Biographie (ADB). Band 19, Duncker & Humblot, Leipzig 1884, S. 547–550.

35 PETER MORAW. Kleine Geschichte der Universität Gießen. Gießen 1990.

36 INGE AUERBACH. Eine löbliche Hochschule, die gleich am Anfang wieder zergehen musste. Zur Geschichte der ersten Kasseler Universität 1633–1653. In: Die Zeitschrift der Gesamthochschule Kassel, 32 (1984), S. 40–51.



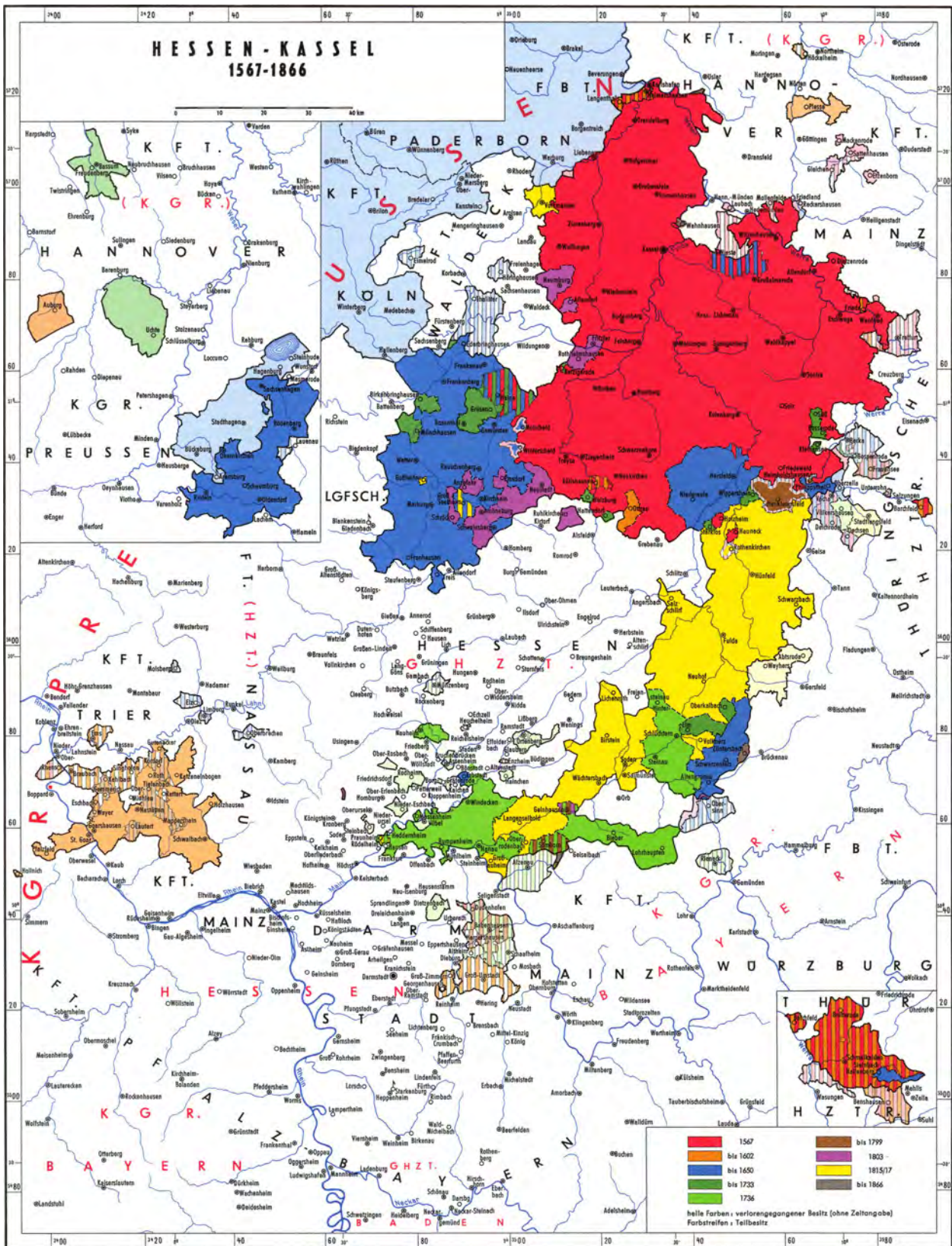


Abbildung 15: Hessen-Kassel nach 1567 bis zur Neuzeit.



Inzwischen hatte Landgraf Wilhelm V. im Jahre 1631 ein enges Bündnis mit Schweden geschlossen. In dieser Allianz gelang es, die kaiserlichen Truppen aus Nordhessen abzudrängen, ohne dass allerdings nun Oberhessen mit Marburg von der Hessen-Darmstädtischen Besatzung befreit werden konnte.<sup>37</sup> Dies lag nicht zuletzt daran, dass Gustav Adolf gleichermaßen wie mit Wilhelm V. auch mit Georg II. verwandt war und dessen lutherischem Bekenntnis letztlich näherstand. Hessen-Kassel wurde stattdessen erst einmal mit außerhessischen Gebieten abgefunden.

Nach dem Tode Gustav Adolfs hatten ab 1634 die kaiserlichen Truppen wieder größere Erfolge zu verbuchen, und Hessen-Kassel geriet wieder in Bedrängnis. Ein für 1637 angesetzter Schlichtungslandtag wurde durch König Ferdinand II. unterlaufen, indem er kroatische Regimenter nach Hessen schickte, die etliche Städte verwüsteten; Wilhelm V. zog sich mit dem Rest seines Heeres nach Ostfriesland zurück, wo er dann am 21. September 1637 auch starb.

Für ihren minderjährigen Sohn Wilhelm VI. übernahm jetzt die Landgrafenwitwe Amalie-Elisabeth, eine Enkelin Wilhelms von Oranien, die Regentschaft. Sie konnte die Kroaten aus Kassel fernhalten und schloss 1639 Verträge mit Frankreich und Schweden. Auf dieser Basis verteidigte sie vorerst die kurkölnischen Gebiete, die Hessen-Kassel von Schweden zugesprochen worden waren.

### **3.3. Die Rückeroberung von Marburg im Hessenkrieg 1645–1648**

Ermutigt durch die Erfolge gegen die kaiserlichen Truppen am Niederrhein, ließ die Landgräfin Amalie-Elisabeth Anfang November 1645 Marburg von General Geysso zurückerobern, allerdings wurden ihre Truppen schnell wieder vertrieben, konnten sich mit schwedischer Unterstützung aber in der Nähe der Stadt halten.<sup>38</sup> Am 20. November 1646 kam es dann zur Schlacht auf der Totenhöhe bei Frankenberg, in der die Kaiserlichen vernichtend geschlagen wurden. Trotzdem belagerte der kurz vorher von Kassel zu Darmstadt übergelaufene General Peter Melander, Graf zu Holzappel, im folgenden Jahr noch einmal Marburg und konnte bis auf das Schloss die Stadt im Dezember 1647 einnehmen; die Artillerieduelle zwischen Stadt und Schlossbesatzung führten zu schweren Zerstörungen am Schlossberg.

Anfang 1648 zogen Melanders Truppen unter dem Druck siegreicher französischer Truppen gegen Darmstadt aber endgültig nach Süddeutschland ab, womit der Krieg für Marburg nun auch beendet war.

### **3.4. Die Folgen der Friedensschlüsse 1648 für Hessen**

Parallel zu den Verhandlungen zum Westfälischen Frieden verhandelten die beiden Hessen um einen internen Friedensschluss, der dann bereits im April 1648 unterschrieben werden konnte.<sup>39</sup>

Im Ergebnis konnte Hessen-Kassel gegen eine Entschädigung von 60.000 Talern das Marburger Erbe behaupten und ein Territorium sichern (Farben rot und blau), das nun bis zum 19. Jahrhundert in diesen Grenzen weitgehend unverändert bestehen sollte.<sup>40</sup> (Abb. 15)

Allerdings war das Land durch die Kriegshandlungen auch so mitgenommen, dass ein wirtschaftlicher Aufschwung erst seit etwa 1680 wieder möglich war.

Nach der Wiederherstellung der territorialen Integrität der Landgrafschaft Hessen-Kassel unter Einschluss eines großen Teils des Marburger Erbes ist schließlich 1654 auch die reformierte Marburger Universität neu gegründet worden. Die Kasseler Universität wurde dazu aufgehoben, während in Gießen

---

37 HANS HEINRICH WEBER. Der Hessenkrieg. Diss. Gießen 1935.

38 Ebenda.

39 KERSTIN WEIAND. Hessen-Kassel und die Reichsverfassung. Ziele und Prioritäten landgräflicher Politik im Dreißigjährigen Krieg. (Untersuchungen und Materialien zur Verfassungs- und Landesgeschichte; Band 24). Marburg 2009.

40 ERWIN BETTENHÄUSER. Die Landgrafschaft Hessen-Kassel auf dem Westfälischen Friedenskongress 1644–1648. Wiesbaden 1983.

seitdem eine eigenständige lutherische Universität von Hessen-Darmstadt existierte. Marburg hatte nun politisch keine große Bedeutung mehr und war auf seine Rolle als Universitätsstadt zurückgedrängt, allerdings nun mit einer Konkurrenzuniversität im nahegelegenen Gießen.

#### 4. Zusammenfassung

Schon die Einführung der Reformation in Basel 1528/29 unterschied sich grundlegend von den Vorgängen in Hessen, denn anders als dort, wo der Fürst selbst der Reformation voranging, wurde das enge Bündnis von Bischof und Patriziat in Basel erst durch eine Volksbewegung unter Anführung der Zünfte zum Zurückweichen gezwungen, bis mit einem Bildersturm 1529 das reformierte Bekenntnis eingeführt wurde. Der vergleichbare Prozess dauerte in Marburg mehr als 70 Jahre, denn nach einer ersten Phase des obrigkeitlich eingeführten lutherischen Bekenntnisses folgte ebenfalls mit einem Bildersturm erst nach 1600 die wiederum obrigkeitliche „reformierte Verbesserung“. In diesem Zeitraum lag Marburgs letzte Blütezeit, denn mit der Gründung der Universität 1527 wurden wichtige Zukunftsperspektiven angelegt, und die letzte Residenzzeit von 1567 bis 1604 brachte dazu den wirtschaftlichen Aufschwung, ablesbar an der Einführung der Renaissance als neuer Stil an wichtigen Bauten.

Bei der Einführung der „reformierten Verbesserung“ war die Residenzzeit dann bereits vorbei, und die Spaltung im Protestantismus überschattete die nächsten 50 Jahre, in denen auch die Existenz der Universität infrage stand. Die Ereignisse des Dreißigjährigen Krieges waren so in großen Teilen eine innerhessische Angelegenheit und endeten mit einem umfassenden Niedergang der Stadt letztlich bis zur zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Basel, erst seit 1501 Teil der Eidgenossenschaft, blieb dagegen durch seine Größe und Lage weiter ein wichtiger Eckpfeiler der reformierten Bewegung der Schweiz, kaum unterbrochen durch die Kriegsergebnisse.

#### Abbildungsnachweis:

- 1 Hessisches Staatsarchiv Marburg.
- 2 Geschichtlicher Atlas von Hessen, <https://www.lagis-hessen.de/de/subjects/idrec/sn/ga/id/33>.
- 3 Historische Ortsansichten, <https://www.lagis-hessen.de/de/imagepopup/s3/sn/oa/id/2495>.
- 4 Aus: ALEXANDER QUERENGÄSSER. Die Heere des Schmalkaldischen Krieges. Berlin 2019, S. 7.
- 5 Historische Ortsansichten, <https://www.lagis-hessen.de/de/imagepopup/s3/sn/oa/id/2005>.
- 6 Geschichtlicher Atlas von Hessen <<https://www.lagis-hessen.de/de/subjects/idrec/sn/ga/id/24>.
- 7 Nach JUSTI 1942 (wie Anm. 23), Tafel 8.
- 8–10 Bildarchiv Foto Marburg/Marburger Geschichtsverein.
- 11 Bildarchiv Foto Marburg.
- 12 Freies Institut für Bauforschung und Dokumentation, Marburg.
- 13 Hessisches Staatsarchiv Marburg, Bestand Karten Nr. P II 3624, Blatt 2.
- 14 Geschichtlicher Atlas von Hessen, <https://www.lagis-hessen.de/de/subjects/idrec/sn/ga/id/25>.
- 15 Geschichtlicher Atlas von Hessen, <https://www.lagis-hessen.de/de/subjects/idrec/sn/ga/id/26>.



# Freiburg im Breisgau – Der Wandel der spätmittelalterlichen Stadt zur Festung aus archäologischer Sicht

Bertram Jenisch

Freiburg war im Spätmittelalter einer der wichtigsten Stützpunkte der Habsburger im vorderösterreichischen Breisgau. Im 17. Jahrhundert wurde die Stadt nach der Eroberung durch Frankreich grundlegend umgestaltet. Nach Plänen des Festungsbaumeisters Vauban baute man die Stadt in nur wenigen Jahren zu einer der stärksten Festungen am südlichen Oberrhein um. Die Abbrucharbeiten der älteren Strukturen sowie die mächtigen Festungswerke finden einen umfangreichen archäologischen Niederschlag. Anhand der Grabungsbefunde soll dieser Wandel Freiburgs im späten 17. Jahrhundert nachgezeichnet werden.

## Die erste Befestigung von Altstadt und Vorstädten

Bis zum Dreißigjährigen Krieg hat man sich in Freiburg im Wesentlichen auf die mittelalterliche Befestigung der Kernstadt und der Vorstädte mit Mauer und Graben verlassen. Die Ausdehnung und Struktur der ältesten Freiburger Stadtbefestigung wurde von Monika Porsche untersucht und ihre Erbauung schlüssig in die Jahre zwischen 1120 und 1140 datiert.<sup>1</sup> Die älteste, etwa 2200 m lange Stadtmauer umschloss ein ca. 30 ha großes Areal. Der Aufbau der ältesten Stadtbefestigung Freiburgs ist durch viele archäologische Aufschlüsse im Stadtgebiet erfasst worden und lässt sich schematisch wie folgt darstellen (Abb. 1):<sup>2</sup> Zentrales Element der Stadtbefestigung, und von vielen Historikern oftmals darauf reduziert, ist die Stadtmauer. Sie ist zweischalig aufgebaut, wobei die äußere Schale lagig aus Bruchsteinen aus Gneis und Pegmatit vermörtelt ist, das Füllmauerwerk wird aus Dreisamgerölln mit reichlich Gussmörtel gebildet. Die ca. 1,1 m starke Mauer ist inklusive der schräg vorgeblendeten Mauerschürze 10–11 m hoch. An dem auf dem „BAKOLA“-Gelände freigelegten, etwa 40 m langen Teilstück der Stadtmauer zeigte sich deutlich eine Baufuge. Sie weist darauf hin, dass die Mauer zwar in einem Zuge, aber in verschiedenen Baulosen errichtet worden war.<sup>3</sup> Der Stadtmauer ist ein etwa 18 m breiter und 5 m tiefer Graben vorgelagert, der an seiner Außenseite durch eine Futtermauer befestigt ist. Hinter der Mauer wurde mit einem Teil des Grabenaushubs ein 4–4,5 m hoher und 6 m breiter Rondenweg aufgeschüttet. Diese wiederum durch eine Stützmauer gesicherte, künstliche Aufschüttung erhöhte die Wehrfähigkeit der Befestigungsanlage, da so ein Anbau an die Mauer verhindert wurde und somit ein ungehinderter Zugang zur Stadtmauer im Verteidigungsfall möglich war. Sie friedete zum Zeitpunkt der Errichtung eine deutlich kleinere Siedlung ein, insbesondere im Westen lag innerhalb der Mauer noch „Bauerwartungsland“. Teile der gewerblich orientierten Vorgängersiedlung blieben hingegen außerhalb der Befestigung. Die erste Freiburger Stadtmauer hatte fünf Tordurchlässe, jedoch noch keine Tortürme. Der älteste datierbare Torturm ist das 1201 (d) errichtete Martinstor im Süden der Stadt.

1 MONIKA PORSCHE. Die mittelalterliche Stadtbefestigung von Freiburg im Breisgau (Materialhefte zur Archäologie in Baden-Württemberg 22). Stuttgart 1994.

2 BERTRAM JENISCH. Überlegungen zur Gewinnung von Baumaterial bei der Anlage der Freiburger Stadtbefestigung des 12. Jahrhunderts. In: Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit 29 – Ressourcen. Paderborn 2016, S. 225–230. <https://journals.ub.uni-heidelberg.de/index.php/mitt-dgamn/issue/view/3102/showToc>.

3 BERTRAM JENISCH, PETER KALCHTHALER. Weihrauch und Pulverdampf. 850 Jahre Freiburger Stadtgeschichte im Quartier Unterlinden. Begleitband der Ausstellung 25.10.–30.12.2011 Meckel-Halle Freiburg i. Br. (Archäologische Informationen aus Baden-Württemberg 64). Esslingen 2011, S. 20 f., Abb. 10.

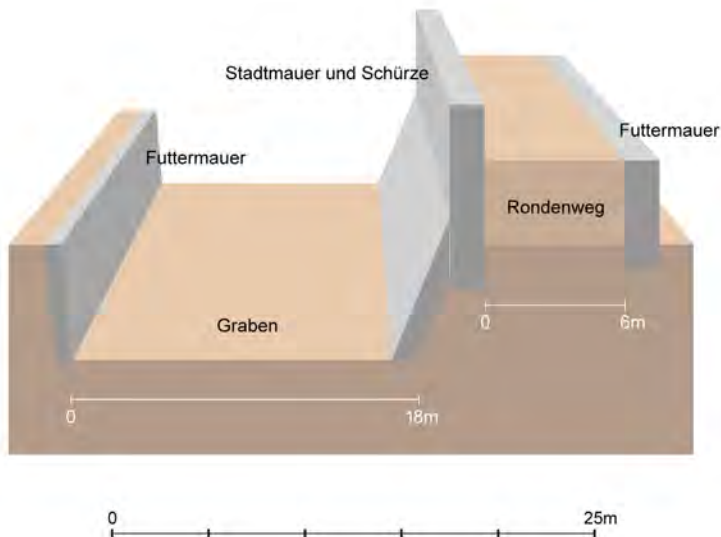


Abbildung 1: Schematischer Aufbau der 1120 bis 1140 errichteten Stadtmauer Freiburgs.

Die eigenwillige Konstruktion der ältesten Stadtbefestigung unterscheidet sich von andernorts üblichen Lösungen. Sonst ist entweder zwischen der Mauer und dem Graben eine Berme ausgebildet, oder die Stadtmauer ist auf der Grabensohle gegründet und sichert so die Grabenkante. Beim Bau der Stadtmauern der Freiburger Vorstädte im 13. Jahrhundert griff man auf die zweite Variante zurück. Die Konstruktion der Wehranlage der Neuburg besitzt eine etwa 1,5 m starke Stadtmauer, die senkrecht errichtet ist und in der Grabensohle auf tragfähigem Kies gründet. Die Sohle des davor liegenden Grabens liegt 4,5 m bis 5,5 m unterhalb des heutigen Laufniveaus. Im Grabenbereich ist die Mauer ohne Schalung gegen die Grabenkante gesetzt. Das Mauergefüge besteht aus einem Gussmauerwerk; kleinformatige Bruchsteine und Kiesel sind lagenweise hinter einer „verlorene Schalung“ aus großformatigen Bruchsteinen verbaut. Der Mauerverlauf ist nicht „aus einem Guss“, sondern aus mehreren stumpfwinklig zueinander verlaufenden Mauersegmenten zusammengesetzt. Die Neuburg ist nicht von rechtwinklig verlaufenden Mauern umwehrt, wie es die historischen Abbildungen suggerieren, die Grundlage früherer Rekonstruktionen waren. Der aus historischen Überlieferungen rekonstruierte Verlauf der Befestigungsanlage konnte auf der Grundlage der archäologischen Quellen korrigiert werden. Alles deutet darauf hin, dass die bisher ausschließlich in Stadtansichten überlieferten Schalentürme und die beiden Tortürme gleichzeitig mit der Mauer entstanden sind (Abb. 2). Die Lage des Mönchtors und des Johannestors sowie Teilstücke von Mauer und Graben sind archäologisch gesicherte Fixpunkte.

### Ansätze zum bastionären Ausbau Freiburgs unter der habsburgischen Herrschaft

Zur besseren Verteidigung längerer Mauerabschnitte zwischen den Tortürmen legte man im Spätmittelalter vereinzelt Schalentürme an. Die Stadtmauer mit der vorgelagerten „Mauerschürze“ machte nördlich des Dominikanerklosters zwischen dem Predigertor und dem weiter entfernten, in der Flucht der heutigen Kaiser-Josef-Straße gelegenen Christoffelstor einen Knick. Im Merianplan (Abb. 2) ist an dieser Stelle ein rechteckig aus dem Mauerverlauf vortretender Schalenturm eingezeichnet. Bei Bauarbeiten für eine Tiefgarage im Jahr 1961 wurden an dieser Stelle zwischen Ringstraße und Friedrichring auf einer Länge von 16 m Reste der Stadtmauer und des Schalenturms erfasst (Abb. 3). Die Außenseite des angebauten Turms fluchtet im Bereich der Grabensohle mit dem Fuß der 18° geböschten Schürzenmauer und steigt senkrecht auf. Die Grabensohle wurde bei 267 m ü. NN., ca. 7 m unter dem Niveau des Gehwegs erfasst. Bei der baubegleitenden Untersuchung wurde etwa 1 m westlich des Schalenturms eine Baufoße erkannt. Der zur Stadtseite offene Turm war aus einem verputzten Mischmauerwerk aus Bruchsteinen und Wacken errichtet worden, lediglich die Ecken waren aus Bossenquadern aus Sandstein gesetzt. Die Flankenmauern waren kaum fundamementiert. Der Befund wurde 2007/08 erneut freigelegt, dabei konnte geklärt werden, dass die vermeintliche Bau-





Abbildung 2: Vogelschau der Stadt Freiburg aus der „Topographia Alsatia“, Matthäus Merian 1648, Kupferstich handkoloriert.

fuge in der Stadtmauer vielmehr vom nachträglichen Einbau des Turms in die Wehranlage herrührte. Man hat offenbar zunächst eine Bresche in die Mauer gebrochen, dann den Schalenturm errichtet und dann mit dem wiederverwendeten Abbruchmaterial die entstandene Lücke geschlossen. Der Mörtel des Zwischenstücks unterscheidet sich deutlich von dem der Stadtmauer und gleicht farblich vielmehr dem beim Bau des Schalenturms verwendeten Material. Wann die Ertüchtigung der Befestigungsanlage erfolgte, ist nicht eindeutig zu klären. Das Format der Bossenquader ist deutlich kleiner als das der Tortürme, was für eine spätere Zeitstellung spricht. Der Bau macht nur Sinn, wenn er vor der Befestigung des so genannten Reuerinnenwinkels durch ein erstmals 1589 dargestelltes Bollwerk erfolgte. Dies spricht für einen Bau wohl im 14. Jahrhundert.<sup>4</sup> Ähnliche rechteckige oder runde Schalentürme finden sich vor allem bei der Befestigung der Neuburg, der Schneckenvorstadt und der Lehener Vorstadt.

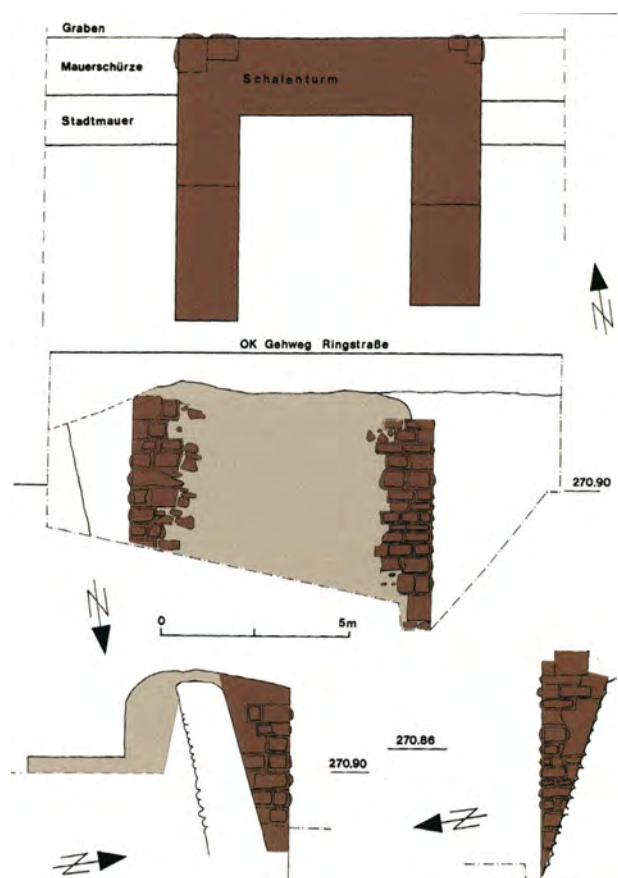


Abbildung 3: An die Stadtmauer nachträglich angebauter Schalenturm am Fahnenbergplatz nach einer Befundaufnahme aus dem Jahr 1961.

<sup>4</sup> JENISCH/KALCHTHALER 2011 (wie Anm. 3), S. 48–50.





Abbildung 4: Freiburg, Kaiser-Joseph-Straße 257–259. Innenhof des Justizentrums bei der Ausgrabung. Deutlich zeichnen sich die gebogene Mauer der Barbakane und die schräg verlaufende Mauer einer frühen Bastion ab. (Drohnenaufnahme).

Vereinzelt wurden im 16. Jahrhundert an besonders gefährdeten Abschnitten der Wehranlage vorgelagerte Erdbefestigungen, so genannte „Schüttis“, angebracht. Der Rat beschloss bereits 1534 beim St. Johannesturm, beim Reuerinnenkloster und bei St. Agnes solche Bollwerke anzulegen. Das Areal zwischen dem Schneckentor und der Dreisambrücke war im späten 16. Jahrhundert durch den Bau eines runden Vorwerks (Barbakane) verstärkt worden, das 2019 archäologisch erfasst worden ist (Abb. 4).

Ein Plan der Stadtbefestigung von 1632, signiert vom vorderösterreichischen Festungsbaumeister EGJ (Elisas Gumppe der Jüngere), weist sechs Schanzen vor den mittelalterlichen Mauern auf (Abb. 5).<sup>5</sup> Der Plan zeigt eine geänderte Verteidigungskonzeption, die Freiburg in der Folge nachhaltig verändern sollte. Man verzichtete auf die Verteidigung der nördlichen und westlichen Vorstädte und schuf einen reduzierten, begradigten Verteidigungsring um Altstadt und Schneckenvorstadt und schloss diese mit dem Schlossberg zusammen.

Nach dem Ende des Dreißigjährigen Kriegs 1648, der Teile der Stadt und der Fortifikationen zerstörte, baute die habsburgische Landesherrschaft Freiburg zu einem militärischen Posten aus und erhielt eine ständige Garnison. Die Kosten dazu mussten weitgehend von Freiburg und den Breisgauer Landständen getragen werden. Mit der Instandsetzung und Verstärkung der Wehranlage beauftragte man 1654 den Bräunlinger Oberschultheißen und österreichischen Festungsbaumeister Elias Gumppe. Er versuchte, besonders gefährdete Bereiche der Stadtmauer durch fünf vorgelagerte Bastionen zu verstärken. Aus den erhaltenen Plänen geht hervor, dass weitere Ausbauten geplant waren, aber nicht ausgeführt worden sind. Ein Teilstück einer dieser Bastionen wurde am Holzmarkt erfasst.<sup>6</sup>

<sup>5</sup> JOSEF DIEHL, WOLFGANG KLUG. Festung Freiburg, die bauliche Entwicklung von 30jährigen Krieg bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts. In: HANS SCHADEK, ULRICH ECKER (Hg.). Stadt und Festung Freiburg. Freiburg 1988, Bd. 2, S. 115 mit Plan.

<sup>6</sup> BERTRAM JENISCH, HORST ESSLINGER, THOMAS BANHOLZER, STEPHAN KALTWASSER. Bastion du Roi über der Müllhalde. In: Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2019. Darmstadt 2020, S. 285–288.





Abbildung 5: Spätmittelalterliche Festung Freiburg mit Bastionen verstärkt. Grundriss des vorderösterreichischen Geometer Elias Gump d. J., 1632.

Ein Bericht aus dem Jahr 1667 macht deutlich, dass zwar die teilweise zerstörten Türme mittlerweile repariert waren, aber längst nicht alle Mauern instandgesetzt waren. Hingegen gab es Planungen für Vorwerke am Schwabentor, vor dem Schneckenentor, am Metzgerturn, am Lehener Tor und am Schlossberg. Gump sah den Ausbau des Schlossbergs zur bastionsstarreren „Leopoldsburg“ als Kernstück der neuen Stadtbefestigung an, sie sollte zur Verteidigung aber auch zur Beherrschung der Stadt dienen. Trotz aller Bemühungen hielt die Stadt 1677 einer Belagerung nur sechs Tage stand.<sup>7</sup>

### Bau der Festung 1679–1687

Nachdem Freiburg am 16. November 1677 unter Marschall François de Créqui für das französische Königreich erobert worden war, sollte die Wehranlage der Stadt nach modernsten Methoden ausgebaut werden. Umgehend plante zunächst der französische Festungsbaumeister Marquis Thomas de Choisy die neue Festung. Der Frieden von Nijmegen am 1. November 1678 sicherte den Verbleib Freiburgs bei Frankreich. Ab 1679 nahm sich Marquis Sébastien le Prestre de Vauban der Neuplanung an: Die stark zerstörten Vorstädte Neuburg und Lehener Vorstadt, die der Altstadt im Norden und Westen vorgelagert waren, wurden ebenso wie einige der Gump'schen Bastionen planmäßig abge-

<sup>7</sup> ULRICH ECKER, HEIKO HAUMANN. „Viel zu viele Beamte“ und „Freiheitsapostel“. Festungsleben, absolutistische Stadtreform und republikanische Pläne zwischen Dreißigjährigem Krieg und Übergang an Baden. In: HEIKO HAUMANN, HANS SCHADEK (Hrsg.). Geschichte der Stadt Freiburg, Bd. 2, 2., ergänzte Auflage Stuttgart 2001, S. 165–175 mit Abb. 30 und 31.





Abbildung 6: Die Festung Freiburg, so genannter Pergamentplan 1713.



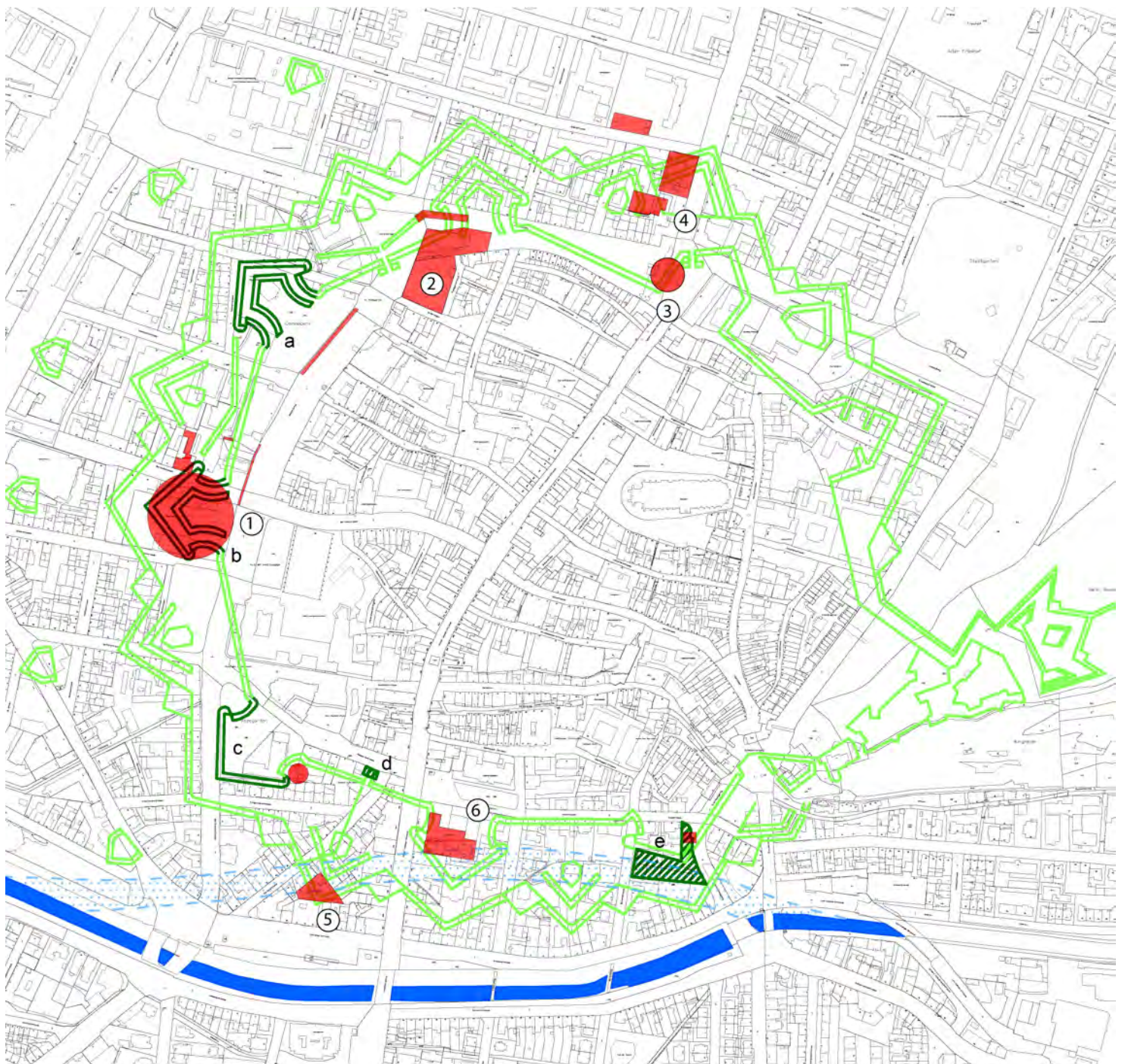


Abbildung 7: Der Umriss der unter Vauban erbauten Festung Freiburg auf den aktuellen Katasterplan projiziert. Archäologische Grabungen 1 Stadttheater, 2 Fahnenbergplatz, 3 Europapatz, 4 Habsburger Straße 132/Röderhof, 5 Gartenstraße 23, 6 Innenhof Justizzentrum. Obertägig sichtbare Reste a) Colombipark, b) Theater, c) Garten der Mensa, d) ehemaliges Breisacher Tor, e) Reste der Grabenwerke südlich der Wallstraße.

brochen. Damit reduzierte sich das Gebiet der Stadt auf etwa die Hälfte der ursprünglichen Fläche! Bei den Grabungen an der Johanniterstraße, am Bernhardsplatz und am Röderhof konnte anschaulich nachvollzogen werden, wie konsequent dies durchgeführt wurde. Die Gebäude brach man ab und verfüllte die Keller mit Bauschutt sowie Hausrat. Der Abbruchhorizont wurde mit einer bis zu 75 cm mächtigen Planierschicht überdeckt. Sie markierte das Glacis – das freie Vorgelände der neuen Festung.

Um einen annähernd runden Grundriss der Festung zu erhalten, verlegte man die Dreisam um etwa 200 m nach Süden in ein neues Bett. Der nun reduzierte Bereich der Altstadt mit der Schneckenvorstadt wurde von einem Festungsgürtel mit acht Bastionen umgeben, die mit geraden Mauerstücken (Kurtinen) verbunden waren. Vom Schwabentor beginnend waren dies im Urzeigersinn: die Bastionen „St. Pierre“, „du Roi“ (heute Landgericht), „de la Reine“ (heute Hochgarten bei der Mensa),





Abbildung 8: Abbruch der Villa Platenius auf der ehemaligen Bastion Dauphin beim Bau des Stadttheaters 1905 (Ks 99 oh).

„du Dauphin“ (heute Stadttheater), „St. Louis“ (heute Colombipark), „Ste. Thérèse“, „de la porte St. Christophe“ (Europaplatz) und „du Château“. Diesen Werken war ein 25 m breiter und bis zu 12 m tiefer Graben vorgelagert, der geflutet werden konnte. Zwischen den Bastionen wurden im Graben sieben Ravelins, dreieckige Außenwerke, angelegt. Davor erstreckte sich ein auf kanonenschussweite von Bebauung freigehaltenes Glacis. Der Festungsring umgab nicht nur die Freiburger Altstadt und die Schneckenvorstadt, sondern zog sich über den stark ausgebauten Schlossberg bis zum Hirzberg (Abb. 6). Die im Wesentlichen bis 1687 – in nur acht Jahren Bauzeit – fertig gestellte Festung verblieb nur bis 1697 bei Frankreich. Im Frieden von Rijswijk fiel Freiburg wieder an Habsburg zurück. Die Festung wurde später noch mehrfach um- und ausgebaut und überstand mehrere Belagerungen.<sup>8</sup> Nach Abzug der Franzosen war Freiburg zwar stark befestigt, aber wirtschaftlich ruiniert.<sup>9</sup>

### Archäologische Spuren der Festung Freiburg

Von den etwa 350 archäologisch untersuchten Flächen im Stadtgebiet Freiburgs erbrachten über 15, zumeist modern gegrabene Sondagen und großflächige Rettungsgrabungen Details zur barocken Festungsanlage (Abb. 7). Bereits im November 1905 erfasste man Reste der „Bastion du Dauphin“ am Rotteckring (Abb. 7, 1). Damals begannen die Arbeiten zum Neubau des Theaters nach Plänen des Berliner Architekten Heinrich Seeling. Die Abbrucharbeiten der Villa Platenius, aber insbesondere der Abtrag des Hügels, auf dem sie errichtet war, gestalteten sich aufgrund der massiven Reste der Bastion schwieriger als erwartet. Erst ein halbes Jahr später, im August 1906, konnte mit den Fundamentierungsarbeiten begonnen werden.<sup>10</sup> Eine im November 1905 entstandene Fotoaufnahme zeigt den Beginn der Bauarbeiten von Nordwesten gesehen (Abb. 8). Die massiven Mauerreste der nordwestlichen Flanke des Chevaliers, der als Artilleriestellung die Bastion bekrönte, waren mit einfachem Werkzeug wie Schaufel und Pickel nur schwer zu entfernen. Hinter dem Wagen erkennt man die kiesigen Aufschüttungen im Innern der Bastion. Am linken Bildrand erscheint im Hintergrund das 1866 eingeweihte Großherzogliche Lyceum (später Bertoldgymnasium). Diese Abbrucharbeiten wurden leider nicht dokumentiert, so gingen große Teile der wertvollen Befunde unwiederbringlich verloren.

<sup>8</sup> BERTRAM JENISCH, PETER KALCHTHALER, HANS OELZE (Hg.). freiburg.archäologie. Petersberg 2019, S. 86–89.

<sup>9</sup> ECKER/HAUMANN 2001 (wie Anm. 7), S. 176–183.

<sup>10</sup> PETER KALCHTHALER. Freiburg und seine Bauten. Ein kunsthistorischer Stadtrundgang. Freiburg 1990, S. 48–53.





Abbildung 9: Reste der Bastion Ste. Thérèse wurden 2008 am Fahnenbergplatz freigelegt.



Abbildung 19: Freiburg i. Br., Röderhof 2018. Fundament der barocken Bastion. Drohnenaufnahme des Grabungsgeländes.



Bei den Ausgrabungen auf dem Gelände der Badischen Kommunalen Landesbank am Fahnenbergplatz wurden 2008 weitere Reste einer Bastion erkannt. Es handelt sich um die südwestliche Basis der „Bastion Ste. Thérèse“ und den Übergang zur westlich anschließenden Kurtine (Abb. 7, 2 u. 9). Die gewaltigen Mauerfragmente mit Stärken von bis zu 3,5 m waren nicht mehr in originaler Fundlage, sondern zeigten Risse und waren aufgrund der Entfestigung durch die Sprengung im Jahr 1744/45 in den Festungsgraben verkippt.<sup>11</sup> Östlich davon wurden bei Arbeiten bei der Neugestaltung des Europaplatzes 2018 massive Reste der „Bastion de la Porte St. Christophe“ freigelegt und dokumentiert (Abb. 7, 3). Die westliche Flanke der Bastion wurde bereits in den 1960er Jahren bei der Anlage einer Fußgängerunterführung erfasst und baubegleitend eingemessen.

Im selben Jahr dokumentierte man nordwestlich davon bei der Grabung im Röderhof weitere Festungsreste.<sup>12</sup> Markant war insbesondere das mehr als 16 m lange Teilstück der Nordostflanke des Ravelins/Halbmonds vor der Kurtine zwischen der „Bastion Ste. Thérèse“ und der „Bastion de la Porte St. Christophe“ (Abb. 7, 4 u. 10). Die Basis der ca. 3,6 m mächtigen Mauer konnte in etwa 8 m Tiefe noch nicht erreicht werden, kündigte sich aber in der erfassten Sockelzone an! Ihre Basis gliederte ein horizontales Kranzsims aus rotem Sandstein. Einige der Blöcke des Simses waren an jeweils einer Schmalseite mit Steinmetzzeichen gekennzeichnet. Die Flankenmauer war durch pfeilerartige Mauersegmente mit den dahinterliegenden Kiesschichten und der darüberliegenden Erdaufschüttung verzahnt. Eine im Abstand von 19 m parallel dazu verlaufende, mit 1,5 m deutlich schmalere Stützmauer für die Grabenflanke überliefert uns die Grabenbreite an dieser Stelle. Die Stützmauer wies im rückwärtigen Bereich ebenso Pfeilersegmente zur Verzahnung mit dem Erdreich auf. Sie war nur im untersten Bereich intakt, weiter oben zeugen Schuttkonzentrationen sowie zerrissene und in sich verdrehte Mauerteile von den Sprengungen im Zuge der systematischen Entfestigung in den Jahren 1744/45.

Die jüngsten Ausgrabungen 2019 auf dem ca. 2400 m<sup>2</sup> großen Grundstück im Innenhof des Amtsgerichts an der Kaiser-Joseph-Straße 257–259 waren mit der Hoffnung verbunden, Reste der „Bastion du Roi“ zu erfassen (Abb. 7, 6). Die erwarteten massiven Mantelmauern der barocken Bastion blieben aus, offenbar lagen sie außerhalb der Grabungsfläche. Von dem Festungswerk wurden lediglich die mächtigen, weitgehend fundleeren Kiesaufschüttungen erkannt, die aus dem Aushub der Festungsgräben stammen. Die Bastion hatte auch keine Einbauten (Kasematten etc.), dadurch haben sich die Baustrukturen älterer Befestigungselemente bewahrt.<sup>13</sup>

Auch kleinflächige Untersuchungen wie die Rettungsgrabungen im Hinterhof eines Grundstücks an der Gartenstraße im Jahr 2008 gewinnen in der Zusammenschau eine große Bedeutung. In dem Areal wurde ein Teilstück des Festungsgrabens und die Stützmauer an der Grabenkante dokumentiert (Abb. 7, 5). Für sich genommen ist dies wenig spektakulär, jedoch können dadurch die Überlagerungen der historischen Pläne mit dem aktuellen Katasterplan entzerrt und justiert werden.

Im Zusammenhang mit der Befestigung des Schlossbergs wurde die ursprünglich als offener Hangkanal ausgebildete Zufuhr der Freiburger Bächle überwölbt. Diese Baumaßnahme diente vor allem dem Schutz der Brauchwasserzufuhr. Zeitgenössische Quellen zum Festungsbau berichten, dass dessen Auswirkungen für die Anlieger zunehmend nachteilig wurden und kumulierten in der gerichtlich festgestellten Aussage, dass der Gewerbekanal allein zwischen 1679 und 1688 für 257 Wochen, also insgesamt über fünf Jahre(!) lang, ohne Wasser gewesen war. Erstmals stellt eine Schnittzeichnung

---

11 JENISCH/KALCHTHALER 2011 (wie Anm. 3), S. 59–65.

12 ANDREAS HANÖFFNER, BERTRAM JENISCH, LUCIE SIFTAR. 800 Jahre Stadtgeschichte im Freiburger Röderhof. In: Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2018. Darmstadt 2019, S. 277–279.

13 JENISCH/ESSLINGER/BANHOLZER/KALTWASSER (wie Anm. 6).





Abbildung 11: Freiburg, Adelhauser Neukloster (grau hinterlegt). Interpretation der 2009 ergrabenen älteren Befunde. 1 Gerberhaus mit angebautem Gewölbekeller, 2 ehem. Tennenbacher Hof, 3 Depot von Jaspisknollen eines Bohrers, 4 mittelalterliche Grube.

des Freiburger Schlossbergs von 1698 den überwölbten Kanal dar.<sup>14</sup> Der Hangkanal wurde spätestens Ende des 17. Jahrhunderts mit sauber ausgearbeiteten Sandsteintrögen ausgelegt, die eine lichte Breite von 1,15 m hatten. Die sauberen Übergänge lassen vermuten, dass die Kanten als Falz ausgearbeitet sind. Diese Rinne wurde dann von einem 1,20 m hohen, flachen Gewölbe überspannt und dann von außen auf seiner ganzen Länge mit Steinen und Erdreich bedeckt. So entsteht der Eindruck eines Stollens.

An mehreren Stellen wurden im Stadtgebiet Befunde zu Kasematten und Kasernenbauten erfasst, etwa am Predigertor oder im Bereich des Kollegengebäudes I der Universität. Der Festungsbau führte aber auch zu erheblichen Umgestaltungen innerhalb des reduzierten Siedlungsgeländes innerhalb der Festungswerke. Diese Prozesse lassen sich exemplarisch am Bau des Adelhauser Neuklosters in der Schneckenvorstadt nachvollziehen. Das Adelhauser Kloster, benannt nach dem gleichnamigen Dorf südlich vor den Toren Freiburgs, wurde der Überlieferung nach vermutlich im 13. Jahrhundert gegründet. Das Dominikanerinnenkloster entwickelte sich zu einem der bedeutendsten Frauenklöster Freiburgs. Es wurde im Dreißigjährigen Krieg zerstört und nach dem Bau der Vauban'schen Festungsanlage um 1680 in der südlich an die Altstadt angrenzenden so genannten Schneckenvorstadt neu errichtet. Dabei wurde es mit den anderen Dominikanerinnenklöstern der Stadt zusammengelagt, die alten Standorte der Klöster St. Maria Magdalena (Reuerinnenkloster), St. Katharine de Senis und St. Agnes wurden aufgegeben.<sup>15</sup> Vor dem mit einer Neuordnung der Parzellenstruktur verbundenen Neubau des Klosters lagen dort entlang des in vorstädtische Zeit zurückreichenden Gewerbekanals der Tennenbacher Hof und mehrere Handwerksbetriebe (Abb. 11).<sup>16</sup>

14 ISO HIMMELSBACH, BERTRAM JENISCH, NICOLAS TRUSCH, ANDREAS WACHAJA. Der Bächlestollen unter dem Freiburger Schlossberg. Verlauf durch Laserscanning geklärt. In: Denkmalpflege in Baden-Württemberg 2020/4, S. 279–284.

15 STEPHANIE ZUMBRINK. Im Schatten der Festung – Barocke Klosterbauten in Freiburg. In: MARIA SCHÜLY, BARBARA HENZE (Hg.). Eine Stadt braucht Klöster. Begleitbuch zur Ausstellung des Augustinermuseums Freiburg i. Br. Lindenberg i. A. 2006, S. 133–140.

16 BERTRAM JENISCH. Gerber und Bohrer in der Freiburger Schneckenvorstadt. In: Archäologische Ausgrabun-



Abbildung 12: Ein 1787 von FRANZ ANTON GAESS gefertigter Plan verzeichnet die Grundstücke der geschleiften Festung Freiburg.

### Die Festung bis zur Entfestigung 1745

Der Frieden währte allerdings nur kurz, bereits 1713 wurde Freiburg im Spanischen Erbfolgekrieg durch französische Truppen unter Marschall Louis-Hector Duc du Villars belagert und erobert. 1715 zogen die Franzosen aus der stark beschädigten Stadt ab. Zwischen 1724 bis 1730 leitete Festungsingenieur Venerie die Instandsetzung und den Ausbau der Festung.

Im Spätjahr 1744 war Freiburg im Zuge des österreichischen Erbfolgekrieges erneut belagert und eingenommen worden. Vor dem Abzug der französischen Truppen im April 1745 zerstörten sie die Festungsanlagen um die Stadt und auf dem Schlossberg systematisch. Die Hohlräume in den Mauern und Bastionen wurden mit Sprengstoff gefüllt und in die Luft gejagt. Danach zog sich ein öder Ruinengürtel um die gesamte Stadt und den Schlossberg hinauf. 1754 hatte die österreichische Regierung die Rückgabe der Grundstücke an die rechtmäßigen Eigentümer verfügt. Ein Teil ihrer Grundstücke gab die Stadt gegen Grundzins an Privateigentümer weiter, die sich in den ehemaligen Gräben und auf den Wällen mit kleinen Gütern ansiedelten. So entstanden die einst ausgedehnten „Glacis-Reben“ – Weingärten auf Stadtgebiet –, die sich außer am Südhang des Schlossberges nur noch in der kleinen Anlage am Colombipark erhalten haben (Abb. 12).

gen in Baden-Württemberg 2009. Stuttgart 2010, S. 231–235.





Abbildung 13: Das Colombischlösschen auf den Resten der 1744 geschleiften „Bastion St. Louis“ beherbergt seit 1983 das archäologische Museum ArCo.

### Spuren der Festung im Stadtbild

Heute sind kaum noch Reste dieser einst imposant großen Festung obertägig sichtbar erhalten, während Spuren im Untergrund bei archäologischen Rettungsgrabungen bis in beachtliche Tiefen baubegleitend dokumentiert wurden. Im Katasterplan der Stadt zeichnet sich der Verlauf der verfüllten Grabenanlagen deutlich ab – auf ihnen entstanden die heutigen Ringstraßen. Auch einige Straßennamen erinnern an die verschwundene Festung: Wallstraße, Rempartstraße, Glacisweg. Die wenigen sichtbaren Reste der Freiburger Festung, die auf uns gekommen sind, nimmt der Passant aufgrund der starken Überprägung nicht als Teil der einstigen Wehranlage wahr (Abb. 7). Erst eine bewusste Spurensuche kann die historischen Relikte in den ursprünglichen Zusammenhang stellen.<sup>17</sup>

Das Archäologische Museum im Colombischlösschen dominiert eine markante Erhebung, die an der Straßenverbindung vom Freiburger Bahnhof in die Innenstadt liegt (Abb. 7, a). Dieser künstlich geschaffene Hügel entstand bei der Aufschüttung des Grabenaushubs für die „Bastion St. Louis“/ „St. Josefsbastei“. Während der heutige Park von Osten her allmählich ansteigt, lassen die hohen, allerdings nicht festungszeitlichen Stützmauern zur Rosastraße und Colombistraße hin die einstige Dimension des Bauwerks erahnen. Wie die anderen der fünfeckigen Bastionen war sie an der Basis ca. 100 m breit. Nach der Entfestigung erwarb 1812 Freiherr von Roggenbach das Gelände und ließ inmitten der Reben einen teils im englischen, teils im französischen Stil angelegten Garten anlegen. Den „Roggenbachschen Garten“ und 20 weitere Parzellen erwarb 1858/59 die Gräfin Maria Antonia Gertrudis de Zea Bermudez y Colombi. In ihrem Auftrag errichtete der Architekt Georg Jakob Schneider

17 BERTRAM JENISCH. Spuren der barocken Festung im Freiburger Stadtbild. In: GABRIELE SEITZ (Hg.). Archäologische Erlebnisorte zwischen Odenwald und Bodensee. Heidelberg 2018, S. 144–146.



Abbildung 14: Das ehemalige „Breisacher Tor“ / „Porte St. Martin“ an der Rempartstraße ist das einzige erhaltene Bauwerk der einstigen Vaubanfestung.

die herrschaftliche Villa im neugotischen Stil (Abb. 13). 1869 kaufte der Fabrikant Johann Gerhard Thoma das Areal, von dem es 1899 in den Besitz der Stadt Freiburg überging. Zunächst war es als Standort des Stadttheaters vorgesehen und sollte abgebrochen werden, stattdessen kam es zu häufig wechselnden Nutzung durch verschiedene Institutionen und Behörden. Hervorzuheben ist die Zeit zwischen 1947 und 1952, als die Villa als Badische Staatskanzlei von Leo Wohleb diente. Seit 1983 beherbergen die Räume des Colombischlösschens das Archäologische Museum (ArCo).

Folgt man dem Rotteckring nach Süden, trifft man unweit des Colombiparks auf eine weitere künstliche Aufschüttung. Im Bereich der Auffahrt zum Städtischen Theater liegen die Reste der „Bastion du Dauphin“ (Abb. 7, b). Auch hier wurde im 19. Jahrhundert eine herrschaftliche Villa im Bereich der Glacisreben angelegt. Die Villa Platenius wurde 1905 abgebrochen und das an seine Stelle errichtete neue Stadttheater im Oktober 1910 eingeweiht. Das einst freistehende Gebäude nimmt den höchsten Punkt der ehemaligen Bastion ein, seine von der Straße abgerückte Eingangsfront ist durch Rampen und Freitreppen angebunden.

Südlich der Einmündung der Rempartstraße in den Werderring fällt dem mittlerweile sensibilisierten Betrachter eine weitere Geländeaufhöhung ins Auge. Bei dem so genannten Alleegarten handelt es sich um die Erdaufschüttung der ehemaligen „Bastion de la Reine“ (Abb. 7, c). Das Gelände wurde nach der Entfestigung zunächst als Obstgarten genutzt. Teile der Aufschüttung wurden beim Bau der Mensa der Universität abgegraben. Fundamente der nördlichen Flankenmauer der Bastion wurden bei baubegleitenden Rettungsgrabungen an der Rempartstraße im Jahr 2018 angeschnitten.

Von den einst vier Toren der Festung ist nur noch das Breisacher Tor, der Zugang von Süden her, erhalten geblieben (Abb. 7, d). Es ersetzte das mittelalterliche Martinstor und war ursprünglich auch nach ihm benannt: Porte Saint-Martin. Die Toranlage bestand aus zwei Teilen. Der breit gelagerte Bau war nur zweigeschossig hinter der Mauer der Kurtine zwischen die Bastionen „de la Reine“ und „du Roi“ errichtet worden. Der Mittelteil mit drei Arkaden im Erdgeschoss erhebt sich über einem Rustika-



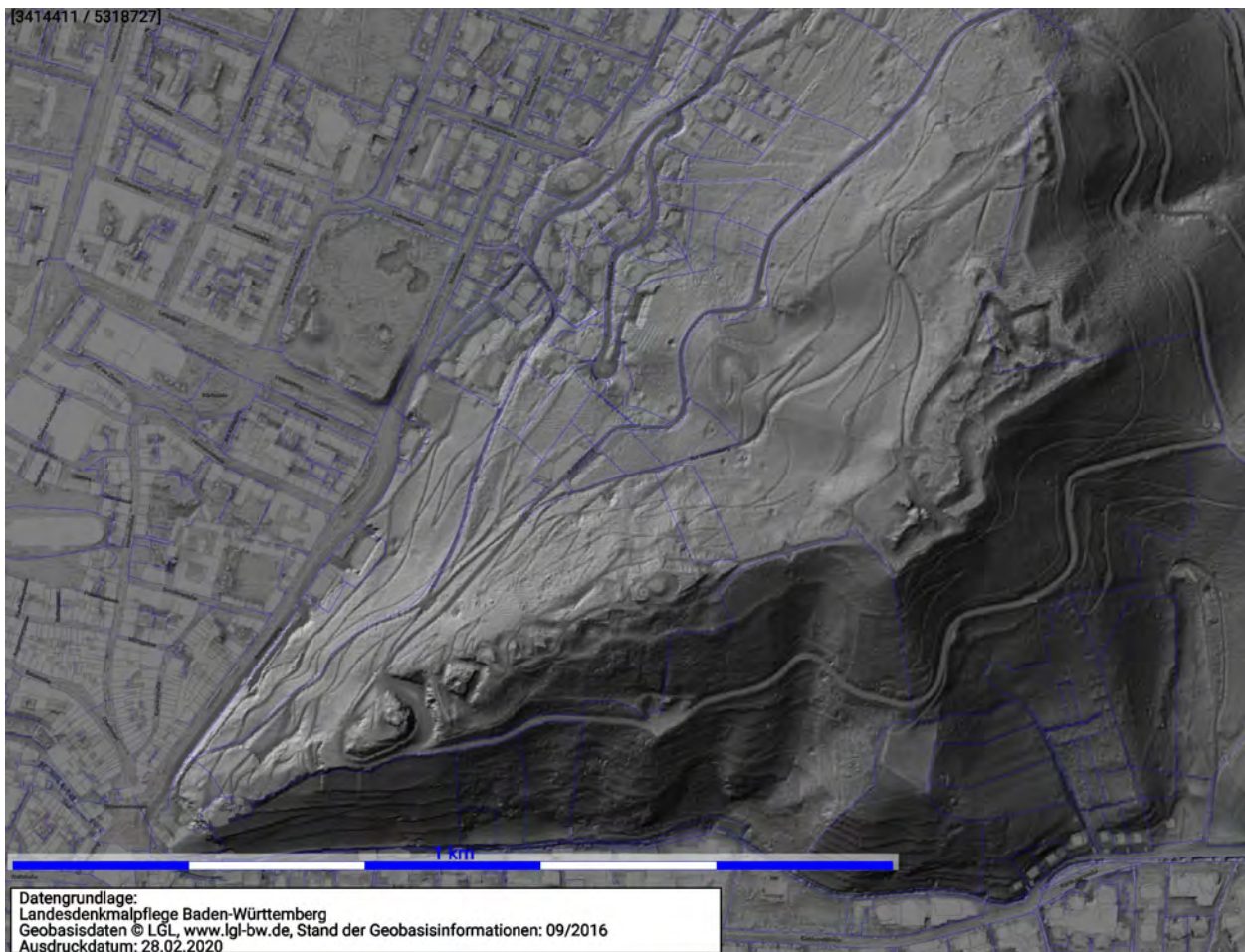


Abbildung 15: Die Reste der Festungswerke auf dem Freiburger Schlossberg zeichnen sich markant im LiDAR-Scan ab.

sockel und springt leicht vor. Ein kräftiges Horizontalgesims trennt die Geschosse (Abb. 14). In der Böschung der Kurtine lag das Außentor, das vermutlich ursprünglich verziert war.

Noch nach der Spengung der Festung diente das Breisacher Tor als repräsentativer Zugang in die Stadt. So zog auch 1770 Marie-Antoinette auf ihrer Brautfahrt hier in die Stadt ein. Bis 1903 führte die Gartenstraße durch den Torbau, der in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts um ein Stockwerk erhöht wurde, den landseitigen Vorbau erweiterte man durch zwei Seitentrakte und nutzte den Bau als Schule. Nach dem Wiederaufbau diente es als Bürogebäude und beherbergt heute im Erdgeschoss eine Gaststätte.

Der Großteil der einst tiefen Gräben, die die Festung umgeben haben, sind heute verfüllt. Lediglich südlich der Wallstraße zwischen der ehemaligen „Bastion du Roi“ und der „Bastion St. Pierre“ wurden Teile dieses wesentlichen Elements der Wehranlage bewahrt (Abb. 7, e). Nur wenige Schritte abseits des viel befahrenen Greifenegrings tritt man in eine unvermutete Ruhezone. In dem städtischen Park hat sich das Geländere relief nach der Sprengung der Befestigungsanlagen weitgehend unverändert erhalten. Die Sohle des Grabens ist wohl weitgehend identisch mit dem ursprünglichen Lauf der Dreisam vor deren Verlegung in ihr heutiges Bett.

Durch den kleinen Spaziergang entlang des Rotteckrings und der Rempart- und Wallstraße lassen sich die wenigen sichtbaren Spuren der Vaubanfestung um die Stadt Freiburg erkunden. Wer dabei auf den Geschmack gekommen ist, kann seine Entdeckungstour auf dem Schlossberg fortsetzen. Die einst bedeutende Befestigung um die einstige Burganlage zeichnet sich im LiDAR-Scan deutlich ab (Abb. 15).

## Zusammenfassung

Im 17. Jahrhundert erfuhr die Stadt Freiburg im Breisgau eine umfassende bauliche Umgestaltung. Unter der habsburgischen Herrschaft wurden in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts erste zaghafte Versuche unternommen, die städtische Wehranlage den Erfordernissen der neuen Kriegsführung anzupassen. Die nur halbherzigen Maßnahmen, die wohl auch der notorischen Geldnot der Stadtherren geschuldet war, reichten daher auch nicht aus, um die Stadt vor Angriffen im Dreißigjährigen Krieg zu schützen. Die Stadt wechselte dadurch einige Male die Herrschaft und gehörte mehrfach (1638 bis 1648 und 1677 bis 1698) zum Königreich Frankreich.

Am Ende des Dreißigjährigen Kriegs kam die Stadt zwar wieder an Habsburg, doch waren große Teile stark beschädigt. Insbesondere die nördlichen und westlichen Vorstädte lagen weitgehend in Trümmern. Viele der klösterlichen und sozialen Einrichtungen im Weichbild der Stadt waren ebenso zerstört. Ein konsequenter Wiederaufbau nach einem klaren städtebaulichen Konzept ist in dieser Phase nicht zu erkennen. Man konzentrierte sich auf den Ausbau der Burg auf dem Schlossberg zur Leopoldburg.

Nach der Eroberung der Stadt durch französische Truppen im Jahr 1677 war man entschlossen, die strategisch wichtige Stadt dauerhaft zu halten und baute sie nach Plänen Vaubans zwischen 1679 und 1786 zur Festung um. Mit hohem finanziellem und personellem Einsatz erfolgte der grundlegende Umbau zur Festung. Die Neuburg und Lehener Vorstadt wurden als Siedlungsgebiete aufgegeben, systematisch niedergelegt und zum Glacis umgestaltet. Die Dreisam verlegte man um etwa 200 m nach Süden in ein neues Bett. Mit dem Ausbau der Befestigung des Schlossbergs wurde auch die als offener Hangkanal ausgebildete Zuleitung der Freiburger Bächle als unterirdischer Stollen umgebaut und überschüttet.

Das Siedlungsgebiet hinter den bastionären Befestigungen reduzierte sich durch den Festungsbau auf die Altstadt und die südlich vorgelagerte Schneckenvorstadt auf etwa 50 % des vormaligen Zustands. Der für die Zivilbevölkerung nutzbare Raum wurde durch den Bau von Kasernen für die nun ständig in der Stadt liegende Garnison weiter eingeschränkt. Zusätzlich musste Raum für Klöster geschaffen werden, die nun ebenfalls Schutz hinter den Festungsmauern suchten. Exemplarisch ist hier die Zusammenlegung von vier außerhalb des neuen Siedlungsbereichs liegenden Dominikanerinnenklöstern zum Adelhauser Neukloster in der Schneckenvorstadt. Trotz eines Bevölkerungsrückgangs wurde dadurch der Raum für die Bevölkerung eng, was sich in einer baulichen Nachverdichtung und über bauhistorische Daten nachvollziehbaren Umbauwelle niederschlug. Neben diesen fortifikatorischen und baulichen Veränderungen brachte die Umstrukturierung der Stadt zur Festung große Änderungen im sozialen und administrativen Bereich mit sich. Man kann daher mit Recht von einem grundlegenden Wandel Freiburg in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts sprechen.

Abbildungsnachweis:

1, 3, 7, 9, 11, 13, 15: Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart, Jenisch. – 2, 5, 6, 12: Stadtarchiv Freiburg i. Br. – 4: E&B excav. – 8: Stadtmuseum Freiburg i. Br. – 10: Osiris-Imaging, Dr. K. Powroznik. – 14: Florentin Möhle.



# Urban Resilience: Bold Urban Planning and Conservative Typology in 16<sup>th</sup> century Antwerp

Petra Maclot

The study of urban history mainly deals with three questions: why and how a town came into existence, what factors thereafter brought change to its structure and housing, and if and how it got its problems solved. For that matter, the abundant archival sources and so far remaining material evidence make Antwerp a most interesting laboratory for investigating the way an urban community reacted on changing situations. The following overview sketches the stages during which this portal city underwent major urban transformations and explains how especially the eventful conjunctions of the 16<sup>th</sup> century were answered in terms of urban planning and housing.

## Origins and growth

Why and how Antwerp came into existence is foremost due to its interesting situation on a promontory of the river Scheldt, on a height between natural water courses. There, the Gallo-Romans settled from the 1<sup>st</sup> to well after the 3<sup>rd</sup> century.<sup>1</sup> In the middle of the 7<sup>th</sup> century, during the Christianization of the region, at a distance upstream a church was built, around which a dispersed population of craftsmen settled. In 836, Vikings raided this place, then called *Andouerpis*, but it is still unclear whether they were the founders of the first prefiguration of an urban community on the promontory the Gallo-Romans had once inhabited.<sup>2</sup> At that time, Antwerp may have been a 'bipolar' settlement, with separate religious and trade areas, but the reason for its development was trade, and it has remained a city of merchants ever since.

However, the first change was due to political circumstances. At the division of the Carolingian Empire in 843, the river Scheldt became the natural border between West and East Francia, reason why emperor Otto I converted Antwerp into a strategic border post of a margraviate against the County of Flanders. The stronghold included governmental buildings and by 900, this proto-urban trade settlement of about 2,5 hectares was enclosed by an earthen wall, soon strengthened by an impressive stone structure. Beyond the fortification, a triangular extension of about 19 hectares is believed to have been entirely built on by 1100 and protected by a canal before 1200.<sup>3</sup> A trade node between the hinterland and the overseas territories, Antwerp had been functioning *de facto* as a city quite some time before, as it was granted its city seal in 1008, and acquired city rights in 1221. During the following centuries, the thriving trade and the steadily increasing population would urge urban expansions: a second c. 1250, a third c. 1300, a fourth throughout the 1300s, and only by 1550 one final extension.<sup>4</sup>

The steep economic growth and the demographic increase was only slowed down as around 1350 the plague decimated half of the population and again struck hard in the third quarter of the 15<sup>th</sup> century.

---

1 For an overview, see TIM BELLENS. Antwerp. An archaeological view on the origins of the city. Antwerp 2020, pp. 43–75. – Abbreviations used below: SAA: Stadsarchief Antwerpen / Antwerp City Archives.

2 For an overview, see ADRIAAN VERHULST. Het ontstaan en de vroege topografie van Antwerpen van de Romeinse tijd tot het begin van de 12<sup>de</sup> eeuw. In: LEON VOET & Alii. De stad Antwerpen van de Romeinse tijd tot de 17<sup>de</sup> eeuw. Topografische studie rond het plan van Virgilius Bononiensis 1565. Brussels 1978, pp. 13–40.

3 For an overview, see GUSTAAF ASAERT. De Late Middeleeuwen. In: VOET et Alii 1976 (cf. n. 2), pp. 41–57.

4 ASAERT 1976 (cf. n. 3).



Figure 1: Design for part of Ossenmarkt, a triangular square on part of a textile industry area, around 1539. Antwerp, City Archives, 12#9535.

This however was compensated by far by immigration, especially since Antwerp had usurped the role of Bruges as an international portal city and showed itself very liberal towards strangers. When in 1405, this still small town of an estimated 20.000 inhabitants was incorporated into the Duchy of Brabant, together with Brussels, Leuven and Mechelen it formed the heartland and soon developed into one of Europe's largest trading cities. Under the reign of Emperor Charles V, from the early 16<sup>th</sup> century onwards, Antwerp was the most dominant trade city in northern Europe, and around 1565 the population had surpassed the number of 100.000. However, from 1568 onwards, the population decreased and in 1585, the Separation of the Netherlands and the closing of the Scheldt caused a dramatic shrinkage of trade and the exodus of many citizens. By 1591, the megalopolis was suddenly more than halved and only around 1666 it would shortly hold 65.000 inhabitants.<sup>5</sup>

In order to provide response to the enormous expansion and to some major events, during the 16<sup>th</sup> century the government, the municipality and local entrepreneurs showed daring initiative, which had quite an impact on the urban fabric and on living conditions.

### Small-scale interventions

During the turbulent 16<sup>th</sup> century, Antwerp underwent three phases of intense urbanistic activity, grosso modo between 1502 and 1540, 1543 and 1553, and 1560 and 1583.<sup>6</sup> Until about 1540, the surface within the early 15<sup>th</sup> century city walls was gradually developed, as large properties and

5 HUGO SOLY. De megalopolis Antwerpen. In: VOET et alii 1978 (cf. n. 2), pp. 95–99.

6 SOLY 1976 (cf. n. 5), p. 99.



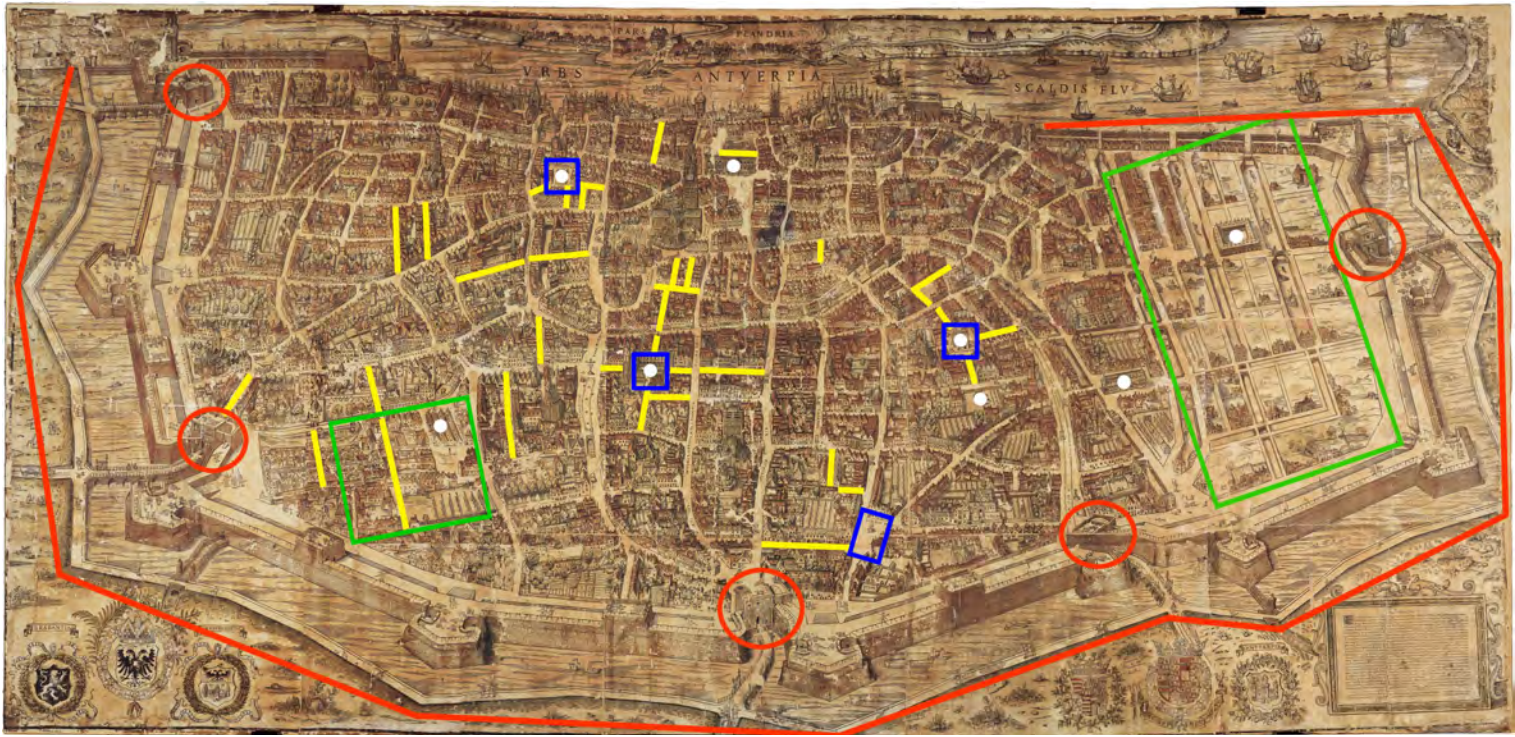


Figure 2: The projects Gillebert van Schoonbeke was involved with, indicated on the bird's-eye view by VIRGILIUS BONONIENSIS of 1565. Red: Fortifications. White: Municipal buildings. Yellow: Streets. Blue: Squares. Green: Areas. Antwerp, Museum Plantin Moretus V.V.I.2.

fields exploited for the textile industry were transformed into new habitation areas. Along the 26 new streets, added to the 133 already existing, the created allotments were built on by small contractors. These remained rather local, small-scale interventions, initiated by private landowners and without the attraction of new economic hubs, while socially segregated quarters were rare.<sup>7</sup> (Fig. 1)

From 1540 onwards, the city would undergo an accelerated transformation, in which local entrepreneurs largely attributed, seizing the opportunity to attract huge investments for large-scale projects. From 1502 to 1583, *intra muros* some 84 new streets and four squares came into being, in all 40% of the 216 streets the town counted by 1585, eleven of which built later than 1560.<sup>8</sup> In the oldest part of the city, this concerned merely the enlarging of narrow private alleys, of which the completion sometimes took many years, as this involved expropriations, whereas in newly developed areas this was of no concern.<sup>9</sup> (Fig. 2) Most of these projects happened in the 1540s and 1550s, fourteen of which by Gilbert van Schoonbeke, an entrepreneur, who by that time had manifested himself as a clever, but before anything daring initiator of urban housing developments. In the wake of his father, the initiator of small scaled building investments, from 1542 onwards, within fifteen years, this young man turned out to be the 'improver' of this city<sup>10</sup> and became a cult figure in the Antwerp urban history.

The unseen scale of urban development began with one major project he was fully involved with.

7 PETRA MACLOT. The Status of Stone. Urban Identity and the Typological Discourse of Private Houses in Antwerp during the long Sixteenth Century. 2 vols. (Unpublished doctoral dissertation Engineering Science/Architecture, KU Leuven). Leuven 2014. I, p. 206–209. The publication is being prepared as a volume of the series *Architectura Moderna*, Turnhout, edited by KRISTA DE JONGE.

8 HUGO SOLY. Urbanisme en kapitalisme te Antwerpen in de 16<sup>de</sup> eeuw. De stedenbouwkundige en industriële ondernemingen van Gilbert van Schoonbeke. (Historische uitgaven Pro Civitate, reeks in-8°, 47). Brussels 1977, p. 373–375 and map p. 376.

9 MACLOT 2014 (cf. n. 7), I, p. 53.

10 LOMBAERDE 2009 (cf. n. 12). HUGO SOLY. Gilbert van Schoonbeke, visionair projectontwikkelaar en industrieel ondernemer, 1519–1556. In: HUGO SOLY. Gilbert van Schoonbeke. Visionair ondernemer in Antwerpens Gouden Eeuw. Antwerp 2019, pp. 12–97.

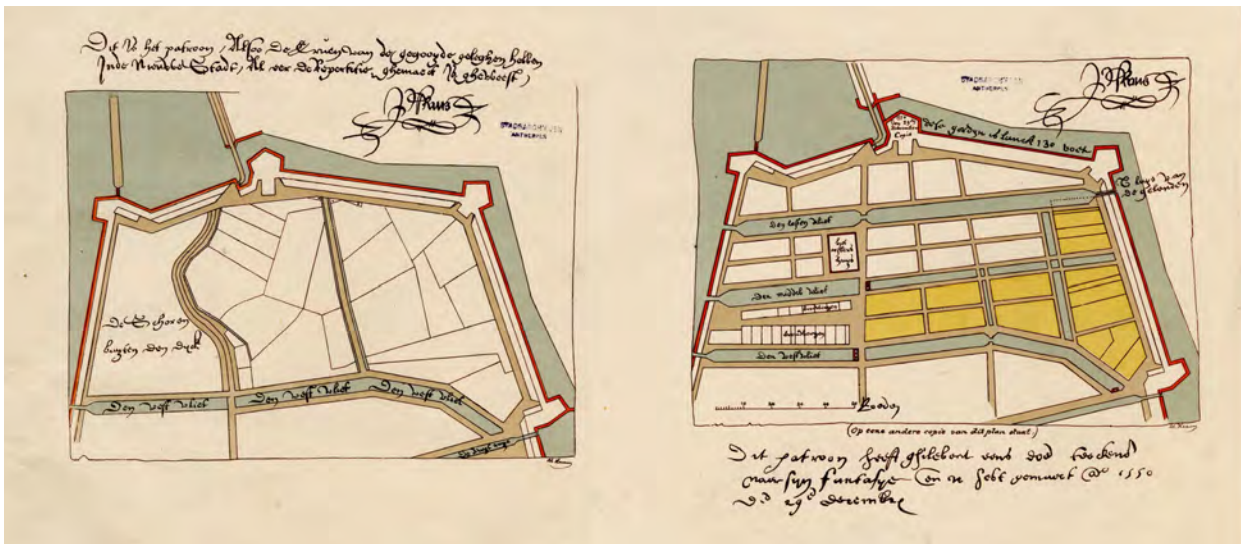


Figure 3. Municipal building master Peeter Frans's project of the Nieuwstadt, after Gillebert van Schoonbeke's 'phantasy', 29 December 1550. Facsimilis of the originals, destroyed in 1914–18. Antwerp, City Archive, 12#4984.

### New fortifications

By far the most important event as regards spatial as well as economic transformations with a massive impact in various respects was the construction of a bastioned fortification, protecting the richest, largest city in The Low Countries. Early 15<sup>th</sup> century drawings show an unrealized project for a doubled 'wall line' as a defence added to the old city wall.<sup>11</sup> Eventually, the modernization happened only when by 1540, Emperor Charles V commissioned the Italian engineer Donato de Buoni di Pellizuoli the design of fortifications that would defend the Habsburg Netherlands against France and its allies Gelders. Antwerp was the first city to be the scene of this immense transformation, the execution of which was accelerated, as the need was suddenly acute after an alarming siege and barely repelled attack in 1542. The Antwerp fortification turned out to be the largest and most sophisticated military project in Europe. The most robust structure of massive, white stone covered brick walls, was 5 km long and was composed by eight stretches of 10 m high city walls with pentagonal bastions. It was surrounded by a moat with bridges leading to five monumental gates in Italianate *all'antica* style, that gave access to the main streets inside the city. This endeavour involved an extraordinary organisation and the collaboration of a large group of subcontractors, such as masons and stone workers, but also suppliers of brick, stone and mortar. To ensure the continuity of the works, brickyards were established in the close vicinity of Antwerp.<sup>12</sup> To finance this extravagant project, the Antwerp citizens were obliged to pay a 'fortification tax', but at the same time fully profited from the economic boom.

### An extension and a citadel

In 1553, a last and considerable extension was undertaken and included within the new but still not completed fortification. In the north, a ground of nearly 25 hectares was added, totalling the *intra*

11 BERNHARD ROUSES. Four early-sixteenth-century plans for the fortifications of Antwerp. *Architectura*, 37 (2007), pp. 145–168, especially fig. 15. The hypothesis is, that Albrecht Dürer would have been asked a design for the strengthening of the city's old fortification around 1520. HENRI WAUWERMANS. Les fortifications d'Anvers au XVIe siècle à l'Exposition Universelle de 1894. *Annales de l'Académie d'Archéologie de Belgique*, 4<sup>ème</sup> série, 8 (1894). p. 5–8

12 On the project, see PIET LOMBAERDE. De vroege versterkingswerken van Antwerpen en de Spaanse omwalling. Vanaf ca. 1507 tot het einde van de Spaanse Successieoorlog in 1713. In: PIET LOMBAERDE. Antwerpen versterkt. De Spaanse omwalling vanaf haar bouw in 1542 tot haar afbraak in 1870. Antwerp 2009, pp. 14–61.





Figure 4. Bird's-Eye view of Antwerp with the citadel at the left. Pauwels van Overbeke, 1568. Antwerp, City Archives, 12#4117.

*muros* territory to in all 260 hectares. Initially meant as an area for the brewers, including a 'Waterhouse' and a canal for fresh water coming in from a small river, the so-called *Nieuwstadt* had become a modern port area with canals and warehouses, and offered plenty of space for new buildings.<sup>13</sup> (Fig. 3) This ambitious extension project was initiated by Gilbert van Schoonbeke, the same who was instrumental in the enterprise of the fortifications. The magnificent bird's-eye view by Virgilius Bononiensis of 1565 shows the metropolis in its full splendour, counting 100.000 inhabitants and attracting many foreigners.<sup>14</sup>

As a consequence of the 'iconoclastic storm' and the anti-Catholic riots in 1566, between 1567 and 1572, in the south, a citadel was constructed, from which the rebellious citizens were to be kept under control. On commission of the Duke of Alva, Captain-general in the Habsburg Netherlands, his Italian chief-engineer Francesco Paciotto made the design, following that of his project of the citadel of Turin of 1564, but in 1569 his successor Bartolomeo Campi adjusted it to the location. Like that of the fortifications, the concept of this bastioned pentagonal structure and the earthen wall (the *joinc-*

13 According to PIET LOMBAERDE. Peter Frans versus Gilbert van Schoonbeke. Wie gaf het zestiende-eeuwse Antwerpen vorm? In: *Historiant* 7 (2019), p. 109 and n. 84, in 1568 the Antwerp *Nieuwstad* may have inspired the new extension with bastaged ramparts and allotment pattern of the Northern-German trading city Emden, where from 1567 onwards, the Antwerp immigrants Hans van Steenwinckel the Elder and his father Laurens were active.

14 Interesting is, that it omits a few of the most remarkable elite houses and economically important buildings they had initiated, thus symbolically banning leading families, that were political adversaries. PETRA MACLOT. A portrait unmasked. The iconology of the birds'-eye view by Virgilius Bononiensis (1565) as a source for typological research of private buildings in 15th and 16th century Antwerp. In: KATRIEN LICHTERT, JAN DUMOLYN, MAXIMILIAAN P. J. MARTENS. *Portraits of the City. An Interdisciplinary Approach to the Study of Urban Landscape.* (Studies European Urban History (1100–1800), 31). Turnhout 2014, pp. 33–47.

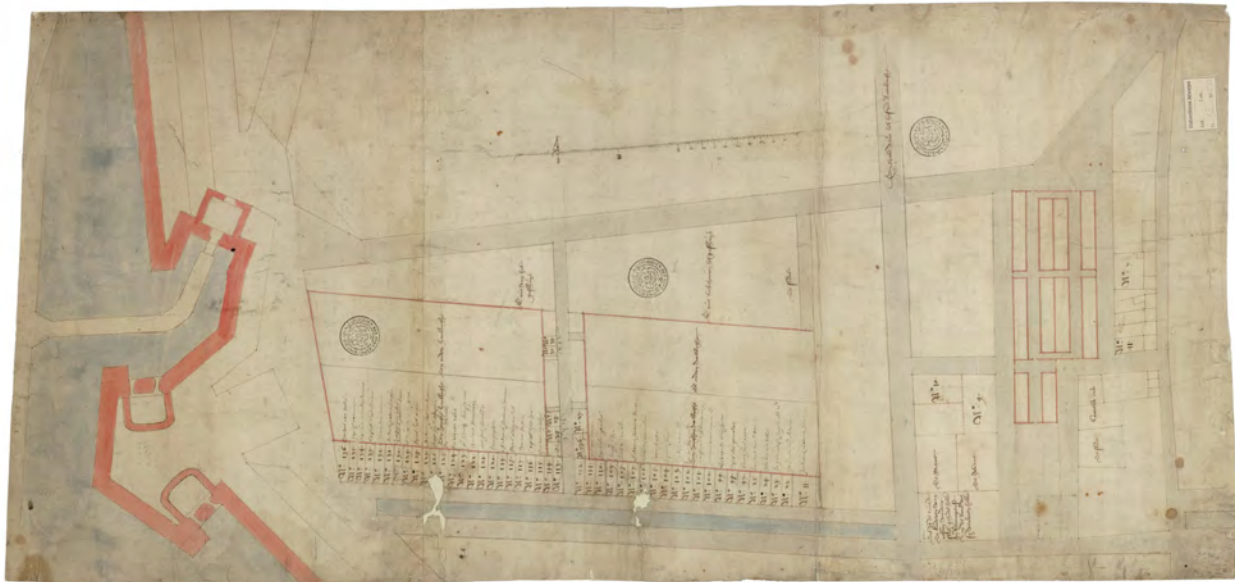


Figure 5: Allotment of the Archers' exercise area into a new quarter with regular streets and plots for habitations. Antwerp, City Archives, 12#4875.

te) that connected it with the city were novel and would widely serve as an example for military architecture.<sup>15</sup> (Fig. 4) Meanwhile, within the walls, the city as well underwent drastic transformations.

### Creating commercial hubs

From 1547 onwards, the municipality and Gilbert Van Schoonbeke managed to develop a housing project on the militia guild's vast training area and large adjoining properties. By the 1560s, in the south east corner of the city a completely new neighbourhood had risen.<sup>16</sup> (Fig. 5) In fact, this financial success was mainly due to the implantation of a building for the tapestry trade. Indeed, one of the important shifts that occurred in the 16<sup>th</sup> century was a progressing specialization, which generated the need for differentiation: whereas before, one same building or space could be used for many different functions, now structures were erected and rooms were installed for specific communal use, all appointed with their own name. The spreading of functions and the creation of more than one important spot in town – the main central square in front of the Town Hall (Grote Markt) – meant a spatial shift, a decentralization that resulted in local development and the upgrade of the surrounding real estate. Starting with buildings of economic importance, namely the Meat Hall (*Vleeshuys* 1504) and in particular the Exchange (*Borse* 1531), especially around the middle of the century and involving Van Schoonbeke, several squares were created with buildings that functioned as specialized hubs for tradespeople with specialized activities: the Flea Market (*Vrijdagmarkt* 1547), the Weigh House (*Waag* 1548) and the Tapestry Hall (*Tapissierspand* 1555). Despite its small volume and unobtrusive appearance, the Water House (*Waterhuys* 1553) for its ingenious mechanism was in fact the first and most important building on the *Nieuwstadt*, as it procured fresh water to the brewers, who therefore moved to that area.<sup>17</sup>

Apart from these most representative architectural landmarks, a few more buildings became urban reference points, namely institutions for social welfare sponsored by benefactors: the Plague House

15 LOMBAERDE 2009 (cf. n. 12), p. 41–48.

16 SOLY 1977 (cf. n. 8), p. 234–238.

17 PETRA MACLOT. Archivalische en iconografische bouwhistorische studie van het Waterhuys nu Museum Brouwershuis, Adriaen Brouwersstraat 20 Antwerpen (1<sup>ste</sup> Afd. Sectie A 114b. Unpublished report). Antwerp 2010.



(*Pesthuys*, 1549),<sup>18</sup> the orphanages for boys (*Knechtjeshuys*, 1556–1558) and for girls (*Maegdenhuys*, 1564–1569). Also, an extensive grid of canals and the infrastructure that went along, including bridges, lockhouses and such had a considerable impact on the spatial reorganisation of the still mediaeval urban structure.

While most of these buildings showed a sober and purely functional traditional architecture, some of Antwerp's most magnificent modern structures were erected in the 1560s, no longer directed by Gilbert van Schoonbeke († 1556), and were rather risky enterprises, as trade had already strongly lost importance since 1548. The fortification project had left Antwerp in such great debt, that it was not for a long time allowed to take out new loans. In 1560, the government gave permission for the construction of a new Town Hall (*Stadthuys* 1561–1565) and to reduce the costs, arranged toll-free conduct for the import of building materials.<sup>19</sup> The other buildings came about thanks to huge investments by the German merchants and private enterprise. The construction of the monumental, magnificent and costly Town Hall had only just begun when that of the Hessian House (*Hessenhuys* 1562–1564) was started, initiated by Anna Janssens, a wealthy businesswomen and investor. Situated at the edge of the busy *Nieuwstadt*, this massive building for the Hessian freight drivers offered lodging, but also space to stall horses, carriages, and merchandise. The two buildings were still under construction when the Hanseatic House (*Oosterhuys* 1564–1568) was erected, a gigantic building, situated between the canals right in the middle of the *Nieuwstadt*, and for 60% co-financed by the German Hansa. A remarkable initiative, again by investor Anna Janssens, was the largest storage complex of 38 warehouses with lodgings, let to the English wool traders and called the English Warehouses (*Inghelsche Packhuysen* 1562–63). Every one of these industrial structures, some designed by artists like Cornelis II Floris, showed a robust, impressive architecture that radiated the wealth and cultural status of the metropolis and its merchants.

In 1568 the Eighty-years' War for Independence against King Philip of Spain had started, which strengthened the economic recession that had in fact already started two decades before. On the whole, especially during eventful times and after the huge investment of the fortifications, after Van Schoonbeke had left the scene, most initiatives did not really pay. The further development of the *Nieuwstadt* cannot be considered the great success it was expected to be, and all too soon, most of the new grand buildings had to be repurposed.

A few conjunctions however gave rise to as yet new enterprises that testified to a certain hubris.

### Calvinist ambitions

Like in many other medieval cities with chiefly wooden houses, over the centuries several fires destroyed limited areas, but for Antwerp, one in particular had larger consequences. On 4 November 1576, because of Spain's bankruptcy, unpaid Spanish soldiery mutinied, plundering the city. During this *Spanish Fury*, 7000 or 8000 citizens were massacred and along with the new Town Hall, hundreds of houses burnt down. Hence Antwerp became even more engaged in the rebellion against the rule of Habsburg Spain, and under William of Orange it was the capital of the Dutch Revolt. At the installation of a Calvinist municipality in 1577, Antwerp again became the scene of transformations. The reconstruction of the heavy afflicted private properties in the centre resulted in a series of splendid, high merchant houses with facades in polychromatic materials and large glass surfaces. Echoing the restored Town Hall, they surrounded the Calvinist seat of power. Apart from this private

18 AUGUSTE F. C. VAN SCHEVENSTEEN. Over pestepidemiën te Antwerpen in vroeger tijden. In: Verslagen en mededelingen van de Koninklijke Vlaamse Academie voor Taal- en Letterkunde 1932, p. 1062.

19 PETRA MACLOT. II. Het Ancien Régime. In: LODE DE CLERCQ, PETRA MACLOT, ILSE VAN GINNEKEN, Bouwhistorisch onderzoek van het stadhuis aan de Grote Markt in Antwerpen (Grote Markt 1, 1<sup>e</sup> Afd. Sectie A nr. 1433) in functie van herbestemming en restauratie. 2 vols. (Unpublished report). Antwerp 2012, vol. I, p. 29.



Figure 6. The confiscated cloister of Pieter Pot, through which Kleine Pieter Potstraat was traced. Antwerp, City Archives 12#5419.

enterprise, the municipality as well, took initiatives to modernise the city. As the confiscation of Catholic properties allowed to exploit large areas, perpendicular streets were drawn through monastery grounds, re-parcelling them for housing, built with recycled building materials.<sup>20</sup> (Fig. 6) Meanwhile, still another ambitious project was planned.

Right at its instalment the Calvinist municipality had at once undertaken the dismantlement and repurposing of the citadel and launched a project to integrate this area into the city. Fortification engineers Lieven van Paesschen, Abraham Andriessen, Hans van Schille and Dirk van Mol, together with city building master Peeter Frans were charged with what would turn out to be a quite revolutionary urbanistic design,<sup>21</sup> in which also Hans Vredeman de Vries was involved.<sup>22</sup> Right away, a design and a clay model were presented for approval. Clearly determined to confirm its power, the Calvinist government immediately set off with the megalomaniac plan: firstly the conversion of the citadel's central square into a square surrounded by barracks for a garrison of 2000 soldiers and the former residence of the Spanish governor into a palace for Prince William of Orange, after Vredeman de Vries's design. Secondly the removal of part of the fortified wall and two bastions and the filling of the canal would connect this transformed area with the city by a wide paved road. The demilita-

20 MACLOT 2014 (cf. n. 7), I, p. 58–64.

21 LOMBAERDE 2019 (cf. n. 13), p. 110.

22 CHARLES VAN DEN HEUVEL, 'Cutting and Pasting Fortifications. Vredeman de Vries and the Plans for the Insertion of the partially dismantled Citadel of Antwerp'. In: PIET LOMBAERDE (ed.). *Hans Vredeman de Vries and the Artes Mechanicae Revisited*. Turnhout 2005, pp. 83–99. CHARLES VAN DEN HEUVEL. *Hans Vredeman de Vries en de technische kunsten*. In: HEINRICH BORCHGREFE, THOMAS FUSENIG, BARBARA UPPENKAMP (reds.). *Tussen stadspaleizen en luchtkastelen. Hans Vredeman de Vries en de Renaissance*. Gent-Amsterdam 2002, pp. 117–124. FRANS WESTRA, *Nederlandse ingenieurs en de fortificatiewerken in het eerste tijdperk van de Tachtigjarige Oorlog 1573–1604*, Alphen aan den Rijn, 1992, p. 26–27.





Figure 7: One of the projects for the Joincte and the Suytstadt, ca 1584. Antwerp, City Archives, 12#10783.

rised area *intra muros* opened the opportunity to create a completely new urban district, the South Quarter (*Suijquartijer*), a pendant of the *Nieuwstadt* in the north, but of residential character only. Several projects with variants for the layout and allotment show a quite modern urbanistic concept.<sup>23</sup> Starting from the pentagonal shape of the citadel, these most original designs intended to create a central public market square, from which a broad street connected this new area with the old city centre.<sup>24</sup> (Fig. 7) The sophisticated and rather formalistic design proposed a combination of radials and checkerboard patterns with square and polygonal shapes refer to theoretical treaties on the ideal town, such as Hans van Schille had published in 1573.<sup>25</sup> However, this fascinating project never came into full development,<sup>26</sup> and when the Spaniards reconquered Antwerp in 1585, the first thing they did was restore the citadel, while the return of confiscated properties resulted in the demolition of many new houses.

Thus ended the last large scale project initiated by the Antwerp municipality or entrepreneurs to de-

23 VAN DEN HEUVEL 2005 (cf. n. 22), p. 92, 95.

24 On this subject, see PIET LOMBAERDE. Antwerp architecture and urbanism from the Calvinist Period until the Twelve Years' Truce (1577–1609). In: ECKHARD LEUSCHNER (ed.). Rekonstruktion der Gesellschaft aus Kunst: Antwerpener Malerei und Graphik in und nach den Katastrophen des späten 16. Jahrhunderts, (Studien zur internationalen Architektur- und Kunstgeschichte, 136). Petersburg 2016, pp. 70–79.

25 LOMBAERDE 2019 (cf. n. 13), p. 117: Hans van Schille. Form and Weiss zu Bauen. Antwerp 1573. f° 49, 50, 51. In 1589 Daniël Specklin, who visited Antwerp in 1577 and became an admirer of the Antwerp master mason Peeter Frans, would later propagate these ideas in his treaty. DANIEL SPECKLIN. Architectura von Vestungen, Strassburg 1589, f° 58.

26 Despite what shows an anonymous engraving of 1584 as an area in full development, with streets on the former glais and the first houses. PIET LOMBAERDE. Een onbekende gravure van de Antwerpse versterkingen in 1584 onlangs aan het licht gekomen. In: Caert Thresoor. 25 (2006) 4, pp. 124–129.



Figure 8 (left): The earliest plot system around 900. Hypothetical and partial reconstruction of buildings plots and street layout within the settlement. Bellens 2020. – Fig. 9 (right): Excavated wooden structures and bat roads. Van de Walle 1961.

velop and modernize their city. The and boldness of these urbanistic adventures strongly contrasted with the conservatism and economy at the massive construction of housing realized during that same turbulent period.

### Persistent types

Demography and trade always interact and economic boom and backdrop largely determine a town's financial perspectives, but do not fully explain all spatial developments and construction formulas. Building culture is determined by the conjuncture of a few more parameters. Governmental policy like taxation and religious prosecution generated rebellion, war, emigration, but floods, epidemics, fires, or even the pollution of drinking water had their impact too.

The attitude towards tackling various kinds of problems is best explored through research of private housing, as typology proves to be a dependable indicator.<sup>27</sup> To understand typological mechanisms, it is essential to detect continuity and change over a long stretch of time and to link these to historical circumstances. However, by lack of archival sources before 1400 and of systematic building archaeological research, typological investigation remains restricted to the past six centuries. Even if filling the gap between 9<sup>th</sup> century structures and the fragmentary traces of 14<sup>th</sup> or 15<sup>th</sup> century buildings seems impossible, this should not prevent some hypothetical comparisons.

Excavations have established that the city's origin was a trading settlement, quite similar to that of Vikings a semi-circular area, divided by two perpendicular streets, along which lay long, narrow plots with wooden houses, separated by bat roads.<sup>28</sup> (Fig. 8–9) This 9<sup>th</sup> century pattern seems to relate to that in the extension of the 1200s. Everything points to a grid of mainly 10m broad parcels, as deep as the building block, often more than 30m long and draining down onto a backstreet, alternated by narrow parcels and common alleys, called 'dripping strips' for rainwater falling from the thatched

<sup>27</sup> MACLOT 2014 (cf. n. 7).

<sup>28</sup> For an overview, see ADELBERT L. J. VAN DE WALLE. Excavations in the ancient centre of Antwerp. In: *Medieval Archaeology*. 5 (1961), pp. 123–136.





Figure 10 (left): The plot system within the 9th-century settlement. Van de Walle 1961. – Figure 11 (right): The grid in the extension of 1250 around 1400. Petra Maclot 2009.

roofs, but generally supposed to have served as a firebreak. At the time the street level was far lower and houses had no cellar below ground level, but an only partially sunken commercial ground floor in the front house, accessible right from the street. Often a small inner courtyard divided the building volume at the street from the back house that housed the domestic part and that was accessible from a narrow alley, shared by two adjoining properties. Most of these alleys ran from the street to the far back, allowing access to the rear area of the parcel, where open spaces and outhouses were situated. In a later stage, some of these private alleys were broadened into public streets. Initially, merchant houses only had this half sunk ground floor, a high first and a lower second floor and a high attic. Most were wooden structures on stone foundations; only a few had a stone ground floor.<sup>29</sup>

Eventually, alleys stopped being used as a shared private access: some were widened to streets, but by 1500 most had become private corridors inside the houses. This change was due to safety regulations against fire and the gradual replacement of wooden structures and overhanging thatched roofs by solid stone mutual walls and tiles. Also, by the systematic heightening of the street level, a typical phenomenon for the lack of an organised waste disposal, ground floors had become cellars. Thus, technical evolution and natural cause had brought on a typological adjustment. (Fig. 10–11)

At this stage, the four basic types had been well established and reflected the identity of the major subgroups of Antwerp's urban population.<sup>30</sup> Smallest was the serially built single volume cottage for workers and poor tenants, as well also for the needy in alms houses. (Fig. 12–13) Second was the equally often serially built shopkeepers house, mostly for tenants, for whom the commercial area was more important than the domestic part. (Fig. 14–15) Third was the merchant house, coming in several sizes, in which the commercial function was clearly separated from the domestic area. (Fig. 16–17) Fourth was the elite house, coming in different sizes as well, having no commercial function,

29 PETRA MACLOT. Bijdrage tot de historische studie van de materiële stad: de site van de Peter Potstichting (12<sup>de</sup> eeuw tot heden) als casus voor archivalische en iconografische bouwblokanalyse in Antwerpen. 2 vols. (Unpublished Master Thesis History, Antwerp University). Antwerp 2006, p. 36–38. PETRA MACLOT. Towards an alternative solution for the detection of historic structures in Antwerpen (Belgium). In: KARL-EUGEN KURRER, WERNER LORENZ & VOLKER WETZK, Proceedings of the Third International Congress on Construction History Cottbus May 2009, vol. 2. Berlin 2009, p. 972 and fig. 4. MACLOT 2014 (cf. n. 7), vol. I, p. 111–112, vol. II, pl. 1.

30 On the establishment of this classification, see MACLOT 2014 (cf. n. 7).

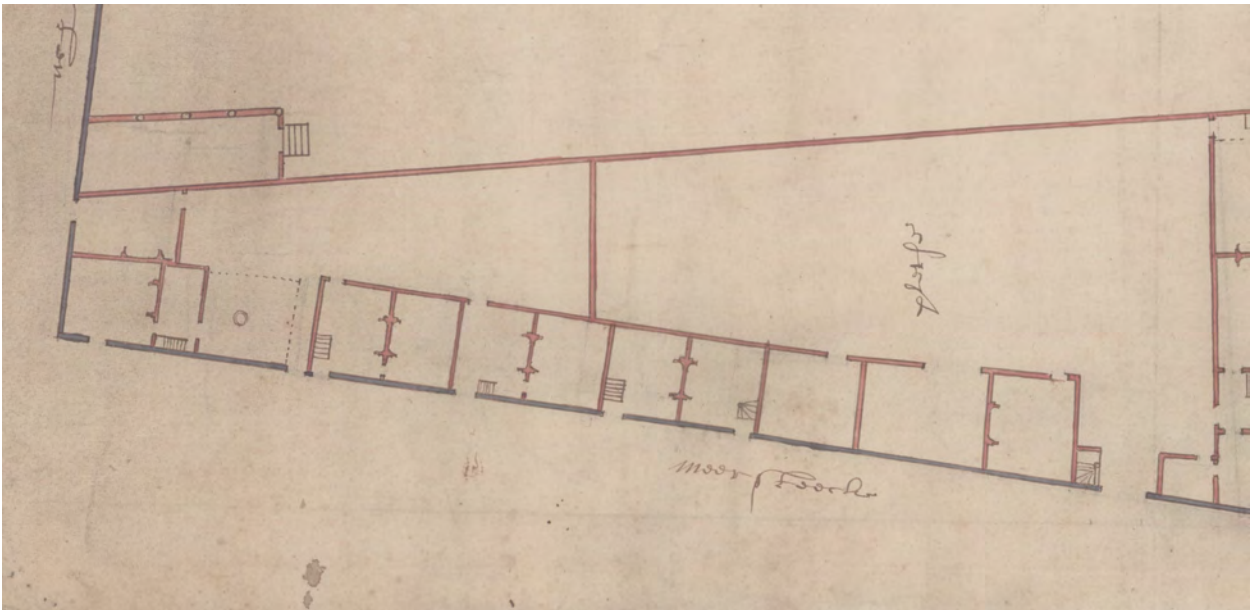


Figure 12–13: Examples of serially built cottages. Fragment of an original drawing, 1682 and of the bird's-eye view of Virgilius Bononiensis, 1565. Antwerp, City Archives, 12#4761 and Museum Plantin Moretus V.VI.2.

but a representative front space instead, separate from its domestic area at the back. All had an asymmetrical plan: the entrance opens on a corridor that traverses the building onto the backdoor – in case of a courtyard, however small. From this axis, the spiral staircase is accessible and leads all the way up to the attic. Fire places are situated against the opposite wall, back-to-back with that of the neighbouring house. Cellars were accessible only from outside, at the street or at the courtyard, and could be let for business or artisanal activity. Apart from the cottages, that shared the sanitary infrastructure, but often only a public well on the street, Antwerp houses had their own waste pit serving the toilet and domestic waste, a water well and often also a rainwater tank.<sup>31</sup>

In the compact shopkeepers' and small merchants' houses, of which the commercial function took up the space in front, the double height of the ground floor provided the possibility of installing a

31 PETRA MACLOT. De afvoer van het vast afval en van de gebruikswaters binnen het traditionele Antwerpse woonhuis. In: PETRA MACLOT and WERNER POTTIER (reds.). Een propere tijd!? (On)leefbaar Antwerpen thuis en op straat (1500–1800). Antwerp 1988, pp. 121–152. Maclot 2014 (cf. n. 7), I, p. 99, 422–427. PETRA MACLOT. De watervoorziening in het traditionele Antwerpse woonhuis. In: MACLOT and POTTIER 1988 (cf. n. 31), pp. 164–177.



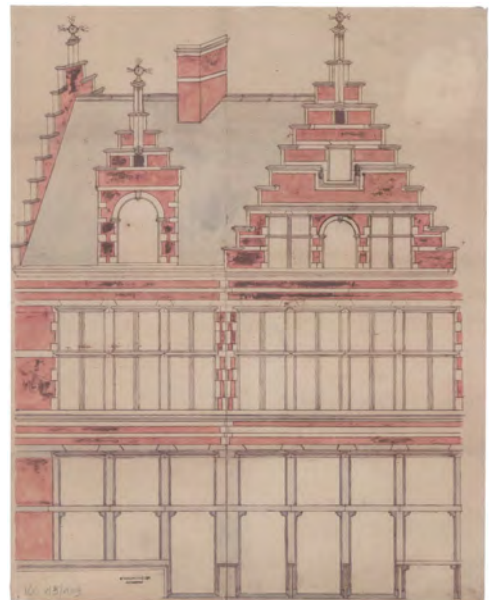
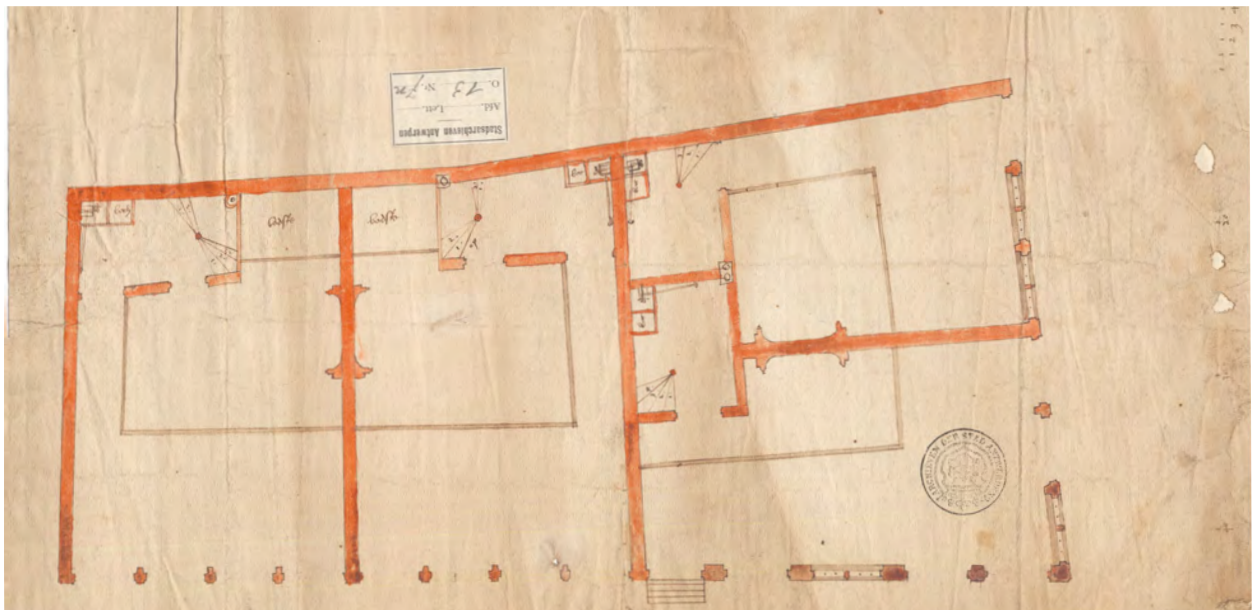


Figure 14–15: Examples of a row of shopkeeper's houses. Antwerp, City Archives, 12#4626 and 12#4748.

'hanging room'. This wooden box, suspended to the beams and looking onto the shop with windows, allowed to enlarge the shop floor with a small office and the kitchen with a sleeping place, but often had a double function.<sup>32</sup> (Fig. 18) As these types perfectly met the requirements of the main social groups of the Antwerp community, there was no need for change as long as the social structure remained unchanged.

### Massive construction of housing

The estimation is, that in 1437 about 17.000 inhabitants occupied some 3440 houses; in 1526 about 42.000 some 8470; in 1580 about 80.000 some 14.600. In 1591 only about 45.123 inhabited some 8074 houses, while 1732 were empty and 2520 had been demolished or unified.<sup>33</sup> This purely historical approach says little about the material circumstances people actually lived in, but typological analysis relates these figures to the great number of still existing historic structures.

32 MACLOT 2014 (cf. n. 7), I, p. 97–99, 357–359.

33 SOLY 1978 (cf. n. 5), p. 97–99.

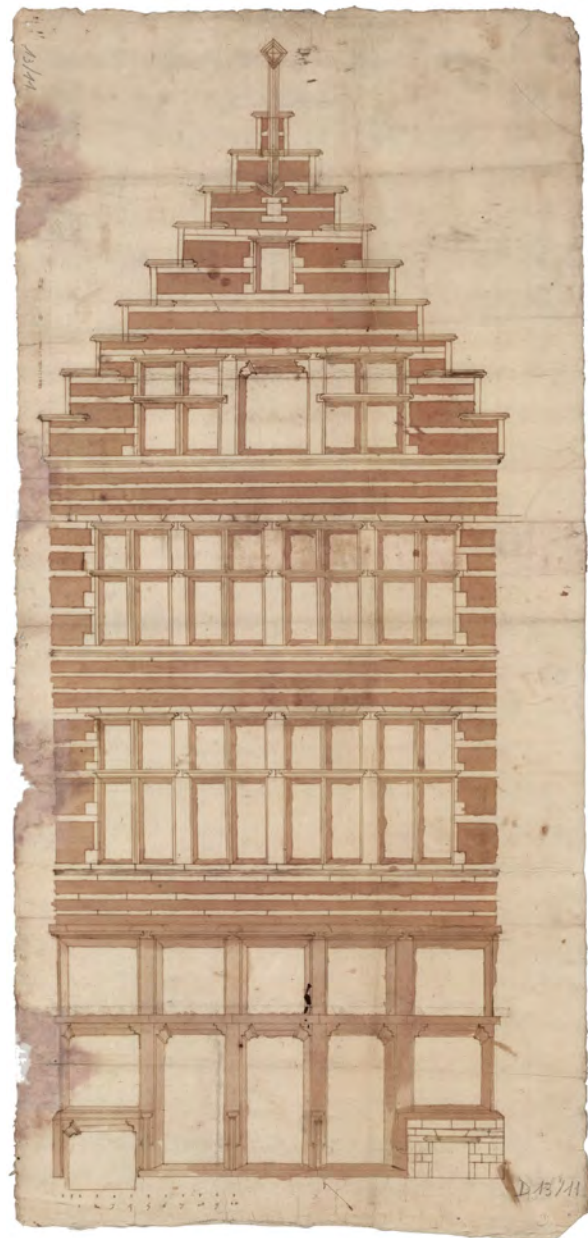
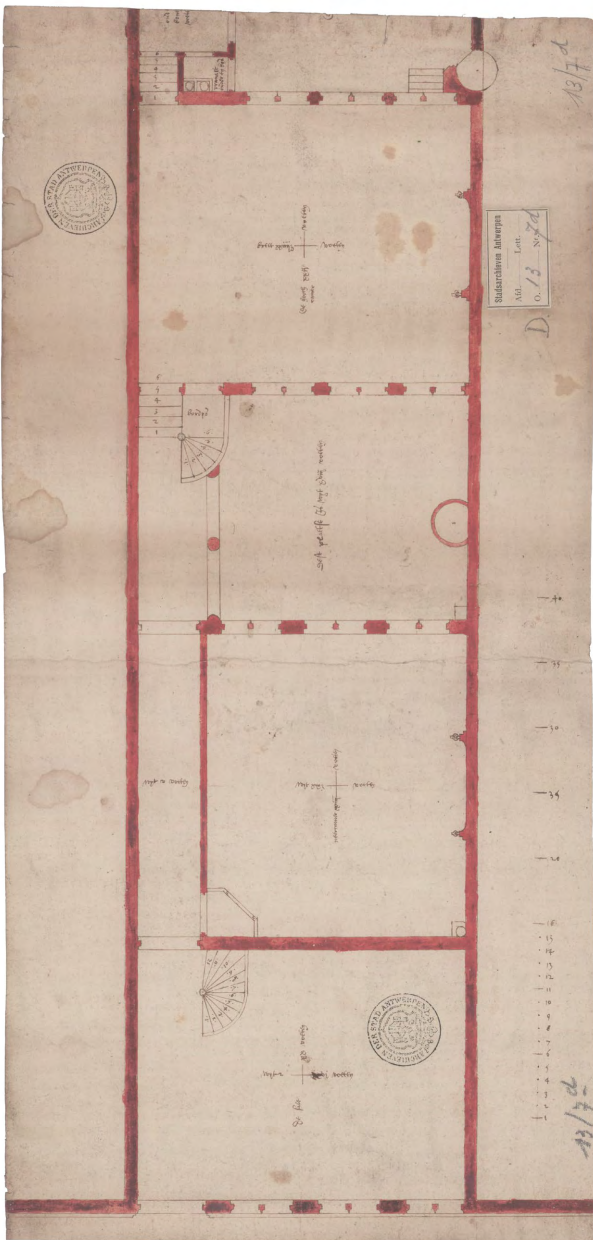


Figure 16–17: Example of merchant's houses. Antwerp, City Archives, 12#4705 and 12#4800.

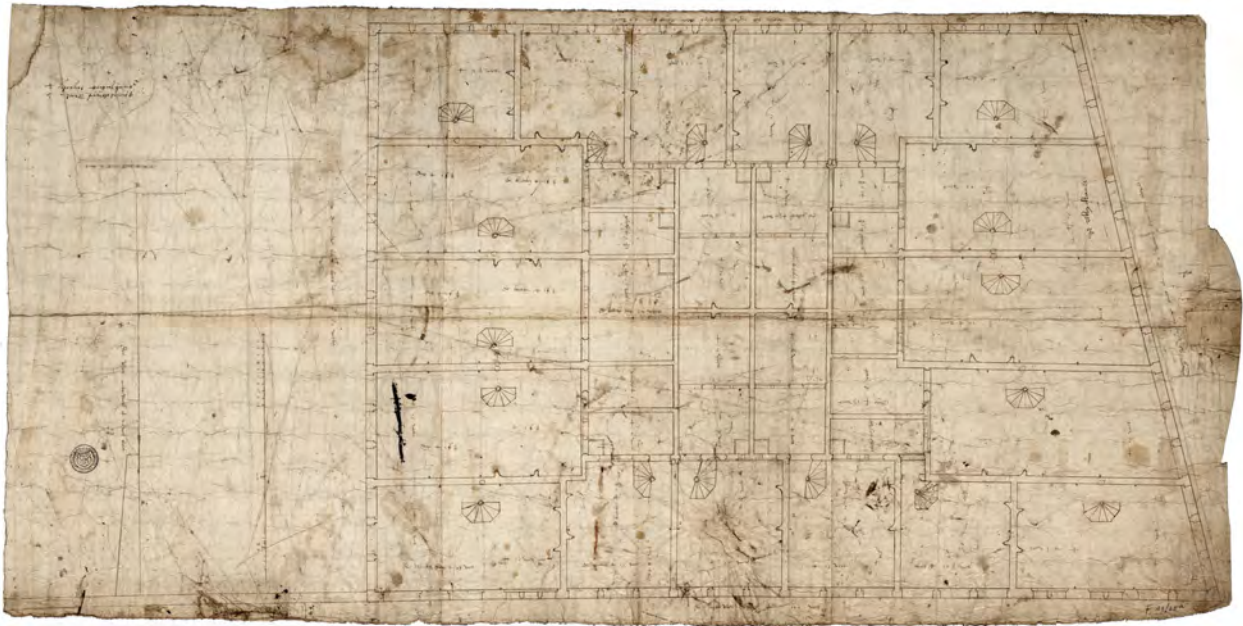
The gigantic construction site of the fortifications had attracted a huge number of immigrants, mainly about 2000 workers and craftsmen, who all needed shelter, and property owners and investors took advantage of these extraordinary circumstances. The sudden shortage of housing could not be solved by only the intense and inventive subdivision of extant buildings. Investing in the construction of houses became even more interesting than before, so large properties and unbuilt areas were now swiftly developed into new streets with new houses for merchants and shopkeepers. This resulted in an immense densification of the urban fabric. According to Lodovico Guicciardini, between 1543 and 1567, over 3000 houses were built, 'not counting another more than thousand which were enlarged and rebuilt from cellar to attic'.<sup>34</sup>

It was a golden time for contractors, but one entrepreneur in particular showed much more daring and inventiveness: Gilbert van Schoonbeke was involved in every project that brought in money, from the fortifications, municipal buildings, canals and streets, to the allotment of large areas. As these

34 LODOVICO GUICCIARDINI. *Descrittione di Lodovico Guicciardini patrito fiorentino di tutti i Paesi Bassi altrimenti detti Germania inferiore*. Antwerp 1567, p. 115 and SOLY 1977 (cf. n. 8), p. 377, n. 77.







often simultaneously executed enterprises generated a massive use of building materials, he also organized the massive production of brick. From the 1540s onwards, the concern for fast and cheap building with immediate and large profit inspired the general breakthrough of serial building and standardization. The ban in 1546 on further building or repair of wooden facades greatly supported the massive use of brick and stone, and blue stone shopfronts with maximal glass surfaces became fashion. An example of more sophisticated serial building that moreover illustrates the town's policy as regards ideas on aesthetics and prestige was the building block that replaced the old Town Hall in 1565. The Cube (*Teirlinck*) stood right next to the new Town Hall at the central square and was meant to look like one vast, prestigious building. Although consisting of eighteen separate units of small merchant houses, of which four variants of slightly different floorplans fitted together like a puzzle, the facades showed one repetitive front of an uninterrupted blue stone arched gallery and white stone stepped gables. The municipality had required this architectural concept as a condition to the developers, who had to follow the façade's modula.<sup>35</sup> (Fig. 20–21)

A typologic characteristic for Antwerp housing was the now systematic provision of extra storage capacity, especially for shopkeepers' houses and smaller merchants' houses in densely built areas. To this end, the municipality allowed, for a yearly tax, to construct a cellar underneath the street surface, accessible from within the house<sup>36</sup> and of which corner houses even had two. Though the concept existed since the 14<sup>th</sup> century, by the middle of the 16<sup>th</sup> century, streetcellars became general custom in each of the many new streets and vast allotments,<sup>37</sup> as such structurally solving the space shortage and providing extra taxes. (Fig. 19)

The influx of newcomers and visitors and the contacts with foreign countries is generally believed to have influenced the ideas on architecture and style. For example, the many elegant private towers, of which the bird's-eye view of Antwerp shows about fifty, are considered as a feature that was introduced by Mediterranean immigrants. Yet, typological and stylistic analysis convincingly contradicts this assumption. The same goes for the common fashion of columned galleries, which appears to be a local phenomenon.<sup>38</sup>

35 MACLOT 2014 (cf. n. 7), I, p. 130–131 and II, pl. 41.

36 MACLOT 2014 (cf. n. 7), I, p. 437–438 and II, pl. 25, 42. On that subject, see IVAN DE RYCKE & GEORGE TROUPIN. Straatkelders te Antwerpen: hinderpaal of belangrijk bouwhistorisch patrimonium? In: Berichten en Rapporten over het Antwerps Bodemonderzoek & Monumentenzorg, 3 (1999), pp. 87–115.

37 MACLOT 2014 (cf. n. 7), I, p. 99–100, 438.

38 MACLOT 2014 (cf. n. 7), I, p. 270–275 and II, pl. 83, 122–124.



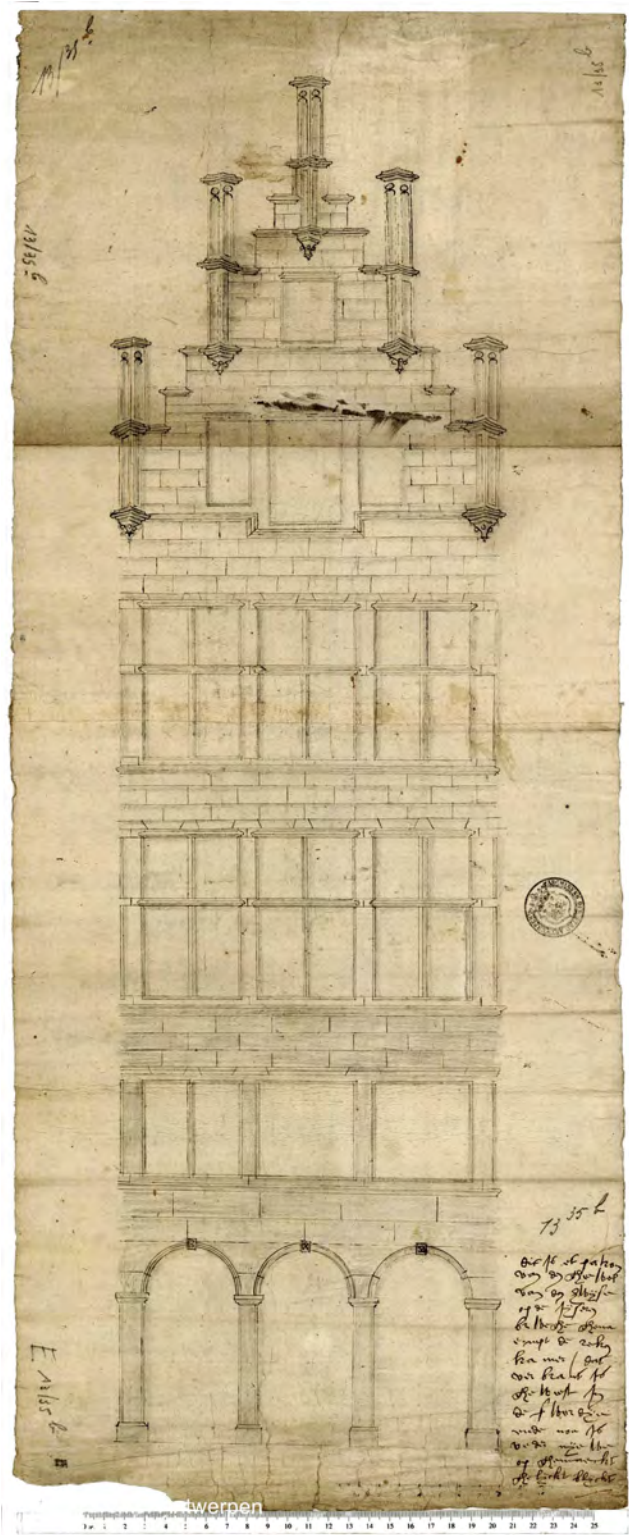
Figure 20 (left) and 21 (right): The floorplan of the Cube and the prescribed modula for the façades. Antwerp, City Archives, 12#5048 and 12#4783.

Types answer to practical and representational needs of the social groups of the community, and so reflect their status and their appurtenance to a group of peers. Very early, this cosmopolitan society established its own identity, not only typologically, but also by adapting new styles into a local language, that would in its turn exert influence on the late-16<sup>th</sup>- and especially 17<sup>th</sup> century architecture in Western Europe.

### The turning point

In 1579 the army of Alessandro Farnese, Governor of the Spanish Netherlands, recaptured most of the territory and finally, after a year of siege, in 1585 Antwerp was sacked and entered an era in which it had new challenges to face. About 21% of the houses was left abandoned, as about 50% of the still 80.000 inhabitants emigrated to Germany, France and England, and later also to Holland, a loss of a high proportion of its mercantile citizenry, capital and intelligence. The strongly downsized population and the draining of knowledge and money however did not mean the end of Antwerp, that once more showed resilience.

As Dutch forts blocked the River Scheldt, the Antwerp trade suffered for the two following centuries. Nevertheless the city succeeded to remain the most important economic and cultural centre in the Low Countries and a stronghold in the Counter Reformation. During the Eighty Years' War (1568–1648), the Twelve Years' Truce (1609–1621) announced a new era of prosperity. Encouraged by the new governors, the archdukes Albrecht and Isabella, in order to propagate the Catholic faith, a great building activity was deployed, at least concerning the construction and embellishment of churches, chapels and religious institutions. In Antwerp, only in one case this also involved an urban transformation, when in 1609 the Jesuits initiated the idea of vaulting a canal and demolishing a great number of houses in order to create a new square with a suitable architectural scene for their new church. The acquisition of properties took many years and so did the achievement of this project. The magnificent and expensive church in an Italianate early baroque style was followed by the vast adjoining complex, containing a monastery and a school, finished only around 1675.<sup>39</sup>



39 PETRA MACLOT. Archivalische en iconografische bouwhistorische nota van gebouw 806-01 Campus Car-

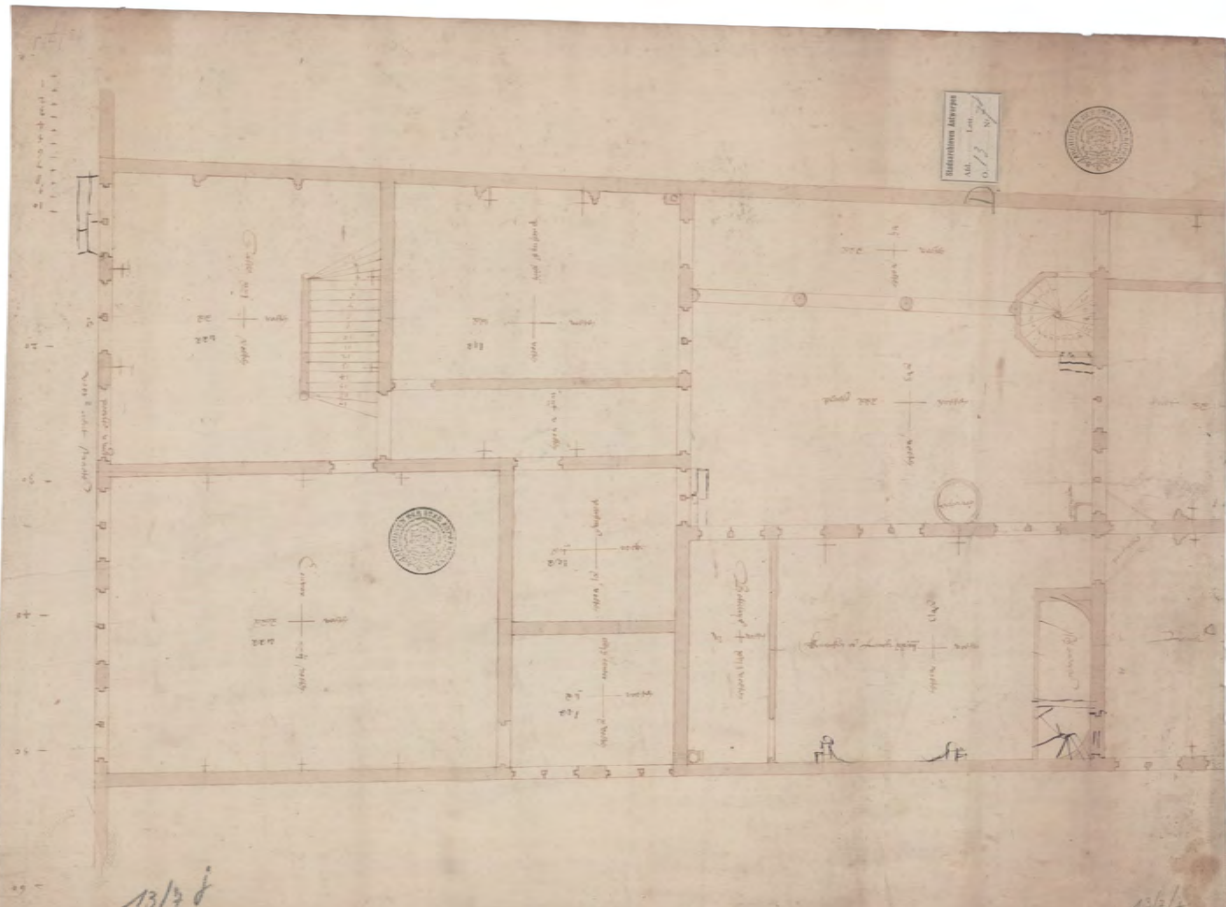


Figure 22: Example of a merchant house after the merging of two properties. Antwerp, City Archives, 12#4709.

As regards housing, some of the great surplus was repurposed into newly established monasteries, but many properties were bought by prosperous merchants, industrialists and civil servants, mostly in view of merging and modernisation. As a consequence of the social shift of rich merchants who aspired to enter the elite and no longer used part of their house for commercial activities – a phenomenon called “the betrayal of the merchant class”<sup>40</sup> – for the first time a break with the local tradition manifested itself. Typologically, this turning point concerned the dwellings of rich merchants and the elite, but did not affect the shopkeepers’, artisans’ and workers’ houses, and was characterised chiefly by a variety of atypical plans, in which party walls were demolished to create large courtyards and gardens, and the addition of columned porticoes as an elegant way to merge older structures.<sup>41</sup> (Fig. 22) Closer analysis does not confirm the presumption that the influx of new citizens, mainly Catholics and Marranos from the South, had a major influence on the Antwerp living culture. Nothing points to typological similarities with Mediterranean housing, but similar to what happened before, foreigners adopted local building traditions.

### Folding back into recess

After the Thirty Years’ War Antwerp completely dozed off. As economic recess excluded any significant building activity, hardly any new structure was created and apart from minor modernisations,

olus Antwerpen, Korte Nieuwstraat 31–33 2000 Antwerpen (Antwerpen Afdeling 1, Sectie A, perceel 1053B). (Unpublished report). Antwerp 2017, pp. 23–63.

40 HUGO SOLX. Het verraad der 16<sup>de</sup>-eeuwse burgerij: een mythe?: enkele beschouwingen betreffende het gedragspatroon der 16<sup>de</sup>-eeuwse ondernemers i.v.m. Landjuweel 1561. Tijdschrift voor geschiedenis, 86 (1973) 2, pp. 262–280.

41 MACLOT 2014 (cf. n. 7), I, p. 150–151, 509.



only a handful of elite houses underwent architecturally striking transformations. In the 18<sup>th</sup> century the few elegant town houses on broad and distinguished streets were composed by merging old structures, redecorated with stylish rococo interiors behind modernized facades. The increasing taste for visual symmetry resulted in a typological change, as the traditional asymmetrical plan was replaced by the introduction of a central axis. To add pedigree to their family and homes, new inhabitants often preserved and integrated remarkable elements from earlier periods and styles, such as columned porticoes, door frames and chimney pieces, thus referring to distinguished predecessors and marking the long continuity of owners of importance.

Antwerp was no longer a 'modern' town. It did not have any particularly smart districts, streets, squares or parks, and showed an amalgam of buildings from different centuries.

A remarkable decision was the enlargement in 1715 of the central square Grote Markt, by removing the housing block that hampered the full view on the Town Hall, though its height had been adjusted 'to proportion' but 'respecting the dignity of flourishing trade'. In fact, freeing the view on the city's architectural jewel had been planned from the start, but had been postponed several times, first because of housing shortage and later for financial reasons.<sup>42</sup>

During the Austrian regime, in 1784 the abolition of churchyards allowed to create new public squares, but no initiatives thereto were taken. Eventually, the conquest by the French in 1792 put an end to the Ancien Régime. In 1798 religious properties were publicly sold and subsequently subdivided for housing, reused as manufactures, or replaced by modern structures. New laws and models were imposed, with far-reaching consequences on urban planning, building types and architectural design. The ideal was a 'white city' with orderly neoclassical architecture, but behind the modernised, plastered, whitewashed and regular looking facades, again most of the traditional houses would remain typologically unchanged for a long time.

---

42 MACLOT 2012 (cf. n. 19), p. 140–141. SAA, PK#3602.





# Diskontinuität: der Fall Belgrad im 18. Jahrhundert

Andrej Žmegač

Die befestigte Stadt Belgrad hat im Lauf der Geschichte eine herausragende strategische Position eingenommen. Die Stadt liegt in erhöhter Lage über der Mündung der Save in die Donau, und man könnte sagen, dass sie politisch einen neuralgischen Punkt zwischen dem Westen und dem Osten bildete. In der Neuzeit war sie Gegenstand von Streitigkeiten zwischen dem Habsburgerreich (Österreich) und dem Osmanischen Reich, und so war es auch im 18. Jahrhundert der Fall, worauf hier eingegangen wird. Dass Belgrad historisch eine Art «Knoten» in der Kräftermessung zwischen zwei Mächten und Welten war, zeigt sich bereits daran, dass es von Österreich viermal erobert wurde: 1688, 1717, 1789 und im Ersten Weltkrieg.

Um die Festung und die Stadtstruktur von Belgrad im 18. Jahrhundert besser beurteilen zu können, schauen wir uns eine andere befestigte Stadt an, die als Modell oder Paradigma dienen kann, nämlich Korfu, ebenfalls eine erstklassige strategische Festung von europäischem Rang, die in den antitürkischen Kriegen eine Rolle spielte. Korfu ist ein Beispiel für Kontinuität, da es im Gegensatz zu Belgrad, das durch eine Diskontinuität von Regierung bzw. Verwaltung gekennzeichnet war, mehrere Jahrhunderte unter der Herrschaft Venedigs stand.

Korfu hatte seinen Ursprung auf einer kleinen Halbinsel, die sich gut verteidigen ließ (Abb. 1). Im 16. Jahrhundert befand sich davor eine Vorstadt, die im Falle eines feindlichen Angriffs eine Gefahr darstellte. Deshalb wurde diese Siedlung entfernt, an ihrer Stelle wurde eine Esplanade angelegt. Eine neue Vorstadt wurde dann hinter der Esplanade errichtet, mit einer Fassadenlinie, die das Ende der Esplanade markiert. Die in die Siedlung führenden Strassen wurden radial auf die alte Festung ausgerichtet, zweifellos aus Sicherheitsgründen. Noch im selben Jahrhundert wurde diese Siedlung durch einen neuen Bastionsgürtel geschützt, der sich von Meer zu Meer erstreckte, sodass diese Vorstadt zu einer richtigen befestigten Stadt wurde. Die Ursprungsfestung auf der Halbinsel nahm einen rein militärischen Charakter an und wurde zur Zitadelle. Im 18. Jahrhundert schließlich wurden auf den Hügeln im Westen zwei weitere separate Forts errichtet, Abramo und S. Salvatore. Diese Tatsache ist für unser Thema nicht besonders relevant, aber sie zeugt davon, dass Korfu zu dieser Zeit die wichtigste venezianische Festung und eine der größten im Mittelmeerraum wurde.<sup>1</sup>

Am Beispiel Korfu sind mehrere Prinzipien zu beobachten: Die Festung verkörpert durch ihre stufenweise historische Entwicklung ein bestimmtes Schema, dem wir auch anderswo begegnen; es ist als Ergebnis einer kontinuierlichen jahrhundertelangen politischen Herrschaft entstanden. Wir haben den Kern der Anlage, d. h. die Zitadelle, davor die Esplanade, dann die bürgerliche Siedlung, zugleich die eigentliche Stadt, die wiederum durch einen Festungsgürtel geschützt ist. Dies ist ein Modell, das sich allmählich gebildet hat, und wir werden es in zahlreichen idealen Projekten finden, beispielsweise in den gedruckten Werken des 17. oder 18. Jahrhunderts (Abb. 2). Sie werden üblicherweise durch eine Regelmäßigkeit gekennzeichnet, die in einer historisch und «organisch» entstandenen Stadt nicht möglich war. In diesen Modellen geht es um ein regelmäßiges Bebauungsschema und auch die Zitadelle ist entsprechend gestaltet. Dieser Teil der Festung, stellte, wie in Korfu, in historisch gewachsenen Städten den Ursprung und eigentlich die erste Siedlung dar und konnte dort aus diesem Grund nicht von regelmäßiger Form sein.

---

1 Zur Entwicklung von Korfu siehe CHRISTIAN OTTERSACH. Im Schutz des Markuslöwen. In: Festungsjournal 2005, Bd. 26, S. 21–30.

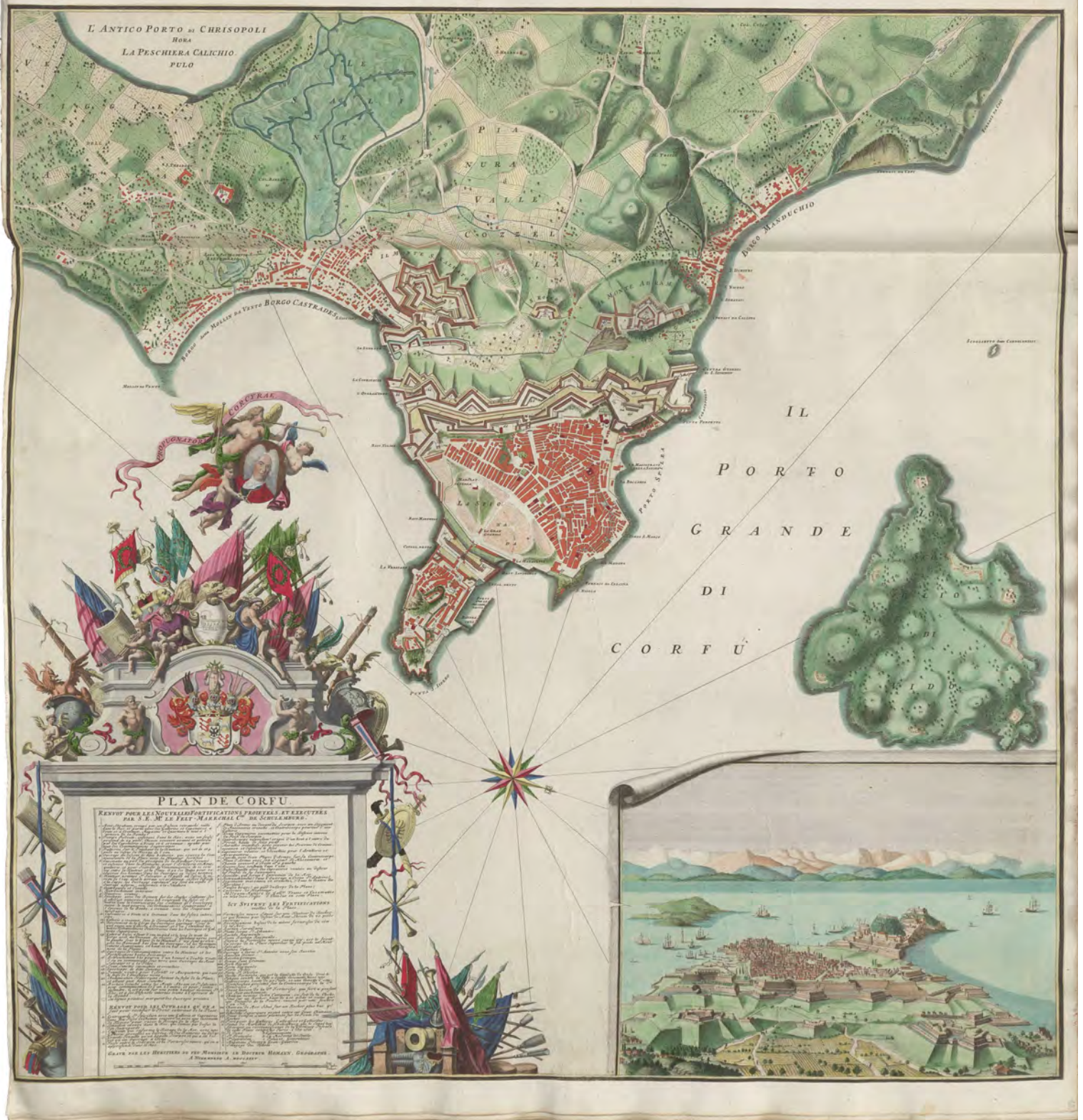
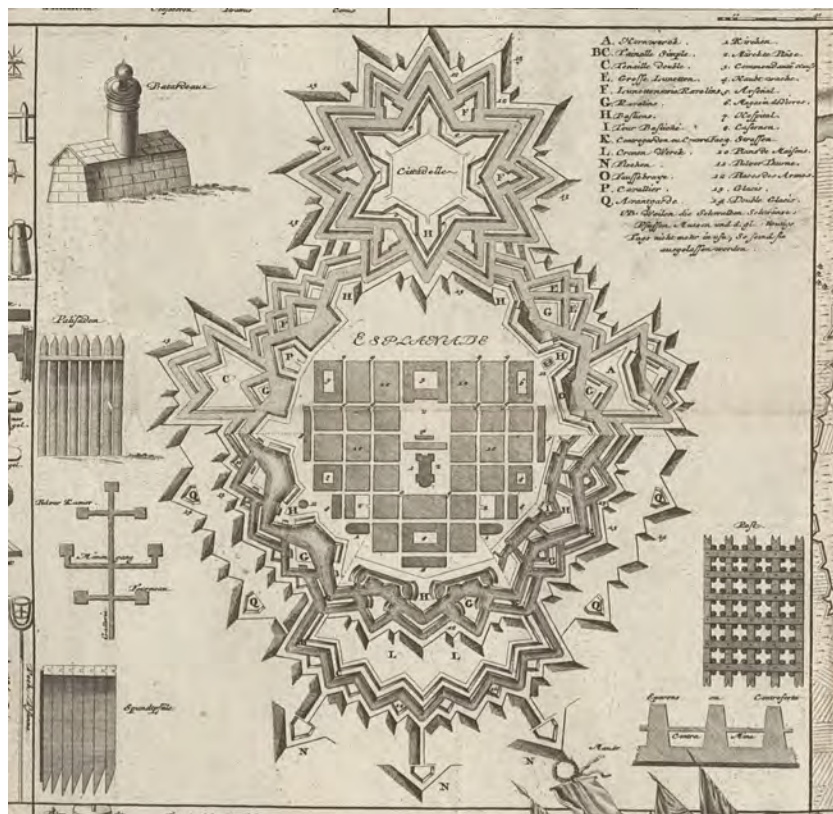


Abbildung 1: Plan von Korfu. Druck von HOMANN'S Erben, Nürnberg 1735. Württembergische Landesbibliothek Stuttgart, Sammlung Nicolai, Bd. 104, fol. 12r.

Wenn wir uns jetzt Belgrad Anfang des 18. Jahrhunderts, unter osmanischer Herrschaft, widmen, sehen wir auch eine unregelmäßig geformte Festung auf einem Plateau über dem Zusammenfluss zweier Flüsse. An der Ostseite befand sich vor der Festung die Vorstadt mit unregelmäßigen Straßen und Gassen, die nur von einer schwachen Befestigung umgeben war. Eine solche Stadt wurde 1717 von den Österreichern unter der Führung von Eugen von Savoyen eingenommen; es war sein letzter Sieg in einer langen Reihe großartiger militärischer Erfolge an verschiedenen europäischen Kriegsschauplätzen, insbesondere in der Auseinandersetzung mit den Osmanen. Im folgenden Jahr kam es zum Friedensvertrag von Passarowitz/Požarevac, durch den Österreich seine größte Ausdehnung auf dem Balkan erreichte, die neben Belgrad auch Nordserbien umfasste. Für Belgrad bedeuteten die



Abbildung 2: JOHANN FRIEDRICH OETTINGER, Kriegs- Ingenieur- u. Artillerie-Charte, 1737, Ausschnitt. Württembergische Landesbibliothek, Stuttgart, Sammlung Nicolai, Bd. 105, fol. 3r



nächsten zwanzig Jahre österreichischer Verwaltung eine Umstrukturierung des Stadtorganismus – einschließlich aller seiner Bestandteile, die Befestigungen inbegriffen – gemäß den zeitgenössischen westlichen Auffassungen.

Nun wandten die Österreicher die zuvor diskutierte Struktur an, und zwar als ein fertiges Modell. Der frühere befestigte Stadtkern nahm den Charakter der Zitadelle an, indem er ausschließlich militärischen Aufgaben gewidmet wurde. Davor wurde eine grössere freie Fläche eingerichtet – die Esplanade – und dann wurde die frühere Vorstadt in eine richtige Stadt umstrukturiert. Im Gegensatz zu den bis dahin unregelmäßigen Straßen, waren die neuen Straßen gerade und über ihre gesamte Länge gleich breit. Dies war auch das Ergebnis eines Programms der neuen österreichischen Regierung für ganz Serbien unter ihrer Kontrolle: «Geraumbe Freyplätze und regulirte Gassen in Stätten auszuthailen, auch wo, gesetzt, schlechte Häuser in einer unordentlichen Ausstheilung sich finden, solche bey deren Neu-Erbauung in Regl zu bringen»;<sup>2</sup> oder ähnlich: «...dass die Stätte mit hübsch- und regularen, auch bequemen Wohngebäuden versehen und nicht einem Jeden gestattet werde, sein Gebäu sich oft selbst zu Schaden und dem publico zur Unzier aufzuführen».<sup>3</sup> Dies waren Bestimmungen, die zu einer anderen Art des Wohnens und zu neuen Standards im Bereich der Stadtfunktionen, des Verkehrs und der Hygiene führten. Eine so gegliederte Stadt sehen wir zum Beispiel in der Abb. 3, aus der Zeit um 1722. Wie gewöhnlich wurde nicht alles, das im Projekt vorgesehen war, auch verwirklicht. Erstens wurden nicht alle Forts – schon gar nicht im gezeigten Umfang – jenseits der beiden Flüsse gebaut. Auch wurde im Osten (im Plan rechts) die ungewöhnliche fünfeckige Vorbefestigung nicht errichtet. Der Hauptteil der Stadt wurde jedoch größtenteils dem Projekt entsprechend realisiert: die Zitadelle mit ihrer bastionären Befestigung, die Esplanade, das neue Stadtraster und schließlich ein starker Bastionsgürtel um die Stadt. Obwohl dieser Grundriss nicht signiert ist, ist er mit Nikolaus Doxat Démoret in Verbindung zu bringen, da sich der Bau von Belgrad, beginnend mit 1723, nach seinen

2 JOSEPH LANGER. Serbien unter der kaiserlichen Regierung 1717–1739. In: Mitteilungen des K.u.k. Kriegsarchivs 1889, NF 3, S. 182.

3 LANGER 1889 (wie Anm. 2), S. 181–182.

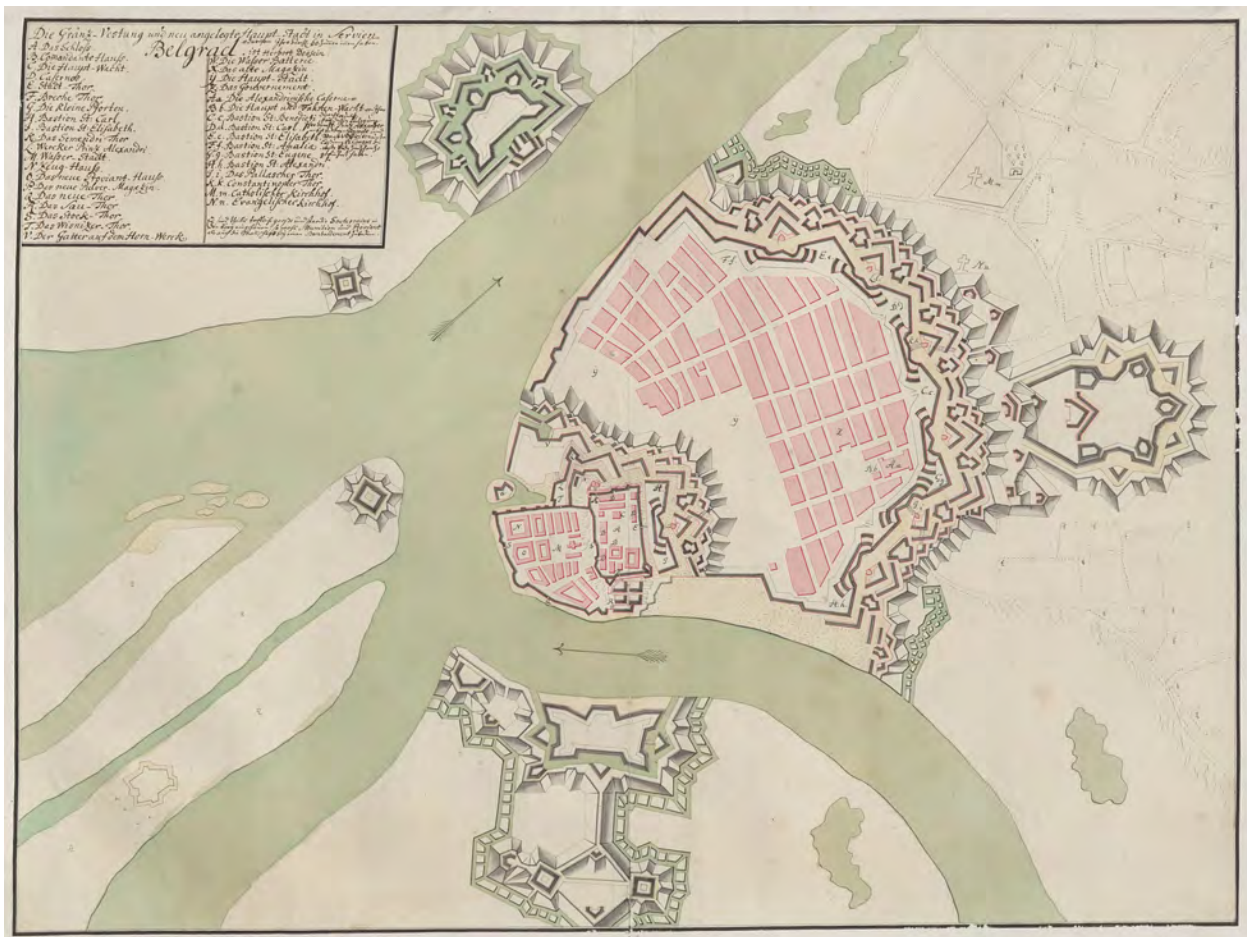


Abbildung 3: Belgrad um 1722. Württembergische Landesbibliothek, Stuttgart, Sammlung Nicolai, Bd. 132, fol. 30r.

Projekten richtete.<sup>4</sup> In dieser Darstellung wird auf wichtige Gebäude besonders hingewiesen, und das interessanteste unter ihnen ist jenes mit der Beschriftung *A.a. Die Alexandrinische Caserne*. Gemeint war die Kaserne, zugleich Sitz des Gouverneurs von Serbien – von diesem wichtigen Gebäude wird noch die Rede sein.

Neben der neuen physischen Gestaltung der Stadt wurde auch die Organisation des Lebens ins Auge gefasst: Es wurden Verordnungen zu religiösen Gebäuden, zur öffentlichen Ordnung, zur Sauberkeit, zum Krankenhaus, zur territorialen Verteilung der Handwerker, zur Anzahl der Gasthäuser und vielem mehr erlassen. Die neuen Regeln wurden offensichtlich benötigt, da eine Stadtstruktur mit wesentlich verschiedenen Prinzipien, oder gar ohne sie, geerbt wurde. Viele von diesen Regeln sollten sich auch auf das übrige Serbien beziehen. Bei Belgrad wurde zusätzlich sorgfältig auf die Zusammensetzung der Bevölkerung geachtet, d. h. auf die Beziehung zwischen den wichtigsten ethnischen Gruppen. Die Dokumente sprechen von Deutschen und Serben, wobei man davon ausgehen kann, dass Deutsche die deutschsprachige Bevölkerung bezeichnen. Es waren alle diejenigen, die mit der österreichischen Armee nach Belgrad gekommen waren, arme Leute, kleine Handwerker und andere, die sich durch diese Ansiedlung eine Verbesserung ihrer sozialen Position erhofften. Für sie war es bestimmt, «dass zu Belgrad als dem äussersten Gränzort und Vormauer der ganzen Christenheit allezeit die deutsche Nation die principaleste tam quoad activitatem quam numerum sein müsse».<sup>5</sup> Dies musste gelten, auch ohne Einbezug der militärischen Besatzung.<sup>6</sup>

4 ROBERT DOXAT. Nikolaus Doxat. Ein kaiserlicher General und Ingenieur des XVIII. Jahrhunderts. Dissertation. Wien 1954, S. 2, 3, 7.

5 LANGER 1889 (wie Anm. 2), S. 210.

6 LANGER 1889 (wie Anm. 2), S. 190: «...damit die Catholische und Teutsche Insassen auch ohne Einrechnung



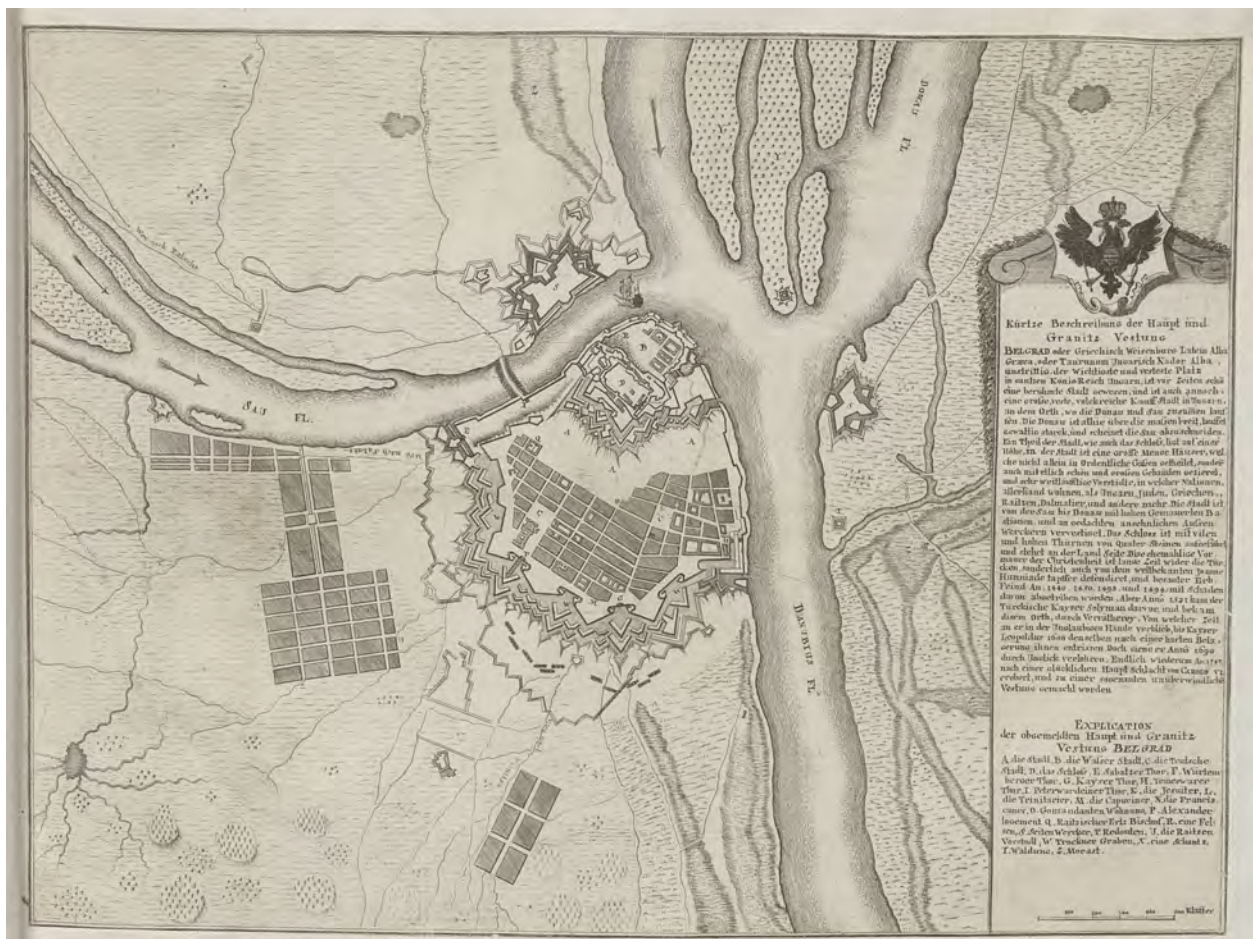


Abbildung 4: GABRIEL BODENEHR, Kurtze Beschreibung der Haupt und Granitz Vestung Belgrad..., um 1737. Württembergische Landesbibliothek, Stuttgart, Sammlung Nicolai, Bd. 132, fol. 27r.

Daher war der größte Teil der Stadt für die deutsche Bevölkerung vorgesehen, die den zentralen Teil und das Gebiet zum Donauufer hin besetzte, während der kleinere südliche Teil für die serbische Gemeinde übrig blieb. Ohne großen Zweifel kann man davon ausgehen, dass eine solche Aufteilung aufgrund des mangelnden Vertrauens in die Loyalität der serbisch-orthodoxen Gemeinschaft vorgenommen wurde.<sup>7</sup> Es werden auch die Minderheiten erwähnt, die Juden und die Türken. Bei den Türken handelte es sich offensichtlich um eine Gruppe von Kaufleuten, da wir wissen, dass es einen lebhaften Handel mit der Türkei gab und dass es in der Stadt auch ein Lagerhaus für türkische Waren gab.<sup>8</sup>

In dem neu strukturierten Belgrad jedoch, wie es im Doxat-Projekt definiert wurde, war offenbar nicht genügend Platz für alle Bewohner, weshalb man neue Vororte konzipierte, natürlich ausserhalb der Linie des neuen Bastionsgürtels. Man entnimmt ihre Anordnung der Abb. 4, wo klar zu sehen ist, wie auch diese Vororte regel- und planmässig angeordnet sind. Der größere war der südliche, welcher der serbischen Gemeinschaft gehörte. Der viel kleinere Vorort (nur sechs Häuserblocks) stand nördlich davon und war für die deutsche Gemeinschaft bestimmt. Sein Name war Karlstal, nach Kaiser Karl VI. Die gesamte funktionale Organisation Belgrads zu dieser Zeit zeigt also, dass sie auf einer durchdachten Konzeption beruhte.

Während des Ausbaus von Belgrad zur Zeit der österreichischen Verwaltung wurde eine Reihe von

der Basazung jedesmalen stärker als die Griechen und Schismatici seyen.»

7 Der Bericht des Kameral-Inspektors Jakob von Alter von 1724 meint, dass die Serben «lieben bisher noch mehr das türkische Joch als die christliche Regierung»; LANGER 1889 (wie Anm. 2), S. 194.

8 Augusta Carolinae Virtutis Monumenta seu Aedificia a Carolo VI... Viennae 1733, S. 74, 75.



Abbildung 5: NICOLAS SPARR DE BENSTORE, Kaserne des Alexander von Württemberg, 1738

Gebäuden der militärischen Infrastruktur errichtet, wie z. B. Kasernen. Die bekannteste unter ihnen war die bereits erwähnte Alexander-Kaserne, das größte Gebäude der Stadt (Abb. 5). Es hatte drei Innenhöfe und bildete einen Stadtblock für sich. Es diente nicht nur als Kaserne, sondern war auch Sitz von Prinz Carl Alexander von Württemberg, Eugens Kampfgenosse aus früheren Kriegen und jetzt Gouverneur von Belgrad und Serbien.<sup>9</sup> Sein repräsentativer Trakt kann vermutlich an der reichhaltigeren Fassadengestaltung und den Schornsteinen erkannt werden, die an den anderen Flügeln fehlen.

Die beiden besprochenen Grundrisse von Belgrad zeigen, wie das normalerweise der Fall ist, einen etwas verschönerten Zustand, der nicht exakt so existierte. Genauer gesagt, sie zeigen eine vollständige, geplante Zusammensetzung, an der noch gearbeitet wurde. Auch die komplexe Struktur des Bastionsgürtels wurde nicht vollständig errichtet, aber sein Grundaufbau war 1737 funktionsfähig, als ein neuer österreichisch-türkischer Konflikt ausbrach. Im Gegensatz zum vorherigen siegreichen Krieg (1716–1718), in dem Österreich seine Dominanz zeigte, erlebte es nun Rückschläge und Gebietsverluste. Es war bereits die Zeit nach Prinz Eugen, und die österreichische Armee war vernachlässigt, schlecht organisiert und versorgt.<sup>10</sup> Schließlich wurden Verhandlungen über die Übergabe Belgrads an die Osmanen geführt und ein entsprechender Friedensvertrag wurde im September 1739 unterzeichnet.<sup>11</sup>

9 KARL GUTKAS. Die Feldzüge des Prinzen Eugen in Italien und am Rhein. In: Prinz Eugen und das barocke Österreich, Ausstellungskatalog. Wien 1986, S. 197, 219; MÁRTA FATA. Karl Alexander von Württemberg. Kaiserlicher General und Statthalter von Serbien. In: Die Türkenkriege des 18. Jahrhunderts. Wahrnehmen – Wissen – Erinnern. Regensburg 2017.

10 CLAUDIA REICHL-HAM. Der vergessene Krieg? Wahrnehmungen zum 2. Türkenkrieg Karls VI. von 1737 bis 1739. In: Die Türkenkriege des 18. Jahrhunderts. Wahrnehmen – Wissen – Erinnern. Regensburg 2017, 85-89.

11 Die Umstände des Verlustes von Belgrad sind historisch nicht ganz klar; es gibt eine Reihe gedruckter Wer-



Wie üblich hatten die Österreicher das Recht, die Festungen zu schleifen, bevor sie die Stadt verließen, anstatt sie dem Feind zu überlassen. Die restliche militärische Infrastruktur musste aber intakt bleiben: «Und so sollen auch die Pulver-Magazine, die Schiffs-Arsenale, die Casernen und andere in der Stadt befindliche öffentliche und Privat-Gebäude dem Ottomannischen Kayserthum zugehören. Die übrige neue Festungswercker, Mauren und Forts, womit sowohl die Festung, als die Statt befestiget ist, sollen geschleift werden...».<sup>12</sup> In dieser Form haben die Osmanen also Belgrad übernommen. Wir erfahren, dass sie später versuchten, die österreichischen bastionären Strukturen wieder aufzubauen, dies jedoch in sehr vereinfachten und reduzierten Formen taten, sodass diese Befestigungen schließlich veraltet schienen. Zum Beispiel gab es keine externen Elemente oder unterirdische Kommunikationen mehr.<sup>13</sup>

Im Gegensatz dazu wurden die Strukturen, die ihnen im Rahmen des Friedensvertrages überlassen wurden, häufig abgerissen. Ein solches Schicksal betraf auch mehrere Kasernen, darunter jene Alexandrinische. Die Osmanen erbten etwas, das man als moderne westliche Technologie bezeichnen kann, weil die Kaserne einem neuen architektonischen Typ entsprach, der erst zur Zeit Ludwigs XIV. eingeführt wurde. Dass sie zerstört wurde, erklärt sich dadurch, dass die neuen Herren nicht bereit waren, die übernommene Infrastruktur auszunützen, weil sie einfach nicht ihrer militärischen Organisation oder ihren Auffassungen entsprach. Zudem akzeptierten sie keine mehrstöckigen Gebäude, sodass sie die Obergeschosse abreißen ließen.<sup>14</sup> Es war eine Folge ihrer Gewohnheit, in niedrigen, meist eingeschossigen Häusern zu leben, sodass sie praktisch nicht wussten, was sie mit den oberen Stockwerken anfangen sollten.

Im Allgemeinen kann nach 1739 in Belgrad erneut von Diskontinuität die Rede sein, da die Wiederherstellung der osmanischen Herrschaft zur Negation vieler Errungenschaften der österreichischen Periode geführt hat. So wurde die durch geradlinige Straßenzüge geschaffene Stadtordnung allmählich aufgegeben und die Straßen wurden wieder kurvig angelegt, während die Häuser nicht mehr unbedingt die vorgesehene Baulinie respektierten. Tatsächlich fand eine „Reorientalisierung“ der Stadt statt, und es ist wichtig zu betonen, dass sie nicht nur passiv vor sich ging – im Sinne von Vernachlässigung und Verwahrlosung – sondern auch aktiv, im Sinne der zuvor beschriebenen Zerstörung.<sup>15</sup>

Es scheint, dass der Fall Belgrad im 18. Jahrhundert durch die Begegnung zweier wesentlich unterschiedlicher Kulturen und Denkweisen gedeutet werden kann. Aufgrund ihrer Überzeugungen oder Traditionen waren die Osmanen daher nicht bereit, die technologischen Lösungen auszunützen, die sie durch die Übernahme von Belgrad geerbt hatten, sei es im militärischen oder zivilen Bereich. Diese Situation kann man dann mit einer breiteren Diskussion über die osmanische Position im tech-

---

ke aus jener Zeit, in denen die Verantwortung für dieses schwerwiegende Versagen den Kommandanten vor Ort zugeschoben wird (vor allem Graf Neiperg, aber auch dem Oberbefehlshaber der österreichischen Armee Seckendorff) und überhaupt nicht den Wiener Instanzen wie dem Kaiser selbst bzw. dem Hofkriegsrat.

12 JOHANN JACOB HOFER. Der Belgradische Friedens-Schluß zwischen Ihro Römisch Kayserl. Majestät und der Ottomannischen Pforte... Jena 1740, S. 13.

13 MARKO POPOVIĆ. Beogradska tvrđava. Beograd 2006, S. 257, 266, 267; Innerhalb der Zitadelle errichteten sie auch einen hohen Uhrturm, ein Gebäude, das vom Standpunkt der Verteidigung sicherlich nicht angemessen war (S. 260).

14 MIRJANA ROTER BLAGOJEVIĆ, ANA RADIVOJEVIĆ. Les espaces publics et la vie publique à Belgrade au XVIIIe et au XIXe siècle et leur transformation au XXe siècle. In: Études balkaniques 2007, S. 14; MARKO POPOVIĆ. Baroque Reconstruction of Belgrade. In: Baroque Belgrade – Transformation 1717–1739, Ausstellungskatalog. Belgrad 2019, S. 59.

15 Hier eine Schlussfolgerung über das Aussehen osmanischer Siedlungen, wie sie der General im österreichischen Dienst RAIMONDO MONTECUCCOLI (1608–1680) formuliert hat: «Die festen Plätze der Türken sind nicht so gut, wie die unseren. Sie sind nicht nach neuer Manier befestigt, haben keine wirklichen Flanken, sind enge, haben offene Vorstädte, zumeist hölzerne Häuser, die entweder an die Festungsmauern anstossen, oder nicht weit davon entfernt sind.» Ausgewählte Schriften des Raimund Fürsten Montecuccoli. Generalleutnant und Feldmarschall. Herausgegeben von der Direktion des K. K. Kriegs-Archivs, bearb. von ALOIS VELTZÉ. Bd. 2: Militärische Schriften. Wien/Leipzig 1899, S. 544.

nologischen und taktischen Wettbewerb mit dem Westen verbinden. Es ist zu bemerken, dass die politischen und geistlichen Umstände, die von den osmanischen Eliten abhingen, die Übernahme westlicher Innovationen, insbesondere im 17. Jahrhundert, verhinderten.<sup>16</sup> Aus den kriegerischen Kontakten mit dem Westen, d. h. auch mit Österreich, haben die Osmanen nicht die notwendigen Lehren gezogen, sodass der westliche technologische Fortschritt nicht systematisch übernommen und nicht Teil der Staatspolitik wurde. Die Folge war, dass ihr militärischer Apparat zunehmend rückständig wurde, was man im Bereich des Festungsbaus, der Artillerie und des Schiffbaus überzeugend nachweisen kann. Oft kam das Fachwissen von westlichen Spezialisten, die in den osmanischen Dienst traten. So kann festgestellt werden, dass, wenn eine echte fünfeckige Bastion im osmanischen Gebiet vorkommt, diese das Werk eines westlichen Experten ist. Ein Beispiel ist Belgrad selbst, wo die Festung, die künftige Zitadelle, um 1700 eine bastionäre Struktur hatte, die für die Osmanen von einem gewissen Cornaro entworfen wurde. An zahlreichen ihren Festungen bauten die Osmanen jedoch polygonale Strukturen mit mehr Ecken als fünf. Es ist nicht klar, ob sie dadurch versuchten, die westliche Bastion nachzuahmen, aber es könnte gefolgert werden, dass sie den Sinn der fünfeckigen Bastion nicht verstanden.

Im Kräftemessen mit dem Westen und insbesondere mit Österreich befanden sich die Osmanen nach ihrem Scheitern vor Wien 1683 im 18. Jahrhundert in der Defensive. Gerade deshalb ist die Belgrader Episode interessant, als es ihnen 1739 gelang, einen Teil ihres Besitzes wiederzugewinnen, vor allem dank der Fehlern der Österreicher. Die Übernahme von Belgrad, inzwischen «europäisiert», markierte eine neue Diskontinuität, indem die Stadt allmählich reorientalisiert wurde. Es stellte sich heraus, dass die traditionellen Überzeugungen immer noch stark genug waren, um das Bedürfnis, einige westliche Errungenschaften anzunehmen, zurückzudrängen.

Abbildungsnachweis:

1, 2, 3, 4: Württembergische Landesbibliothek Stuttgart.

5: Baroque Belgrade – Transformation 1717–1739, Ausstellungskatalog, Belgrade 2019.

---

16 Eine Auffassung von den Ursachen der Krise in den osmanischen Militärunternehmen: «Since the Treaty of Zsitvatorok of 1606 the Ottomans had not fought a major Habsburg army. They had had no opportunity to observe the advances in western military strategy. The triumph of Muslim religious fanaticism after the death of Sultan Süleyman I resulted at first in stagnation, then in a decline of theoretical sciences. The narrow-mindedness of the Ottoman leaders precluded the adoption of western technology or methodology. They learned little from the defeat of Szentgotthard and they continued to extol the superiority of traditional Ottoman values as the only prerequisites for military victory». GUSTAV BAYERLE. One Hundred Fifty Years of Frontier Life in Hungary. In: From Hunyadi to Rákóczi: War and Society in Late Medieval and Early Modern Hungary. Brooklyn 1982, S. 241.